

HEYNE

Tom Clancy / Steve Pieczenik

**TOM  
CLANCYS**  
**NET FORCE 5**

Tödliche  
Attacke

Roman

## Das Buch

Net Force Commander Alex Michaels leidet noch unter seinem chaotischen Privatleben, da kommt eine neue Gefahr auf ihn zu: Ein streng geheimes US-Militärmanöver der Luft- und Seestreitkräfte wurde durch eine undichte Stelle im Internet öffentlich. Die von der US-Regierung geplanten Strahlentests können die halbe Bevölkerung Amerikas ausrotten, wenn sie in die falschen Hände geraten. Und es gibt Anzeichen, dass genau dies bereits passiert ist

...

## Die Autoren

Tom Clancy, geboren 1947 in Baltimore, begann noch während seiner Tätigkeit als Versicherungskaufmann zu schreiben und legte schon mit seinem Roman *Jagd auf Roter Oktober* einen Bestseller vor. Mit seinen realitätsnahen und detailgenau recherchierten Spionage-thrillern hat er Weltruhm erlangt. Tom Clancy lebt mit seiner Familie in Maryland. Zuletzt erschienen von ihm *Im Zeichen des Drachen* und *Red Rabbit*. Zusammen mit Steve Pieczenik schrieb er die TB-Serien *OP-Center* und *Special Net Force*, die als Heyne Taschenbücher lieferbar sind.

Steve Pieczenik ist von Beruf Psychiater. Er arbeitete während der Amtszeiten von Henry Kissinger, Cyrus Vance und James Baker als Vermittler bei Geiselnahmen und Krisenmanager. Steve Pieczenik ist Bestsellerautor von psychologisch angelegten Polit-Thrillern.

TOM CLANCY und STEVE PIECZENIK

TOM CLANCY'S  
NET FORCE 5  
TÖDLICHE ATTACKE

*nach einer Idee von  
Tom Clancy und Steve Pieczenik  
geschrieben von Steve Perry*

*Roman*

*Aus dem Amerikanischen von Bea Reiter*

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE  
Nr. 01/13.765

Die Originalausgabe TOM CLANCY'S NET FORCE:  
BREAKING POINT erschien 2000 bei Berkley

Umwelthinweis:  
Das Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Verlagsbüro Oliver Neumann, München  
Deutsche Erstausgabe 10/2003  
Copyright © 2000 by Netco Partners  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003 by  
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München  
Der Wilhelm Heyne Verlag ist ein Verlag der  
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG  
Printed in Germany 2003  
Umschlagillustration: mauritius-images/SST  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Gesetzt aus der Palatino  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: Eisnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-86.954-0  
<http://www.heyne.de>

## DANKSAGUNG

*Wir möchten Martin H. Greenberg, Larry Segriff, Denise Little, John Helfers, Robert Youdelman, Esq. und Tom Mallon, Esq. für ihre Mitarbeit danken. Außerdem Mitchell Rubenstein und Laurie Silvers von Hollywood.com; den großartigen Mitarbeitern der Putnam Berkley Group, einschließlich Phyllis Grann, David Shanks und Tom Colgan. Wie immer bedanken wir uns auch dieses Mal bei Robert Gottlieb von der William Morris Agency, unserem Agenten und Freund, ohne den dieses Buch niemals entstanden wäre, wie auch bei Jerry Katzman, dem Vice Chairman der William Morris Agency, und seinen Kollegen vom Fernsehen. Am wichtigsten ist jedoch, dass nun Sie als unsere Leser entscheiden, wie erfolgreich unsere gemeinsamen Bemühungen waren.*

*»Wer schrieb dies Lied?, wagst du zu fragen  
du weißt, wer es schrieb -  
Es ist die Musik des Teufels selbst, heiß und süß.  
Verdammtd wird der sein, der ihr sein Ohr schenkt.«*

SEAN PATRICK O'MAHONEY

## TEIL1

# POLITIK IST IMMER REGIONAL

## PROLOG

*Mittwoch, 1. Juni 2011  
Daru, China*

Die Sonne erhab sich aus dem grauen Meer und schickte ihre ersten Strahlen auf das von tiefen Furchen durchzogene Gesicht des alten Zang, der auf einer verwitterten Bank vor dem Haus saß und sich auf seinen Stock stützte. Er stand oft schon mit den Hühnern auf, um die Morgendämmerung zu genießen, weil er wusste, dass er nicht mehr so viele Morgen hatte und es sich daher nicht leisten konnte, sie zu verschwenden. Aber der Gedanke daran machte ihn nicht traurig, sondern wütend.

An diesem Morgen schienen Zangs Sinne geschärfter zu sein als üblich. Sein sonst so getrübter Blick war klarer, sein Gehör besser und selbst die kaum spürbaren Strahlen der Sonne auf seiner Haut fühlten sich heute intensiver an.

Der alte Zang war erst vor kurzem in das Dorf Daru gezogen. Vor etwa zwölf Jahren – für einen Mann in seinem Alter nur ein Augenzwinkern – hatte man ihn gezwungen, sein Haus aufzugeben. Es war von den Wassermassen eines gigantischen Staudamms überflutet worden, der den Lauf von Chinas Flüssen für immer veränderte. Mit 94 Jahren hatte er seine Frau, mehrere Kinder und sogar einige seiner Enkelkinder überlebt und hier, wo er bei einem seiner Enkel lebte, gefiel es ihm überhaupt nicht. Sein

Zimmer war gar nicht schlecht und das Bett recht weich – ein nicht unwichtiges Argument, wenn die Knochen schon so alt waren wie die seinen –, aber das Dorf war ein Dreckloch und beileibe nicht der Ort, von dem aus man sich auf die letzte Reise zu seinen Ahnen machen wollte.

Daru lag an der Küste nördlich von Quanzhou auf dem chinesischen Festland, das von Taiwan durch die stürmische Formosastraße getrennt wurde. In dem Dorf wohnten viele ältere Menschen, von denen einige – wie Zang zum Beispiel – Opfer des Staudamms waren. Manche hatten ihr ganzes Leben lang hier gewohnt und waren hier alt geworden. Bis auf ein paar jüngere Dorfbewohner, von denen die meisten als Fischer arbeiteten, war Daru ein Ort, an dem alte Männer und Frauen auf ihren Tod warteten.

Bei dem Gedanken an seine Zwangsumsiedlung wurde Zang wieder wütend und dieses Mal erfüllte ihn sein Zorn mit einem heißen Glühen, das von seinen Füßen bis zu seinem Kopf hochschoß. Wie hatten sie es *wagen* können, so etwas zu tun? Diese dummen Kommunisten, die alles und jedes ihrer unmoralischen Ideologie unterordneten, hatten es fertig gebracht, innerhalb eines halben Menschenlebens das ganze Land zu ruinieren. Er hatte gehofft, lange genug zu leben, um noch zu sehen, wie Maos Kinder ihre Macht verloren, aber langsam wurde ihm klar, dass er es wohl doch nicht mehr erleben würde. Und das ärgerte ihn umso mehr. Er war alt! Alt! Sein ganzes Leben lang hatte er hart gearbeitet und was hatte er jetzt davon? Man hatte ihn zu diesem Schwachkopf von Enkel abgeschoben, in ein schmutziges, heruntergekommenes Dorf, in dem nicht einmal Schweine sich wohl fühlten. Das war nicht richtig.

Zang umklammerte den schweren Stock, bis die Adern an seinen Händen hervortraten und so dick waren wie die Sehnen und die

knotigen, von Arthritis verformten Gelenke unter der von Altersflecken übersäten, papierdünnen Haut. Seine Wut hüllte ihn ein wie der Kokon einer Seidenraupe und wärmte seine fröstelnden Glieder. Nein, es war nicht richtig!

Die Frau seines Enkels, eine dumme Kuh, die mit 34 Jahren schon so fett war, dass sie kaum noch watscheln konnte, kam schwer atmend über den Kiespfad auf ihn zu. Sie stemmte die Hände auf ihre ausladenden Hüften und stellte sich so vor ihn hin, dass sie ihm die Sonne nahm. »Warum seid Ihr schon wieder hier draußen, Großvater Zang? Ihr werdet euch noch eine Lungenentzündung holen! Ich würde mich ja freuen, wenn Ihr krank werden und endlich sterben würdet, aber Ming-Yang wäre traurig und daher kann ich es nicht zulassen. Steht also auf und kommt herein, und zwar gleich«, fuhr sie ihn an.

Die dumme Kuh schien selbst ziemlich wütend zu sein, was gar nicht zu ihr passte. Normalerweise war sie einfach nur träge. Schwer von Begriff und dumm wie die Nacht, dachte Zang. Etwas Besseres hatte Ming, dieser Schwachkopf von Enkelsohn, nicht finden können. Was für eine Schande.

»Du nimmst mir die Sonne«, sagte Zang. »Geh zur Seite.«

»Alter Tattergreis! Seid Ihr jetzt auch noch taub und dumm geworden? 'Steht auf!', habe ich gesagt.« Sie streckte die Hand aus, als wollte sie ihn packen und mit sich ins Haus zerren.

Das war ein Fehler. Zang riss den Stock hoch und rammte ihn seiner Schwiegertochter so schnell und mit solcher Kraft in den Bauch, dass es ihn selbst überraschte.

»Uuuuh!«, keuchte sie, während sie sich nach vorn beugte und die Hände auf den Magen presste.

Zang stand auf, holte mit dem Stock aus, als wäre dieser eine Axt, und versetzte ihr einen heftigen Schlag gegen den Kopf. Der

Knochen gab mit einem Ekel erregenden, aber höchst befriedigenden Knacken nach und die dumme Kuh ging zu Boden.

Ha!

Zang beugte sich vor und hieb mit aller Kraft auf ihren Körper ein. Ah, das tat gut. Er schlug sie noch einmal. Das war besser. Und noch einmal. Das war sogar noch besser!

Er war nicht mehr so stark wie früher, aber es steckte doch noch einiges Leben in ihm. Seine Wut wurde immer größer, während er auf die reglos am Boden liegende Frau einschlug. Sie hatte ihm die Sonne genommen! Er würde es ihr schon zeigen!

Nach einer Weile wurde Zang müde und beschloss, sich ein wenig auszuruhen, bevor er mit seiner Arbeit weitermachte. Als er so dastand und die Frau vor sich betrachtete, hob er zufällig den Blick und sah, wie der Schwachkopf von Enkelsohn mit einer dreizinkigen Heugabel in der Hand auf ihn zugerannt kam.

Das war ganz erstaunlich, denn sein Enkelsohn war sonst so sanftmütig wie ein Lamm. Er war ein Mann, der um einen Käfer herumging, um ihn nicht zu zertreten, andere bat, seine Köderfische aufzuspießen, weil er es nicht fertig brachte, ihnen wehzutun, und, soweit Zang sich erinnern konnte, noch nie ein böses Wort zu einem anderen gesagt hatte.

»Alter Narr! Ich werde Euch töten!«, schrie Ming-Yang.

Der alte Zang lächelte spöttisch. »Ach ja? Dann komm her und versuch es, du schwachsinniger Armleuchter!« Er hob den Stock und wartete darauf, dass der jüngere Mann angriff.

Zang überlegte sich, wie er den Zinken der Heugabel ausweichen und Ming mit dem Stock treffen konnte, aber trotzdem bemerkte er mit seinen geschärften Sinnen, wie sein 13-jähriger Urenkel Cheng hinter seinem Vater auftauchte und mit einem großen, metallisch glänzenden Fischhaken in der Luft herumfuchtelte. Wen

wollte Cheng wohl damit aufspießen? Aber es spielte eigentlich keine Rolle. Zang würde sich seinen Urenkel schon noch vornehmen und dann waren die anderen in diesem Dreckloch von Dorf an der Reihe.

Er würde sie alle töten.

Endlich einmal ein guter Gedanke. Zang lachte laut.

# 1

*Donnerstag, 2. Juni  
Quantico, Virginia*

Alex Michaels fuhr mit seinem Liegerad über den breiten Fahrradweg, der vom Hauptquartier der Net Force zu dem chinesischen Restaurant führte, wo er manchmal zu Mittag aß. Er trat kräftig in die Pedale. Trotz des bedeckten Himmels war es heiß und schwül und sein T-Shirt und die Radlerhose waren bereits nass vor Schweiß. Als er an drei joggenden Marineoffizieren vom Stützpunkt vorbeisauste, die selbst ein ziemliches Tempo an den Tag legten, schaltete er in einen höheren Gang. Normalerweise machte es Alex Spaß, mit dem Liegerad zu fahren und das Brennen in seinen Beinen und der Lunge zu spüren, während er seine Muskeln trainierte und die Riesenportion Eiscreme abtrainierte, die er am Abend zuvor gegessen hatte. Normalerweise gab es vieles, das dem Commander der Net Force Spaß machte. Aber so, wie sich seine Füße jetzt in den Rennbügeln des Rades wie ein Uhrwerk vorwärtsbewegten, war vieles von dem, was er in letzter Zeit getan hatte, völlig mechanisch geschehen.

Bei der Net Force lief es zurzeit ganz gut. Bis auf einige tausend kleine Fische, die seine Abteilung zusammentreiben und fangen sollte, gab es gerade keine größeren Probleme in der Welt der Computerkriminalität.

Kein verrückter Russe, der die Weltherrschaft übernehmen wollte, kein Stabschef aus dem Büro eines Senators, der nach und nach die Welt aufkaufen wollte, nicht einmal ein durchgeknallter Engländer, der die glorreiche Zeit des britischen Empire wiederauferstehen lassen wollte. Der Kongress warf ihm zur Abwechslung einmal keine Knüppel zwischen die Beine und seine Chefin, die neue FBI-Direktorin, war zwar manchmal etwas unbeherrscht, aber im Grunde genommen keine schlechte Vorgesetzte – und in letzter Zeit ließ sie ihn sogar meistens in Ruhe.

Bei der Net Force war also alles in Ordnung. Aber sein Privatleben war nur noch ein Trümmerhaufen.

Er lenkte das Rad nach rechts, damit die beiden Radfahrer, die ihm nebeneinander entgegenkamen, genügend Platz hatten, um an ihm vorbeizukommen. Das Paar, ein älterer Mann und eine Frau, winkte ihm zu. Alex hob kurz die Hand und winkte zurück.

Megan, seine Exfrau, hatte sich verlobt und war in Idaho vor Gericht gegangen, um das alleinige Sorgerecht für ihre gemeinsame Tochter Susie zu bekommen. Ihr Verlobter wollte das Mädchen adoptieren. Susie mochte den neuen Mann im Leben ihrer Mutter, während bei Michaels das Gegenteil der Fall war. Dass er den Verlobten seiner Frau bei einem Besuch an Weihnachten geschlagen hatte, verbesserte die Situation auch nicht gerade – obwohl es damals eine große Genugtuung für ihn gewesen war.

Michaels hätte sich wehren können. Sein Anwalt hatte gesagt, dass die Chancen, vor Gericht zu gewinnen, recht gut stünden, und Michaels erste Reaktion war gewesen, genau das zu tun – sich mit

allen Mitteln zu wehren und bis zum letzten Atemzug zu kämpfen, wenn es sein musste. Aber er liebte seine Tochter, die noch sehr jung war. Es würde Jahre dauern, bis sie das Teenageralter erreicht hatte. Welche Folgen hätte ein erbitterter Streit um das Sorgerecht für sie? Sein einziges Kind zu traumatisieren war das Letzte, was er wollte.

Wäre es nicht vielleicht besser für sie, eine Mutter und einen Vater zu haben – selbst wenn es ein Stiefvater war –, die ständig bei ihr sein könnten? Washington D.C. war ziemlich weit von Boise entfernt und Michaels sah seine Tochter nicht so oft, wie er wollte. Hatte er bei Susie einen nicht wieder gutzumachenden Schaden angerichtet, weil er sie jedes Jahr herfliegen ließ, um die Sommerferien mit ihr zu verbringen? Würde dies langfristig gesehen einen negativen Einfluss auf ihr Leben haben?

Vor Michaels lag eine lang gezogene, abschüssige Kurve und anstatt wie sonst langsamer zu werden, wollte er sie dieses Mal mit voller Geschwindigkeit durchfahren. Er schaltete in den nächsthöheren Gang und trat noch energischer in die Pedale. Als er in die Kurve einfuhr, sah er plötzlich eine Gruppe von Spaziergängern vor sich, die aus einem nahe gelegenen Pflegeheim kamen. Sie nahmen fast die gesamte Breite des Weges in Anspruch. Das Liegerad hatte keine Klingel und Michaels befürchtete, dass einer der Alten einen Herzanfall bekommen könnte, wenn er ihnen zurief, dass sie Platz machen sollten.

Er hörte auf zu treten und bremste kräftig. Die Hochleistungsscheibenbremsen an allen drei Rädern kreischten wegen des plötzlichen Drucks und als das Rad seine Geschwindigkeit drastisch verringerte, roch es nach schmelzenden Platinen. Ein Zweirad wäre jetzt wahrscheinlich zur Seite ausgebrochen, aber das Dreirad flatterte lediglich mit dem hinteren Teil ein wenig hin und her, bevor

es fast zum Stehen kam. Die betagten Spaziergänger, von denen die meisten über achtzig zu sein schienen, bemerkten ihn erst, als er in Schrittgeschwindigkeit an ihnen vorbeirollte.

Omas und Opas mit seinem Rad zu überfahren, das hätte ihm gerade noch gefehlt. Als wenn er nicht schon genug Schwierigkeiten hätte.

Und dann gab es natürlich noch *das* große Problem in seinem Leben: Toni.

Sie war immer noch in England, wo sie Pentjak Silat trainierte, eine indonesische Kampfsportart, in der sie Expertin war. Ihr Lehrer war ein gewisser Carl. Den Nachnamen hatte er vergessen. Als Michaels Großbritannien verlassen hatte, war zwischen Carl und Toni nichts gewesen, aber das konnte sich in der Zwischenzeit ja geändert haben. Es war schon mehr als einen Monat her. In einem Monat konnte vieles geschehen.

Toni Fiorella war klug, sah blendend aus und konnte mit den Händen töten, wenn es sein musste. Sie war sein Deputy Commander gewesen, bis sie gekündigt hatte. Und sie war seine Geliebte gewesen – bis sie von seiner Affäre mit der blonden Geheimagentin Angela Cooper vom britischen MI-6 erfahren hatte.

*Affäre kann man das aber nicht nennen, Alex, sagte eine Stimme in seinem Kopf. Schließlich ist überhaupt nichts passiert.*

*Doch, es ist etwas passiert. Es hätte niemals so weit kommen dürfen, dass ich auch nur daran denke.*

Wir waren müde, hatten etwas getrunken und Cooper hatte es darauf angelegt – die Massage und so ...

Es gibt keine Entschuldigung dafür.

Diese Diskussion hatte er in den letzten sechs Wochen mindestens tausendmal mit sich geführt. Mit ungefähr tausend Varianten. Es wäre anders gekommen, wenn Toni nicht nach Frankreich

gereist wäre. Wenn er Angelas Einladung auf ein Bier und *Fish and Chips* nicht angenommen hätte. Wenn er nicht mit in Angelas Wohnung gekommen wäre, um sich von ihr den Rücken massieren zu lassen. Es war sinnlos, jetzt noch Spekulationen anzustellen. Und sich selbst belügen konnte er auch nicht, egal, wie sehr ihm danach war. Er überlegte, ob er das Rad nicht wieder auf volle Geschwindigkeit bringen sollte, aber plötzlich schien es ihm nicht mehr die Mühe wert zu sein. Das chinesische Restaurant war nicht mehr weit weg. Und eilig hatte er es ja nicht. Hungrig war er auch nicht. Außerdem war es ihm vollkommen egal, ob er pünktlich wieder hinter seinem Schreibtisch saß oder nicht.

Selbst der Gedanke daran, einen Oldie zu kaufen, konnte ihn nicht aufmuntern. Er hatte bereits einen Plymouth Prowler und einen Mazda MX-5, einen Miata, restauriert, aber zurzeit stand die zu seiner Wohnung gehörende Garage leer. In dem Miata hatte er Toni zum ersten Mal geküsst. Als sie ihn verlassen hatte und in England geblieben war, hatte er das Auto nicht mehr behalten wollen.

*Er seufzte. Du Waschlappen! Hör endlich auf, in Selbstmitleid zu baden. Reiß dich zusammen! Sei ein Mann!*

»Halt die Klappe«, sagte er zu der Stimme in seinem Kopf. Aber sie hatte ja Recht. Er war keiner dieser empfindsamen Softies, die bei einem traurigen Film zu flennen anfingen. In seiner Welt stellte sich ein Mann seinen Problemen und machte einfach weiter. So hatte es ihm sein Vater beigebracht und so hatte er sein Leben bis jetzt auch geführt. Jammern und Hände ringen war nichts für einen Mann. Wenn man etwas verbockte, hielt man den Kopf dafür hin, und dann ging das Leben weiter. Aus, fertig, vorbei. Wie hieß es so schön? Wer A sagt, muss auch B sagen. Nur darum ging es.

Zumindest theoretisch.

*Donnerstag  
Sperryville, Virginia*

»Au«, sagte Jay Gridley. Er schlug mit der Hand auf seinen nackten Arm. Als er sie wegzog, breitete sich auf seiner Haut etwas Rotes, Flüssiges aus, das den zerquetschten Körper eines Moskitos umgab. Zumindest sah es wie ein Moskito aus – man konnte es nicht mehr so genau erkennen.

»Mörder«, sagte Soji. Sie lächelte.

»Das war Notwehr«, antwortete er. »Wenn ich gewusst hätte, dass diese Minivampire mich anfallen, hätte ich es mir zweimal überlegt und wäre wahrscheinlich nicht mit dir in diese Wildnis gegangen. Oder ich hätte eine Schachtel Streichhölzer mitgenommen, aus denen ich jetzt kleine Holzpfölcke schnitzen könnte. In der virtuellen Welt würde das Ganze mehr Spaß machen.«

»Mein Vater sagte immer, dass Gott nur zwei Fehler gemacht hat: Moskitos und Politiker. Er war Stadtrat, daher konnte er es sich erlauben, so etwas zu sagen. Aber er hat sich geirrt – sowohl Moskitos als auch Politiker haben ihre Berechtigung.«

Jay schüttelte den Kopf. »Willst du mir schon wieder etwas von heiligem Rauch und buddhistischen Spiegeln erzählen? Du wirst ziemlich weit ausholen müssen, um einen Sinn in Moskitos zu sehen.«

»Wirklich? Und was ist mit den Fledermäusen, von denen sie gefressen werden?«

»Die könnten sich auch von etwas anderem ernähren. Es gibt eine Menge Käfer, die mich nicht um jeden Preis zerfleischen wollen. Außerdem könnten sie auch mehr Mücken oder andere Viecher fressen.«

»Jay, wenn wir alles verschwinden lassen, was dir Unbehagen

bereitet, würdest du es doch gar nicht mehr merken, wenn dir etwas Freude macht.«

Sie gingen auf einem schmalen Weg, der sich durch einen Wald mit vielen Laubbäumen schlängelte. Es gab genug Schatten, so dass ihnen die Hitze nicht allzu sehr zu schaffen machte. Die Luft war sauerstoffreich und es roch nach Sommer, Pflanzen und Unmengen von feuchtem Humus. Jays Rucksack war erheblich schwerer als das, was er sonst mit sich herumtrug, aber da Sojis Rucksack genauso schwer war, konnte er sich schlecht beschweren. Er trug das Zelt, doch dafür hatte sie das Kochgeschirr auf dem Rücken.

Jay schüttelte den Kopf. Wenn er mit Sojan Rinpoche über Philosophie oder Religion diskutierte, zog er immer den Kürzeren. Sie konnte aus einem Kreis ein Quadrat machen. Obwohl sie noch keine dreißig war, hatte sie davon erheblich mehr Ahnung als er. Kennen gelernt harten sie sich, nachdem er bei der Suche nach dem Erfinder eines Quantencomputers, der der Net Force alle möglichen Probleme bereitet hatte, eine Onlineverletzung erlitten hatte. Da sie zum ersten Mal in der VR – der Virtual Reality – über das Internet miteinander Kontakt aufgenommen hatten, waren beide in einer anderen Persönlichkeit aufgetreten. Soji war damals ein alter tibetanischer Mönch gewesen. Als junge Frau gefiel sie ihm allerdings erheblich besser. Sie hatte ihm dabei geholfen, sich von einer Gehirnverletzung zu erholen, die theoretisch gar nicht heilbar war.

»Genau das ist dein Problem, Jay. Du bist viel zu lange online. Du solltest dich mehr in der freien Natur aufhalten.«

»Wenn ich wollte, könnte ich mehr Moskitos in ein Szenario einbauen.«

»Du könntest. Hast du es schon mal gemacht?«

»Nein.«

»Ohne zu wissen, wie es sich anfühlt, von einem echten Moskito

gestochen zu werden, oder wie ein Moskito aussieht, wenn man ihn mit der flachen Hand zerquetscht, könntest du es gar nicht so machen, dass es real wirkt. Und selbst wenn es real wirkt, wäre es nur eine Imitation und nicht wirklich.«

»Aber ist das hier nicht auch eine Illusion?« Er deutete mit der Hand auf den bewaldeten Hügel vor ihnen.

»Falsche Religion, Jay. Versuch's mal mit den Hindus oder den Existenzialisten. Buddhisten neigen nicht dazu, die Realität zu leugnen. Wir beschäftigen uns sehr ausgiebig damit.«

»Und was ist mit der Persönlichkeit des alten Mannes, die du im Netz benutzt hast?«

»Ein Werkzeug, sonst nichts. Damit konnte ich vielen Vorurteilen aus dem Weg gehen und meinen Patienten fiel es leichter, sich zu entspannen. Außerdem ist eine Illusion per Definition nicht echt, also kann sie doch nicht echter oder unechter werden, wenn man sie ein bisschen verändert, oder?«

Jay musste lachen. Er genoss es, mit ihr zusammen zu sein. »Wie weit ist es denn noch bis zu diesem geheimen Ort, von dem du mir erzählt hast?«

»Nicht mehr weit. Nur noch ein paar Kilometer.«

Er stöhnte theatralisch. »Du hast mir nicht erzählt, dass ich um den halben Planeten laufen und dabei ein Haus auf dem Rücken tragen muss. Hoffentlich lohnt sich dieser Gewaltmarsch auch.«

»Mit Sicherheit. Wenn du nicht hundertprozentig zufrieden bist, bekommst du dein Geld zurück.«

Das klang viel versprechend. Aber als er nach einem zweiten Moskito schlug, war er fast so weit, Sojis Vater zumindest in einem Punkt zuzustimmen – trotz allem, was seine Tochter gerade gesagt hatte.

*Quantico, Virginia*

Als John Howard auf den Schießstand kam, hörte er: »Aaaachtung! Stillgestanden! General an Bord! Guten Morgen, Brigadier.«

Howard versuchte, ein Grinsen zu unterdrücken, was ihm aber nicht gelang. Vor ihm stand ein kerzengerader Sergeant Julio Fernandez, der einen Salut wie aus dem Bilderbuch durchführte. Noch zackiger ging es gar nicht.

»Julio, Sie wissen doch, dass es keine Brigadiers mehr gibt.«

»Aber es klingt doch so gut, Sir!«

»Stehen Sie bequem, Lieutenant«, sagte Howard. Er erwiderte den Salut.

»Das finde ich gar nicht witzig, John.«

»Ich kann mir das erlauben. Schließlich bin ich nicht mehr Colonel, sondern General. Was meinen Sie, Kanonier?«

Der Waffenmeister, der hinter Julio stand, musste grinsen. »O ja, Sir, ich bin sicher, dass Sergeant Fernandez einen hervorragenden Offizier abgeben würde. Dann würde er endlich einmal etwas für sein Geld tun.«

»Wenn sie mich befördern, werde ich als Erstes dafür sorgen, dass du in hohem Bogen hier rausfliegst«, sagte Fernandez. »Du wirst achtzehn Stunden am Tag den Kies auf dem Exerzierplatz anstreichen.«

Der Waffenmeister lachte. »Was darf's denn heute sein, Sir, Kurz- oder Langwaffe?«

»Ich glaube, der Sergeant muss ein bisschen mit seiner Pistole üben«, antwortete Howard.

Der Waffenmeister nickte und stellte zwei Behälter aus Plastik auf den Tisch. Der blaue Behälter enthielt Patronen Kaliber .357, der orangefarbene 9 mm. Howard griff nach dem blauen Behälter, Fernandez nach dem orangefarbenen.

»Bahnen acht und neun«, sagte der Waffenmeister.

Howard setzte sich seine Ohrstöpsel ein, während er auf den Eingang der Galerie zusteuerte. Fernandez rannte an ihm vorbei, um ihm die Tür aufzuhalten. »Gestatten, General. Ich möchte auf keinen Fall, dass Sie hinterher sagen, Sie hätten sich an der Hand verletzt oder so etwas in der Art, wenn ich Sie haushoch geschlagen habe. Bis jetzt ist es mir noch nie gelungen, einen General zu besiegen.«

»Und heute werden Sie sicher nicht damit anfangen, Sergeant.«

Als die beiden Militärangehörigen der Net Force in der ihnen zugewiesenen Bahn waren, stellten sie ihre Munition auf den Tisch vor sich und schalteten die Holoprojektoren ein. Wenn sie gegeneinander antraten, verwendeten die beiden identische Szenarien, damit es keinen Zweifel darüber gab, wer der bessere Schütze gewesen war.

Howard steckte das Lederholster mit seinem Revolver Smith & Wesson .357 Modell 66 in den Hosenbund und rückte es zurecht. Die S & W war eine Antiquität aus rostfreiem Stahl und bei weitem nicht so effektiv wie die taktischen Polymer-Pistolen, die von der Net Force verwendet wurden. Die Pistolen vom Typ Heckler & Koch und Walther konnten fast dreimal so viel Munition aufnehmen und waren mit allen möglichen Zusatzgeräten ausgestattet – Laser, Schalldämpfer, Taschenlampen, alles auf modularer Basis. Bis vor kurzem war die Smith noch so gut wie unverändert gewesen. Aber dann hatte Howard sich vom Waffenmeister dazu überreden lassen, eine Zielvorrichtung mit einem roten Leuchtpunkt

auszuprobieren, der auf die Kimme aus Eisen gesteckt wurde und seine Treffsicherheit sofort verbessert hatte. Trotzdem kam es Howard wie ein Sakrileg vor – der alte Trommelrevolver war Waffe und Talisman zugleich, eine Art Glücksbringer, der zur gleichen Kategorie gehörte wie die Maschinenpistole, die er von seinem Großvater bekommen hatte. Sie funktionierte noch, aber sie hätte selbst dann nicht mit den von der Net Force verwendeten Waffen mithalten können, wenn er sie mit einem Tasco-Zielfernrohr ausgerüstet hätte.

Julio musste immer noch grinsen, wenn er die Zielvorrichtung an der Smith & Wesson sah. »Fertig, John?«

Fernandez schoss mit seiner blau eloxierten Beretta Modell 92, die zwar nicht ganz so alt war wie die Smith, aber mit Sicherheit genauso wenig zur Klasse der taktischen Pistolen gehörte wie Howards Waffe. Sie waren eben zwei alte, grauhaarige Soldaten, die an ihren Gewohnheiten hingen. Wenn sie nicht aufpassten, würde eines Tages die Zukunft an ihnen vorbeiziehen.

Das Zielobjekt, ein mit einer Brechstange bewaffneter Mann, tauchte neun Meter von Howard entfernt auf und rannte auf ihn zu. Der General riss seinen Revolver aus dem Holster, brachte ihn in Anschlag und feuerte zweimal schnell hintereinander, wobei er auf die Brust des Mannes zielte. Das Zielobjekt hielt an und stürzte zu Boden. Die Holografien auf dem Schießstand waren recht gut und der Computer erfasste sämtliche Treffer und Fehlschüsse.

»Sie waren eine Viertelsekunde schneller«, sagte Fernandez hinter der kugelsicheren Abtrennung zwischen ihnen. »Auch ein General hat mal Glück.«

»Genau. Nehmen wir uns noch ein paar vor, dann zeige ich Ihnen, wie viel Glück ich wirklich habe.«

Das zweite Zielobjekt hatte ein langes Messer bei sich und Ho-

wards erster Schuss traf etwas zu hoch, genau in den Kehlkopf. Immerhin besser als der zweite, denn der ging gar nicht erst los. Stattdessen hörte Howard ein metallisches Knacken und gleich darauf blockierte der Zylinder. »Ich habe eine Ladehemmung!«, rief Howard. Er hielt die Waffe nach unten gerichtet und wartete.

Julio kam um die Abtrennung herum und hob fragend eine Augenbraue.

»Es muss etwas abgebrochen sein. Der Zylinder dreht sich nicht mehr.«

»Ich werde den Waffenmeister holen, damit er sich Ihre Waffe einmal ansieht. Die sechs Treffer, mit denen Sie mich schlagen wollten, werden Sie damit wohl nicht mehr schaffen.«

»Tut mir Leid, Sir, aber früher oder später nutzt sich alles ab. Sie haben im Laufe der Jahre wahrscheinlich dreißig- oder vierzigtausend Schuss mit dieser Waffe abgefeuert, also können Sie von einer Materialermüdung ausgehen. Sie werden eine Menge Geld für Reparaturen ausgeben müssen. Ich kann sie reparieren, aber es wird ein paar Tage dauern, bis ich die Ersatzteile besorgt und eingebaut habe.«

»Der General braucht eine Leihwaffe«, warf Julio ein. »Ich kann ihn schließlich nicht nackt herumlaufen lassen. Warum zeigst du ihm nicht die Medusa?«

Der Waffenmeister grinste und ging zum Waffenschrank. Als er zurückkam, hielt er eine Schachtel aus Styropor in der Hand. Obenauf lag ein dünnes Heftchen. Auf der Titelseite stand »Phillips & Rodgers, Inc.« über einem kleinen Logo, einem seitenverkehrten »P« und einem »R«, die durch ein großes »I« voneinander getrennt wurden. Darunter war das Wort »Bedienungsanleitung« zu erkennen. Der Waffenmeister drückte Howard das Heftchen in die Hand,

der die erste Seite aufschlug, wo in fetter Schrift und ganz oben »Schusswaffen sind gefährlich« stand. Er schüttelte den Kopf. Daran waren die vielen Rechtsanwälte schuld, die sonst nichts zu tun hatten. Ein Waffenhersteller musste einen davor warnen, dass eine Waffe gefährlich war. Das konnte man sich doch denken. Der Waffenmeister öffnete die Schachtel. Sie enthielt einen flachen schwarzen Revolver, dessen Griffstücke aus Elfenbein zu sein schienen. Die Waffe sah in etwa wie eine S & W mit K-Rahmen aus und hatte einen rechteckig geformten Lauf mit Rillen, der etwas merkwürdig wirkte.

Fernandez nahm dem Waffenmeister den Revolver aus der Hand. »General, das hier ist eine P & R Modell 47, auch Medusa genannt. Lauflänge 7,62 Zentimeter, Matchlauf, Dralllänge 1:9, Stahl der Klassifizierung 8620, hitzebehandelt, Rockwellhärte 28, Zylinder aus Vanadium mit einer Rockwellhärte von 36. Außerdem haben wir hier noch ein hübsches faseroptisches Korn und eine voll verstellbare Kimme. Die Waffe ist mit schwarzem Teflon beschichtet, damit sie nicht rostet.«

Er drückte Howard die Waffe in die Hand. Sie fühlte sich gut an, fast schon vertraut, obwohl sie für seinen Geschmack etwas zu kantig war. »Bekommen Sie eigentlich eine Provision vom Hersteller, Julio? Und warum sollte mir diese Waffe hier besser gefallen als meine Smith?«

Fernandez grinste breit. »Sir, wenn wir Sie schon nicht an eine Halbautomatik gewöhnen können, sollten wir doch wenigstens versuchen, Sie etwas näher an das aktuelle Jahrhundert heranzubringen. Dieses Modell kam, glaube ich, 1996 heraus und es hat im Vergleich zu Ihrer antiken Smith einen großen Vorteil. In diese Waffe passt sämtliche Munition, die es gibt, von einer läppischen .380 ACP bis hin zur stärksten .357 Magnum – und noch eine ganze

Menge Kaliber dazwischen. Sie können sie mit jeder nur denkbaren Variation von 9 mm laden – Kurz, Largo, Long, Luger, Mauser, Parabellum, Steyr, egal was. Außerdem mit .38 ACP, .38 Auto, .38 Super oder .38 Spezial. Einige andere Kaliber würden auch funktionieren, aber der Hersteller rät davon.«

»Und wie viele Trommeln muss ich mit mir herumschleppen, um dieses Wunder zu vollbringen? Drei? Fünf?«

»Gar keine, Sir. Klappen Sie die Trommel heraus und drücken Sie die Ausstoßerstange nach hinten.«

Howard schwenkte die Trommel zur Seite. Der Ausstoßer sah ziemlich merkwürdig aus.

»Das hier sind Federn, da, diese kleinen Dinger in den Kammern. Alles, was da hineinpasst, wird von ihnen festgehalten. Die Patronen können problemlos abgefeuert werden.«

»Wirklich?«

»Ja, Sir. Sollten Sie zufällig einmal auf einem Schlachtfeld stehen und feststellen, dass Ihnen die .357 ausgehen, werden Sie immer irgendwo eine 9 mm finden. Dieses Kaliber ist auch heute noch die weltweit am häufigsten verwendete Munition. Die Waffe feuert sogar die Patronen ab, die wir für unsere Maschinenpistolen verwenden.«

Howard sah sich die Waffe an. »Hat die Sache auch einen Haken?«

»Genau genommen sogar drei, Sir. Sie mag Schnellladegerüchte nicht besonders, wegen der Federn. Mit einem kleinen Trick funktionieren sie aber. Schnellladestreifen wären besser und haben außerdem den Vorteil, dass man sie einfacher mitnehmen kann. Zweitens, wenn Sie unterschiedliche Kaliber verwenden wollen, sollten Sie die längeren Patronen zuerst abfeuern, damit die Kammern nicht verkleben. Und drittens, wenn Sie Kalib-

ber mischen, ist das Visier nicht für alle Kaliber eingerichtet, daher müssen Sie die Kimme verstellen. Aber bei unterschiedlichen Patronengewichten muss man das ja schließlich auch und in der Regel werden Sie sowieso nur mit einem Kaliber schießen. Sie können trotzdem jede Kammer mit einem anderen Kaliber laden und alles problemlos abfeuern. Und auf kurze Distanz brauchen Sie sich ohnehin keine Gedanken wegen des Visiers zu machen.«

Howard wog den Revolver in der Hand. »Interessant.«

»Das einzige, was ich für Kaliber .357 habe, General, ist eine Smith M60 mit kurzem Lauf für .38 Spezial, falls Sie die einmal ausprobieren wollen, aber selbst mit +P-Munition haben Sie nicht viel in der Hand und außerdem fasst sie nur fünf Patronen.«

Julio nickte in Richtung der Medusa. »Da wir schon einmal hier sind, können Sie ja ein paar Probeschüsse damit abgeben. Es sei denn, Sie wollen sich gleich geschlagen geben.«

»Das könnte Ihnen so passen.«

Howard nickte und zog den Siegelring der Net Force vom Mittelfinger seiner rechten Hand. Der Ring sah völlig normal aus, aber in der Fassung steckte ein winziger Computerchip, der seinen Strom von einem Kondensator bekam. Der Kondensator speicherte den Strom, der von einem kleinen kinetischen Generator erzeugt wurde – im Grunde genommen nur ein kleines Gewicht, das sich hin- und herbewegte. Vor einem Monat waren alle Mitglieder der Net Force, die Kurzwaffen, Maschinenpistolen oder Gewehre mit sich führten, mit der neuen Technologie ausgerüstet worden. In sämtlichen Waffen steckte ein Chip, der dafür sorgte, dass diese nur funktionierten, wenn sie ein verschlüsseltes Signal erhielten.

Das Signal kam von den Siegelringen, die lediglich eine Reichweite von ein paar Zentimetern hatten. Die Waffen der Net Force waren alle auf dasselbe Signal eingestellt, so dass man im Notfall

auch mit der Waffe eines Kollegen schießen konnte. Aber wenn jemand, der keinen dieser Siegelringe trug, versuchte, eine Waffe der Net Force abzufeuern, funktionierte sie nicht.

Howard war gar nicht glücklich über all diese Neuerungen, aber man hatte ihm zu verstehen gegeben, dass er keine andere Wahl habe, als sie zu akzeptieren. Nach einer gewissen Übergangszeit sollten *alle* Bundesbehörden intelligente Waffen benutzen und das FBI war der Vorreiter.

Bis jetzt hatten die neuen Waffen einwandfrei funktioniert und noch nie versagt. Bis jetzt.

Der Waffenmeister legte den Ring in eine Vertiefung des Kodierers und überprüfte das Programm. Dann führte er die gleiche Prozedur für Howards neue Waffe durch. »Das war's schon, Sir.«

Howard sah sich die Waffe an, während er seinen Siegelring wieder über den Finger streifte. Die Theorie war ja ganz in Ordnung. Wenn ein Kind, das nicht an den Umgang mit Feuerwaffen gewöhnt war, eine solche Waffe fand, würde es sich wenigstens nicht selbst erschießen oder auf die Nachbarn anlegen. Das Ganze war beileibe nicht narrensicher – es war durchaus möglich, dass jemand einen der Ringe stahl und ihn dann auch verwendete –, aber es sollte verhindern, dass Angehörige der Net Force mit ihrer eigenen Waffe erschossen wurden, wenn ihnen diese bei einem Einsatz abhanden kam. Und einmal im Monat sollte man den Ring in einen Kodierer legen, der das Signal zurücksetzte, damit ein verloren gegangener Ring nicht länger als dreißig Tage funktionierte. Er war ganz und gar nicht glücklich darüber, aber so war es nun einmal angeordnet worden. Schluss. Aus.

Als er wieder auf seiner Bahn war, lud Howard den Revolver mit der .357-Munition. Er musste etwas mehr Kraft als bei seiner Smith aufwenden, um die Patronen in die Kammern zu schieben,

aber sie passten hinein. Er stellte in 15 Metern Entfernung eine feststehende Zielscheibe auf und justierte das Visier. Auf dem Korn war ein roter Leuchtpunkt, der im Licht der Deckenbeleuchtung leicht zu erkennen war. Howard feuerte eine Kugel ab. Er war überrascht. Obwohl er dasselbe Kaliber wie vorhin verwendete, schien der Rückstoß erheblich geringer zu sein als bei der Smith. Wahrscheinlich lag es daran, dass die Waffe um einiges schwerer und der Lauf um etwas mehr als einen Zentimeter kürzer war. Der General sah zum Zähler hin. Ein Zentimeter unter dem Schwarzen. Auf 25 Meter wäre es wahrscheinlich ein Volltreffer gewesen.

Er feuerte die restlichen Patronen in der Trommel. Seine Treffer lagen etwa vier bis fünf Zentimeter auseinander und waren alle im innersten Ring. Verdammt. Für eine Waffe, die er vorher noch nie in der Hand gehabt hatte, war das hervorragend. Zum Teufel, sogar für eine Waffe, mit der er seit *Jahren* schoss, war es hervorragend. Und sie lag auch noch gut in der Hand.

»Gar nicht schlecht für einen alten Mann«, sagte Julio. »Wollen wir weitermachen?«

Er deutete auf die Zielscheibe.

»Das hätten Sie wohl gerne – Sie und Ihre Beretta, die Sie sogar ins Bett mitnehmen, gegen eine Waffe, die ich gerade erst in die Finger bekommen habe?«

»Um das Ganze etwas fairer zu machen, werde ich mir vom Waffenmeister die 38er mit dem kurzen Lauf ausleihen.«

»Sie scheinen ja fest entschlossen zu sein, Ihr Geld zu verlieren, Sergeant. Bitte – ich nehme es gerne.«

Fernandez grinste. »Ich bin gleich wieder da.«

Toni Fiorella blockte Carl Stewarts Schlag an ihre Kehle, den er mit der rechten Hand ausführte, mit einem Hieb in sein Gesicht ab ...

Da er seinen Schlag mit der linken Hand gedeckt hatte, landete ihr Hieb in seiner Hand. Gleich darauf bewegte sich sein Ellbogen auf ihre Schläfe zu ...

Sie hatte ihren Schlag ebenfalls mit der anderen Hand gedeckt und konnte seinen Ellbogen abwehren und zur Seite drücken ...

Carl änderte die Taktik. Er passte sich ihrer Bewegung an, packte sie mit der Abwehrhand an der Jacke und ging in Stellung, um einen Beinwurf auszuführen, den *kenjut* ...

Toni ließ sich mit gebeugten Knien fallen, warf sich nach vorn und führte seine Bewegung in entgegengesetzter Richtung aus. Dann holte sie mit dem Fuß aus und hakte ihn hinter sein Bein, damit sie einen Wurf namens *beset* ansetzen konnte ...

Carl beugte sich vor, legte seinen Kopf auf ihre Schultern und brachte sie aus dem Gleichgewicht. Dann wechselte er blitzschnell das Standbein und führte einen Beinfeger aus, den *sapu dalam* ...

Sie war nicht schnell genug mit ihrer Abwehr, so dass sie zu Boden ging, wobei sie noch versuchte, sich wegzurollen, aber er stand bereits über ihr und tippte ihr mit dem Fuß auf die Rippen, gerade so stark, um sie wissen zu lassen, dass er gewonnen hatte.

Toni grinste, nahm die Hand, die er ihr entgegenstreckte, und stand wieder auf. Die gesamte Folge von Bewegungen hatte vielleicht drei Sekunden gedauert.

»Gute Serie«, sagte er.

»Ja.«

Sie waren allein in der Schule, in der Carl seine Kurse gab, eine Version der indonesischen Kampfsportart Pentjak Silat, die der

ihren sehr ähnlich war. Toni trainierte seit ihrem 13. Lebensjahr; sie beherrschte die acht *djurus* des Anfängerstils, der *Bukti Negara* genannt wurde, sowie die 18 *djurus* von *Serak*, dem übergeordneten Stil, der um einiges komplizierter war. Bis auf Carl Stewart hatte sie noch nie jemanden getroffen, der sie besiegen konnte. Mit Ausnahme ihrer Meisterin DeBeers natürlich. Die alte Dame war inzwischen über achtzig, aber immer noch so fit wie früher und für jeden eine Gefahr, der so dumm war zu glauben, eine hilflose Greisin vor sich zu haben. Toni wusste, dass sie ihre Meisterin inzwischen besiegen konnte, wenn es darauf ankam. Aber nur knapp.

Das war genau das, was hinter Silat steckte: Bei diesem Kampfsport ging es nicht um Stärke oder Geschwindigkeit, sondern eher um Prinzipien. Als Silat-Kämpfer ging man theoretisch immer davon aus, dass man es mit mehreren Gegnern zu tun hatte, die größer und stärker als man selbst und dazu auch noch bewaffnet waren – und mindestens genauso gut in einer Kampfsportart ausgebildet. Wenn man unter solchen Umständen überleben und sich durchsetzen wollte, musste die eigene Technik schon sehr gut und das System, auf der sie beruhte, wissenschaftlich fundiert sein. Es gab keine Kampfsportart, mit der man alle potenziellen Angriffe abwehren konnte. Wenn Toni sich mit Kampfsportlern unterhielt, die behaupteten, ihr jeweiliges System sei ausgereift, fragte sie immer, wie sie sich gegen eine Schrotflinte in zehn Metern Entfernung verteidigten. Aber einige Kampfsportarten waren darin effektiver als andere. Ihrer Meinung nach war Silat besser als die meisten. Aber nach den vielen Jahren Training war es nur natürlich, dass sie so dachte.

Carl sah zur Wanduhr hin. »Die Anfängerklasse kommt erst in einer Stunde. Darf ich Sie auf eine Tasse Tee einladen? Oder lieber einen Kaffee?«

Toni zögerte eine Sekunde. »Gern«, sagte sie dann.

Es gab keinen Grund, warum sie Carls Einladung nicht annehmen sollte. Alex war wieder in Washington und sie war immer noch böse auf ihn. Sie hatte ihre Kommunikationseinheit so programmiert, dass seine Anrufe zurückgewiesen wurden, obwohl er immer noch mindestens einmal pro Tag versuchte, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Offiziell hatten sie ihre Beziehung beendet und Toni arbeitete nicht mehr für die Net Force. Sie hatte genug Geld, um den Sommer über in London bleiben zu können, wenn sie wollte, dann allerdings würde sie sich wieder einen Job suchen müssen und das hieß: in die USA zurückkehren. Aber bis dahin konnte sie noch eine Menge von Carl lernen, der mit Abstand der beste Silat-Kämpfer war, den sie je kennen gelernt hatte. Er war mehr als zwanzig Jahre älter als sie, aber sie fühlte sich in einer Art zu ihm hingezogen, die mehr war als die gemeinsame Liebe zum Kampfsport. Carl sah gut aus, er war fit und – wie sie durch Zufall herausgefunden hatte – reich. Sie hatten nicht weiter darüber gesprochen, aber Carl wusste, dass sie sich von Alex getrennt hatte. Und sie wusste, dass er mehr von ihr wollte.

Bis jetzt war ihre Beziehung zu Carl nicht über das Stadium hinausgekommen, in dem sie Strategien austauschten, um Angreifer zu Brei unterschiedlicher Konsistenz zu schlagen. Bis jetzt. Es war verlockend – schließlich hatte Alex eine Affäre mit Angela Cooper, der Agentin vom britischen MI-6, gehabt, und Toni war deshalb immer noch stocksauer auf ihn. Ja, sicher, sie hatte eine Nacht mit Rusty verbracht, aber das war gewesen, bevor sie und Alex ein Paar geworden waren. Eigentlich zählte es gar nicht.

Aber so wütend sie auch auf Alex war, so sehr sie ihn mit Porzellan bewerfen und anbrüllen wollte – sie liebte ihn immer noch.

Es war ziemlich schwierig, diese Tatsache zu ignorieren.

Aber schließlich gab es ja noch Carl, der sie näher kennen lernen wollte, und sie war zurzeit ohne Partner. Toni konnte sich Carl gut als zärtlichen, rücksichtsvollen Liebhaber vorstellen. Sie und Alex hatten in den letzten Wochen nicht sehr oft miteinander geschlafen und das letzte Mal war schon mehr als einen Monat her. Die Idee war vielleicht gar nicht so schlecht.

Carl war schon fast an der Tür, als Toni auffiel, dass sie ganz in Gedanken versunken war.

Sie lief zu ihm hinüber.

»Es gibt etwas, das ich Ihnen gern zeigen würde«, sagte er. »Haben Sie am Samstagmorgen schon etwas vor?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Gut. Dann hole ich Sie in Ihrer Wohnung ab. Um acht Uhr?«

»In Ordnung.«

### *Quantico, Virginia*

Howard musste zugeben, dass die P & R im Vergleich zur Smith einige Vorteile besaß. Das Visierbild für den zweiten Schuss war schneller klar und der etwas größere Visierradius verbesserte seine Treffsicherheit. Er schoss besser als sonst mit der Smith und für eine Waffe, die er vorher noch nie in der Hand gehabt hatte, war das ganz erstaunlich. Bei einem Hahnspanner lag das Abzugsge wicht bei etwa zwei Kilo, bei einem Spannabzug bei etwa fünf. Der Hersteller hatte gute Arbeit geleistet. »Made in Piano, Texas« war in den schwarzen Stahl eingestanzt. Wer hätte das gedacht? Texas.

Trotzdem war Julio gerade dabei, ihn knapp zu schlagen. Da der Sergeant die kurzläufige Chief's Special benutzte, mit der er vorher noch nie geschossen hatte, war das eigentlich unmöglich.

Nach der letzten Runde legte Howard die Medusa aus der Hand.

Sie gefiel ihm. Er würde sie für ein paar Tage benutzen, bis die Smith repariert war. »Sergeant Femandez, bringen Sie mir doch mal diesen kleinen Revolver. Ich möchte ihn mir etwas genauer ansehen.«

»Gott hasst schlechte Verlierer, John.«

»Ich will ihn sehen.«

Femandez kam hinter der Abtrennung hervor. Der .38 Special lag mit offenem Zylinderverschluss auf seiner Handfläche.

Howard sah sich die Waffe an. Rostfreier Stahl, fünf Zentimeter langer Lauf, einfaches TRT-Visier, nicht verstellbar. Die Griffstücke waren aus schwarzem Plastik und flach gearbeitet, damit die Waffe nicht allzu sehr auffiel, wenn sie verdeckt unter einer dünnen Jacke getragen wurde. Die Chief war im Grunde genommen eine kleinere Version seines Revolvers, ein J-Rahmen im Vergleich zu seinem K-Rahmen, und nur fünfschüssig anstatt sechsschüssig. In der Hand eines Experten war diese Waffe mit Sicherheit recht treffsicher, aber aufgrund des kurzen Laufs und der einfachen Zielvorrichtung war es schwierig, dies ohne viel Üben zu schaffen. Julio hätte beim ersten Mal nicht so viele Treffer haben dürfen.

»Zufrieden?« Julio wollte seine Hand zurückziehen.

Howard griff nach dem Revolver und drehte ihn herum. Dabei fiel ihm eine kleine Ausbuchtung am oberen Ende des rückseitigen Griffstücks auf. »Und was ist das?« Er hob die Waffe und richtete sie auf das Ziel in der Bahn. Dann drückte er auf den Griff.

In hundert Metern Entfernung erschien ein heller, roter Fleck auf der rückwärtigen Wand der Bahn.

In den Griffstücken der Waffe war ein Laser eingebaut.

»Sie haben mich reingelegt.«

Julio lachte. »Der Waffenmeister hat sie mir gezeigt, bevor Sie hereingekommen sind. Der Griff stammt von einem Hersteller na-

mens Crimson Trace – stark, nicht wahr? Man befestigt ihn mit einem kleinen Schraubverschluss – hier – und er passt in ein normales Holster. Es fällt keine zusätzliche Masse an und die Waffe wird auch nicht schwerer. Im Gegensatz zu einem Leuchtpunktvier brauchen Sie die Waffe nicht auf Augenhöhe zu bringen und können aus der Hüfte schießen. Die Batterien schaffen einige tausend Patronen und Ersatzbatterien lassen sich im anderen Griffstück unterbringen. Die Griffe werden auch für K-Rahmen hergestellt. Ich könnte ihnen einen für die Medusa oder die Smith besorgen.«

»Bekommen Sie von diesem Hersteller etwa auch Provision, Julio?«

Julio lachte wieder und deutete auf den tanzenden Punkt. »Alte Männer wie wir brauchen schließlich einen kleinen Vorteil. Den Punkt sehen Sie sogar im Dunkeln einige hundert Meter weit und der Waffenmeister meinte, er sei auch während eines Schusswechsels bei Tageslicht noch gut zu erkennen. Dort, wo der rote Punkt ist, schlägt die Kugel ein. Wenn es neblig ist oder man seine Position nicht verraten will, kann man auch das normale Visier benutzen, da es vom Laser nicht beeinflusst wird. Der Waffenmeister sagte, dass die Griffe für eine ganze Reihe von Waffen hergestellt werden, sogar für meine Beretta. Ich werde mir einen besorgen, bevor Joanna das Baby zur Welt bringt und wir jeden Penny für sein Collegestudium zur Seite legen müssen.«

»Gott hasst Betrüger noch mehr als schlechte Verlierer.«

»Bei einer Schießerei gibt es keinen zweiten Gewinner, John. Und das wissen Sie auch. Was halten Sie von der Medusa?«

Howard konnte Julio gegenüber nicht einfach so zugeben, dass er ganz begeistert von der Waffe war.

»Ich werde mich wohl überwinden können, sie zu benutzen, bis

der Waffenmeister meine Smith wieder in Ordnung gebracht hat«, antwortete er daher.

Julio grinste ihn an. Er wusste Bescheid. »Ah. Verstehe.«

Howard und Fernandez hatten schon zu lange miteinander gedient, als dass der General seinem Freund noch viel verheimlichen konnte. Er grinste. »Okay. Die Waffe ist großartig. Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Arbeiten Sie etwa auch für den Hersteller, John? Bekommen Sie eine Provision, wenn Sie eine davon verkaufen?«

Jetzt musste Howard lachen.

### 3

#### *Seattle, Washington*

Patrick Morrison saß in seinem Dodge Caravan und fuhr mit der Fähre von Seattle aus auf die Insel Bainbridge zu. Er war auf dem ersten Teilstück seines Heimwegs, auf dem er nach der Passage mit dem Schiff ein Stück nach Norden fahren, eine zweite Fähre nehmen und dann noch einmal eine kurze Strecke mit dem Wagen zurücklegen musste, bis er wieder in Port Townsend war. Das malerische Städtchen auf der kleinen Halbinsel, bei der die Meerenge von Juan de Fuca in den Puget Sound überging, lag nur etwa sechzig Kilometer Luftlinie von der Innenstadt Seattles entfernt, aber mit Auto und Schiff brauchte man zwei Stunden – wenn man Glück hatte und die richtigen Fähren erwischte.

Morrison besaß ein Haus auf dem Hügel von Port Townsend, in dem seine Frau Shannon, die er vor vier Monaten geheiratet hatte,

zu dieser Zeit sicher noch schlief. Sie war 25 – halb so alt wie er –, bildhübsch und seine zweite Frau. Von der ersten hatte er sich nach fast zwanzig Jahren Ehe scheiden lassen. Als er Marian kennen gelernt hatte, war auch sie sehr schön gewesen und obendrein noch intelligent, was er immer für wichtiger gehalten hatte. Aber sie war fett und faul geworden, hatte sich gehen lassen und ihm mehr als einmal bewiesen, dass sie nicht auf den Mund gefallen war. Er mochte kluge Frauen, aber irgendwann wurde ihm klar, dass er besser Abstand zu ihnen halten sollte. Ließ man sie zu nah an sich heran, waren sie wie Feuer – man verbrannte sich an ihrer Intelligenz die Finger. Marian hatte ihren scharfen Verstand viel zu oft benutzt, um ihn zu demütigen, und genau gewusst, wie sie ihn am stärksten verletzen konnte.

Shannon dagegen hatte nicht allzu viel im Kopf. Dumm war sie im Grunde genommen nicht; vermutlich lag ihr Intelligenzquotient im durchschnittlichen Bereich. *Ihn* hielt sie für ein Genie, weil er Wissenschaftler war. Eigentlich fehlten ihm bei seinem Intelligenzquotienten noch ein oder zwei Punkte, um als Genie durchgehen zu können, aber er war ziemlich sicher, dass sie ihm das nie an den Kopf werfen würde. Und sie würde ihm auch nie die Frage stellen, warum er, obwohl er doch angeblich so intelligent war, immer noch keinen Nobelpreis bekommen hatte.

Außerdem konnte Shannon mit ihren Händen und ihrem Körper Dinge anstellen, von denen er in den 19 Jahren seiner Ehe mit Marian nicht einmal zu träumen gewagt hatte. Und ihren Mund gebrauchte sie nicht, um ihn zu demütigen – sie setzte ihn für etwas ganz anderes ein ...

Er rutschte auf dem Sitz herum, weil ihn der Gedanke, mit Shannon im Bett zu liegen, erregte. *Immer mit der Ruhe, Junge*, sagte er sich. *Es dauert noch eine Weile, bis du wieder zu Hause bist.*

Die riesige Fähre ließ ihr Signalhorn ertönen, weil sich ein Segelboot zu nah an das Schiff herangewagt hatte. Eigentlich mussten Motorboote einem Segler den Vortritt lassen, aber eine Fähre mit hunderten Autos und unzähligen Passagieren an Bord hatte automatisch Vorfahrt, wenn ein zehn Meter langes Segelboot so dumm war, sich ihr in den Weg zu stellen. Morrison kannte einen Segler, der vor seiner Pensionierung Flugkapitän gewesen war. Dieser sagte immer: »Wenn man sein Flugzeug in einen Berg fliegt, kann man hinterher nicht dem Berg die Schuld daran geben.« Niemand hatte Mitleid mit einem Amateursegler, der vor den Bug einer Fähre geriet – oder mit einer Zusammenstieß, was dann und wann auch geschah.

Morrison öffnete die Tür des Dodge und stieg aus. Das Auto war sechs Jahre alt, aber da es ein Dodge war, würde er es bei guter Pflege noch ein paar Jahre machen. Allerdings hatte er nicht vor, den Wagen so lange zu behalten. Schon sehr bald würde er genug Geld haben, um sich ein neues Auto zu kaufen. Wenn er wollte, auch einen ganzen Fuhrpark von Autos und dazu ein Schiff, auf dem er den Fuhrpark transportieren konnte, und eine komplette Marineflotte, um es zu eskortieren.

Bei dem Gedanken daran musste er lächeln.

In der Luft lag der Geruch nach Salz und Seetang und obwohl der Tag gerade erst begonnen hatte und der Fahrtwind heftig blies, war es bereits sehr warm. Alles deutete darauf hin, dass es ein heißer Tag werden würde.

Morrison ging über die harten Gummiroste auf die Reling zu – er hatte den Wagen vorwärts eingeparkt, auf dem Freideck vor dem Deckaufbau, in dem die Passagiere ohne Fahrzeug saßen.

Ein Schwarm Möwen flog an ihm vorbei. Der Morgen war einfach herrlich.

Er konnte gar nichts anderes als herrlich sein. Der Test war so gut gelaufen, dass er es kaum hatte glauben können. Die Chinesen hatten sofort reagiert und den Vorfall so gründlich in dichtes, offizielles Schweigen gehüllt, dass in den Medien kein einziger Bericht darüber erschienen war, nicht einmal in China. Vor allem nicht in China.

Morrison hatte allerdings seine Quellen und daher schnell herausgefunden, was er wissen wollte. Bei dem Test waren die Ergebnisse der Tierversuche sogar noch besser als erwartet nachgebildet worden. Sie lagen genau in dem Bereich, der »chronisch« von »akut« trennte. Auf einem Schlachtfeld mit Truppen, die pausenlos ihre Stellung veränderten, würde das Gerät vielleicht nicht funktionieren, aber bei einer Siedlung hatte es ganz hervorragend geklappt.

Er war sicher gewesen, dass es funktionieren würde. Um ganz ehrlich zu sein, er *war fast* sicher gewesen. Bei einem Feldversuch gab es natürlich immer einen gewissen Unsicherheitsfaktor, der im Labor ausgeschlossen werden konnte. Schlug ein Versuch mehrmals fehl, wuchsen Ungewissheit und Angst, wie bei Frankensteins Monster, das in der Dunkelheit herumirrte und nach einem Freund suchte.

Mit einem Misserfolg machte man sich leider keine Freunde. Und genau deshalb hatte Dr. Patrick Reilly Morrison, der seinen Doktortitel am Massachusetts Institute of Technology erworben hatte, überhaupt an diesem Projekt mitgearbeitet. Seine Tierversuche im extremen Niederfrequenzbereich, bei denen er mit Schimpansen gearbeitet hatte, waren so gründlich danebengegangen, dass er innerhalb kurzer Zeit sämtliche Forschungsgelder und Zuschüsse verloren hatte. Es war, als hätte er plötzlich die Lungenpest bekommen – beim ersten Niesen hatten seine Kollegen fluchtartig

das Weite gesucht und ihn mit seinen Misserfolgen allein gelassen. Nicht einmal die sprichwörtlichen Ratten, die das sinkende Schiff verließen, hatten so schnell reagiert wie seine Doktoranden und Forschungsassistenten. Nichtsnutziges Pack, alle zusammen ...

Er lächelte, weil er immer noch so verbittert darüber war. Aber wie sagte man doch so schön? Etwas Gutes war an allem. Wenn die ENF-Protokolle nicht so grandios misslungen wären, hätte er den Job in Alaska nie angenommen. Und dieser Job hatte ihn dort hingebbracht, wo er jetzt war. Noch besser hätte es ihm gar nicht gehen können.

Was die Anerkennung in wissenschaftlichen Fachkreisen anging, war sicher noch eine Steigerung möglich – wenn etwa wichtige Universitäten ihn anflehen würden, eine Vorlesung bei ihnen zu halten. Auf dieser Liste stand er nicht ganz oben. Aber was wäre, wenn jemand einfach so 500 oder 600 Millionen Dollar – oder sogar noch mehr – für ein Forschungsprojekt hinblättern würde, ohne jede Verpflichtung, und nicht aus Versehen? Das würde mit Sicherheit genügen, um ein geknicktes Ego wieder aufzurichten. Er kannte einige, die für eine Unterstützung in dieser Höhe über Leichen gehen würden – und das mit Recht.

Mit Geld konnte man Zeiten ohne Nobelpreis erheblich besser überstehen als Zeiten ohne Geld mit einem Nobelpreis – so einfach war das.

Mit einer halben Milliarde Dollar in der Tasche konnte er den Fachzeitschriften eine Nase drehen, sich so viel Zeit lassen, wie er wollte, um das zu tun, was er wollte, und wenn er so weit war, würden sie angekrochen kommen. Denn seine Theorie funktionierte.

Es stimmte, dass er angesichts der Art und Weise, in der er letzten Endes die Richtigkeit seiner Theorie bewiesen hatte, nicht aus-

gerechnet jetzt an die Öffentlichkeit gehen wollte, aber irgendwann würde er diese Entdeckung für sich in Anspruch nehmen. Vielleicht würde er ein kleines Luftschiff mieten und es kreuz und quer über die Vereinigten Staaten fliegen lassen. Auf der Außenhaut würden Lampen aufleuchten, die für alle gut sichtbar einen Satz bildeten: »Ich habe es euch ja gesagt!«

Morrison sah auf die Uhr. Er würde nach Hause gehen, den Tag mit Shannon verbringen und dann in ein Flugzeug steigen, das ihn nach Seattle zurückbrachte, wo er die Maschine nach Washington D.C. noch erreichen konnte. Nach dem zweiten und dritten Test würde sicher etwas nach draußen dringen und es war von entscheidender Bedeutung, dass er entsprechend darauf vorbereitet war. Schließlich hatte er mehr als nur ein bisschen im Kopf. Er wusste, dass es nicht genügte, intelligent zu sein. Man musste auch noch clever sein.

Intelligenz, Cleverness, eine schöne, junge Frau, die der Meinung war, dass die Sonne neben ihm verblasste, und Geld – bis auf Letzteres hatte er alles und auch das würde er noch bekommen. Es war nur eine Frage weniger Wochen oder Monate. Wenn man all das hatte, wie wichtig war es dann noch, Anerkennung in wissenschaftlichen Fachkreisen zu finden? Er konnte Dutzende von Forschungsprojekten finanzieren, wenn er wollte! Er konnte eine Stiftung für sich selbst sein!

Ha!

Das Leben war schön – und sehr bald schon würde es noch schöner sein.

## *Washington D.C.*

»Wir fahren nach Oregon«, sagte Tyrone Howard grinsend.

Nadine Harris, die mit ihren 13 Jahren genauso alt war wie Tyrone, lächelte ihn an. Ihre strahlend weißen Zähne bildeten einen scharfen Kontrast zu ihrer schokoladenbraunen Haut. »Klasse, Tyrone. Glückwunsch!«

Sie standen auf dem Fußballplatz ihrer Schule und übten mit ihren Bumerangs.

»Nein«, sagte er. »Wir fahren nach Oregon. Mein Dad, meine Mom, ich und du.«

Sie blinzelte ihn verwirrt an. »Wie bitte?«

»Ich habe gefragt, ob du mitkommen kannst. Meine Eltern haben nichts dagegen. Dann können wir beide an dem Turnier teilnehmen. Und vielleicht lasse ich dich sogar gewinnen.«

Sie lachte. »Du lässt mich gewinnen? Träum weiter, Kleiner. Schließlich kann ich meinen Bumerang siebzehn Sekunden in der Luft halten und das ist um einiges länger als deine Bestzeit. So schnell, wie dein Bumerang wieder zurückkommt, hast du deine Sachen gepackt und bist schon halb auf dem Heimweg, bevor meiner richtig in Fahrt kommt.«

»Das war mal, Herzchen. Jetzt sieht die Sache etwas anders aus.« Er deutete auf seinen Rucksack.

»Er ist da?« Sie wusste sofort, wovon er redete. Das gefiel ihm so an ihr. Sie war zwar nicht das schönste Mädchen der Welt, aber dafür sehr sportlich und klug.

Tyrone nickte. »Ja. Heute Morgen mit der Post gekommen.«

»Jetzt zeig ihn mir schon!« Sie wollte nach seinem Rucksack greifen, aber er nahm ihn blitzschnell an sich.

»He! Immer langsam! Ich will nicht, dass du ihn kaputtmachst.«

»Ich mache dir gleich was ganz anderes kaputt, wenn du ihn mir nicht sofort gibst.«

Er lachte und holte das Objekt der Begierde aus dem Rucksack – einen neuen Bumerang.

Aber nicht irgendeinen Bumerang, sondern einen *KinuHa* – einen Silk Leaf – von Larry Takahasi, einen MTA L-Haken-Bumerang aus Pertinax. Mit so einem Modell hatte Jerry Prince letztes Jahr bei den internationalen Meisterschaften in der Disziplin Langzeitflug gewonnen. Der *KinuHa* hatte Tyrone 65 Dollar plus Versicherung und Frachtgebühren gekostet, aber dafür war der Bumerang auch schon abgestimmt und wurfbereit. Prince hatte seinen bei den Meisterschaften in Sydney im letzten Sommer spiralförmig in die Höhe geworfen und da war er dann fünf Minuten und 16 Sekunden geblieben – und das bei einer Windgeschwindigkeit von dreißig Stundenkilometern. Es ging das Gerücht, dass Price seinen Bumerang an einem windstillen Tag erheblich länger in der Luft halten konnte – zumindest bei einem Übungswurf.

Der Bumerang war sehr leicht, dünn und flexibel und aus einzelnen Schichten gearbeitet, die aus Leinen und Klebstoff bestanden. Er war stahlblau lackiert, mit einem schwarzen Blatt auf dem längeren Arm. Das Blau half, den Bumerang wiederzufinden, wenn man ihn beim Zurückkommen nicht mehr fangen konnte und er sich ins Gras bohrte.

»Er ist toll«, sagte Nadine.

»Kommst du jetzt mit oder nicht?«

Sie sah von dem Bumerang auf. »Ich weiß es nicht. Meine Mutter will, dass ich diesen Sommer im Garten arbeite. Den Rasen mähen, der alten Dame gegenüber bei der Gartenarbeit helfen, solche Sachen.«

»Wir fahren doch nicht den ganzen Sommer weg. Es sind nur

drei Wochen. Meine Mom hat gesagt, wenn es sein muss, würde sie mit deiner Mutter reden. Jetzt komm schon, Nadine. Wie oft wirst du wohl die Gelegenheit bekommen, an den Juniormeisterschaften teilzunehmen, wenn sie nicht ausgerechnet hier bei uns stattfinden?«

»Ich frag' sie schon selber. Ich würde nämlich wirklich gern nach Oregon mitkommen.«

»Mein Dad leiht sich ein Wohnmobil von einem Bekannten«, sagte Tyrone. »Das ist billiger, als in Motels zu übernachten und essen zu gehen. Das Wohnmobil hat Platz für acht Personen und wir sind nur zu viert. Mein Dad hat gesagt, dass wir fünf oder sechs Tage brauchen werden, um nach Oregon zu fahren, dann bleiben wir eine Woche dort und anschließend geht es ganz gemütlich wieder nach Hause. Wir werden zwei Tage vor Beginn der Meisterschaft ankommen und noch viel Zeit zum Üben haben.«

»Das hört sich ja großartig an. Aber regnet es dort nicht die ganze Zeit?«

»Ach was. Mein Dad macht dort manchmal im Winter sein Überlebenstraining. Im Winter kann der Osten von Oregon sehr ungemütlich und kalt werden und es schneit auch sehr oft, aber im Sommer ist es in Portland grün und sonnig.«

»In Oregon gibt es immer noch Indianer, nicht wahr?«

»Ja. Aber statt Tipis haben sie jetzt Spielcasinos. Und die Cowboys treiben ihre Kuhherden mit Hubschraubern oder Geländewagen zusammen. Das ist nicht Bali, du Dummerchen, sondern der Nordwesten der USA.«

»Du redest zu viel. Zeig mir lieber, was du da bekommen hast.« Nadine zeigte auf den neuen Bumerang.

»Nein. Zuerst musst du ihn werfen«, antwortete er.

»Nein, das kann ich nicht.«

»Doch, du kannst. Dann kann ich dich schlagen und mich richtig darüber freuen.«

»Das würde dir so passen. Gib her.«

Er lächelte, als sie den neuen Bumerang in die Hand nahm und auf die Stelle zog, an der sie mit weißer Kreide einen Wurfkreis markiert hatten. Tyrone hatte sie sehr gern. Sie war keine hinreißende Schönheit wie Belladonna Wright und bei ihr blieb ihm auch nicht das Herz stehen wie früher bei Belladonna, wenn sie ihn angesehen oder berührt hatte. Aber er genoss es richtig, mit Nadine zusammen zu sein. Sie war jemand, mit dem er so gut wie alles unternehmen konnte, zwar nicht so wie eine Schwester, aber auch nicht wie jemand, der seinen Hormonhaushalt völlig durcheinander brachte. Bis auf seinen Kumpel Jimmy-Joe Hatfield hatte er sonst keine Freunde. Und *werfen* konnte sie – einfach genial.

Er sah zu, wie sie den Arm hob, eine Hand voll Sand in die Luft warf, um die Windrichtung zu überprüfen, und sich dann für den Wurf bereit machte.

Der neue Bumerang schoss aus ihrer Hand, stieg steil nach oben und wirbelte dann im Licht der Morgensonne dem Himmel entgegen. O Mann, Nadine konnte wirklich werfen.

## 4

*Freitag, 3. Juni Quantico, Virginia*

Wie immer, wenn sein Privatleben in Trümmern lag, vergrub Alex Michaels sich in der Arbeit. Und deshalb saß er an einem Freitagabend um neun Uhr auch noch in seinem Büro. Er überflog Com-

puterdateien, sah sich Berichte an, die von seinen Mitarbeitern kommentiert worden waren, und versuchte, an nichts anderes als an seine Arbeit zu denken.

Ein Unbekannter betrog alte Leute, indem er über eine Website Seniorenwohnungen verkaufte, die es gar nicht gab. Der Server für die Website stand anscheinend in einer Art Fahrzeug, das im Süden Floridas herurnfuhr.

Ein Land der Dritten Welt verkaufte Medikamente über das Netz, die man in den USA ohne Rezept nicht bekam, und das zu einem Drittel des normalen Preises.

Ein Hacker war in den Mainframe-Computer von Sears eingebrochen und drohte, sämtliche Speicher zu löschen, wenn ihm die Kaufhauskette nicht eine halbe Million Dollar zahlte.

Die üblichen Verbrechen, mit denen sich die Net Force auch sonst immer herumschlug; aber Michaels hatte den Eindruck, als würden es jeden Tag mehr werden.

Es war ein langer Tag gewesen. Ihm fiel auf, dass er ganz steif war, weil er fast ununterbrochen an der Tastatur gesessen hatte. Er hätte seinen Computer natürlich auch mit der Stimme bedienen können, was genauso schnell war, als wenn er alles über die Tastatur eingab – eigentlich noch schneller –, aber er hatte sich nie richtig daran gewöhnt, seine Berichte zu diktieren. Wenn er diktieren würde, könnte er seine Worte sofort auf dem Bildschirm sehen und sich dabei entspannt zurücklehnen, aber irgendwie war es nicht dasselbe. Vielleicht benutzte er beim Diktieren einen anderen Teil seines Gehirns als bei der Eingabe über die Tastatur und kam deshalb nicht damit zurecht.

Oder vielleicht wurde er einfach nur alt und hetzte der Zukunft hinterher ...

Er überlegte, ob er nicht nach unten in den Fitnessraum gehen

und seine *djurus* üben sollte. Vor sechs Monaten, kurz nach dem missglückten Attentat auf ihn, hatte Toni damit begonnen, ihm Pentjak Silat beizubringen. Inzwischen beherrschte er vier der kürzeren Kombinationen. Sie hatten mit den einfachen Bewegungen aus *Bukti* angefangen, aber nachdem er zwei davon gelernt hatte, hatte Toni beschlossen, den Rest zu überspringen, und sofort mit dem erheblich komplizierteren *Serak-System* weitergemacht. Sie hatte gesagt, dass *Bukti* zwar zur Selbstverteidigung verwendet werden konnte, aber im Grunde genommen eine Art Filter war, um die Schüler auszusieben, die nicht mit dem nötigen Ernst bei der Sache waren. Wenn man die acht Kombinationen des *Bukti Negara* gelernt hatte, konnte man – wenn man Glück hatte – mit dem übergeordneten *Serak* weitermachen. Offenbar war Toni der Meinung gewesen, dass er den nötigen Ernst besaß, denn sie hatte ihm die ersten beiden Kombinationen aus *Serak* beigebracht und die übrigen aus *Bukti* übersprungen, was ziemlich schnell war, wie sie ihm später erzählte. Einige Lehrer zeigten ihren Schülern nur zwei oder drei *djurus* im Jahr, aber er hatte in diesen sechs Monaten doppelt so viele gelernt.

Und die dritte *djuru* aus *Serak* kannte Michaels auch schon. Er hatte Toni so oft dabei beobachtet, dass er die Bewegungen inzwischen nachmachen konnte. Das hatte er ihr allerdings nicht gesagt.

*Wahrscheinlich wäre es nicht schlecht, wenn du täglich trainieren würdest. Und wahrscheinlich würde es auch helfen, mit der Lehrerin zu schlafen*, dachte Michaels.

Aber *das war jetzt* vorbei.

Verdammtd. Fang nicht schon wieder damit an, okay? Entweder du gehst jetzt trainieren oder du machst mit deiner Arbeit weiter, aber mit dem Gejammer ist Schluss!

Ja, schon klar ...

Er würde weiterarbeiten. Silat trainieren konnte er später immer noch.

Michaels sah sich um. Die meisten seiner Mitarbeiter waren bereits nach Hause gegangen, nur die Nachschicht war noch da. Gridley und Howard waren im Urlaub. Und Toni war immer noch in England.

Es war verdammt still hier.

*Samstag, 4. Juni  
London*

»Was soll die Geheimniskrämerei?«, wollte Toni wissen.

Carl lächelte. »Eine nette Überraschung mag doch jeder, oder?«

»Glaube ich nicht. Einige meiner Freunde würden ihre Wohnungstür selbst dann nicht aufmachen, wenn jemand davor steht, der ihnen einen Scheck über eine Million Dollar in die Hand drücken will – es sei denn, er hat vorher angerufen.«

Sie fuhren gerade durch einen Teil Londons, den Toni noch nicht kannte, allem Anschein nach ein ziemlich wohlhabendes Viertel. Als sie an Elephant and Castle vorbeigefahren waren, hatte Toni noch gedacht, dass der Nordwesten Londons ihr Ziel sei, aber dann hatte Carl seine Stadtbesichtigung abgebrochen und eine ganz andere Richtung eingeschlagen. Carl lachte, während er herunter schaltete. Er hatte ihr erzählt, dass der Morgan, ein Klassiker aus den Fünfzigerjahren, die meiste Zeit über in der Werkstatt stand, das Fahren mit ihm aber großen Spaß machte, wenn er einmal funktionierte. Und dann hatte er noch gesagt, dass es mit alten britischen Autos ein Riesenproblem gab – sie funktionierten nur, wenn sie einen mochten. Beleidigte man ein solches Auto aus Versehen, weigerte es sich zu fahren und gab erst dann nach, wenn

man genug gelitten hatte. Sie fuhren an einem großen Gebäude vorbei, das auf der linken Seite der Straße lag.

»Das ist das Kriegsmuseum«, erklärte Carl. »Jetzt ist es nicht mehr weit.«

Toni musste zugeben, dass sie den Ausflug mit ihrem Silat-Trainer bis jetzt sehr genossen hatte. So sehr, dass sie überlegte, ob sie ihn nicht vielleicht doch näher kennen lernen sollte. Aber obwohl sie gekündigt hatte und die Sache mit Alex aus und vorbei war, war sie noch nicht bereit, eine neue Beziehung einzugehen. Die Wunden waren noch zu frisch.

»Wir sind da.«

Carl brachte den Zweisitzer am Randstein zum Halten.

»Sie stehen im Parkverbot.«

»Richtig. Aber die Politesse, die diese Straße kontrolliert, ist eine meiner Schülerinnen. Erinnern Sie sich an Orinda? Klein, mit der Figur eines Hydranten? Sie müsste beim Training einiges aushalten, wenn sie meinen Wagen abschleppen ließe.« Er lächelte.

Das Gebäude, vor dem sie geparkt hatten, war einer dieser vielen Klötze aus dem 16. oder 17. Jahrhundert mit Säulen, Mansardenfenstern und anderem Schnickschnack, nicht besonders groß oder beeindruckend, aber ziemlich vornehm.

Sie gingen zum Eingang. Als der uniformierte Wächter, der keine Waffe trug, sie sah, tippte er mit der Hand an die Mütze und sagte: »Guten Morgen, Mr. Stewart.«

»Hallo, Bryce.«

Toni sah ihn an. »Kommen Sie oft hierher?«

»Ab und zu.«

An der Wand neben der riesigen Eingangstür aus Holz hing ein Messingschild. Toni stellte fest, dass sie gerade das Londoner Museum für Indonesische Kunst betraten.

Ah.

Zufällig fiel ihr Blick auf eine Liste mit den Mitgliedern des Kuratoriums, die neben der Tür hing. Ganz oben stand der Name »Carl Stewart«.

Sie sah ihren Begleiter an. »Sie sitzen im Kuratorium des Museums?«

Er zuckte mit den Achseln. »Meine Familie spendet eine Menge Geld für verschiedene Stiftungen und ähnliche Organisationen. Jeder, der genug Geld spendet, wird irgendwann einmal auf eine Liste gesetzt. Da ist nichts dabei.«

»Außer uns scheint niemand hier zu sein«, sagte sie.

»Das ist einer der Vorteile, wenn der eigene Name an der Wand steht. Für uns haben sie heute etwas früher aufgemacht.«

Als sie Stewart kennen gelernt hatte, kurz nachdem sie zum ersten Mal in seiner Silat-Schule in einem der weniger betuchten Viertel der Stadt gewesen war, hatte sie die lokalen Computernetze benutzt, um etwas mehr über ihn herauszufinden. Seine Familie war nicht nur wohlhabend, sondern steinreich, eine Tatsache, die er mit keinem Wort erwähnt hatte. Die Reichen waren eben anders – nicht nur, weil sie mehr Geld hatten.

»Hier entlang, bitte.«

Sie folgte ihm einen Korridor hinunter, in dem Schattenfiguren an den Wänden hingen. Am Ende des Korridors lag ein Saal.

»Fantastisch!«

In dem Saal waren in freistehenden Glaskästen oder Vitrineschränken an der Wand hunderte von Kris-Dolchen ausgestellt. Einige davon steckten in hölzernen Scheiden, bei anderen lag die Scheide daneben, so dass die vielfältigen Formen der Klingen und die Muster auf dem gedrehten Stahl zu sehen war.

»Fantastisch«, wiederholte sie.

»Beeindruckend, nicht wahr? Das ist die größte Sammlung solcher Dolche außerhalb Indonesiens.«

Toni nickte zerstreut, weil sie sich gerade einen Kris mit einer siebenfach gewellten Klinge aus schwarzem Stahl ansah. Auf der Klinge formten eingelegte Linien aus Gold den Körper eines Drachen, dessen Schwanz bis zur Spitze der Waffe reichte. Der Kopf des Drachen war am oberen Ende der Klinge, der längeren Seite des asymmetrisch geformten Griffes gegenüber.

»*Raja naga*«, sagte Carl. »Königlicher Drache. Er wurde um 1700 für einen javanischen Sultan hergestellt. Beide Scheiden gehören dazu – diese hier, die wie ein Schiff aussieht, ist die *ladrang* für offizielle Anlässe, die andere, mit den abgerundeten Ecken, ist die *gayaman* für den alltäglichen Gebrauch.«

Die Dolchscheiden waren aus Holz geschnitzt, mit verzierten Metallmanschetten über dem langen Schaft, in den der Dolch gesteckt wurde.

»Welches *patnor* hat der Kris?«, fragte Toni.

Er hob den Blick von der fein gearbeiteten Klinge und sah sie an. »Sie kennen sich damit aus?«

»Eigentlich nicht«, antwortete sie. »Meine Meisterin hat mir vor ein paar Monaten einen Kris geschenkt. Ich weiß nur so viel, dass ich ein paar Fragen dazu stellen kann.«

»Ah. Also, das *pamor* dieses Dolchs ist *bulu ayam*, die Feder eines Hahns. Allerdings weiß ich nicht sehr viel über die Kris hier, daher kann ich Ihnen über das *dapur* nichts Genaueres sagen.«

Toni nickte. *Pamor* war das indonesische Wort für das Muster im Stahl der Klinge. Echte Kris wurden in der Regel aus zusammenge- drehtem und gehämmertem Stahl hergestellt, der mit Nickel ver- setzt war. Wenn die Klinge bearbeitet wurde, färbte sich das Eisen darin schwarz, aber das Nickel blieb glänzend und bildete ein Mu-

ster im Metall. Tonis Meisterin DeBeers hatte gesagt, dass man das Muster normalerweise in einer Lösung

aus Arsen und Zitronensaft herauswusch, was vermutlich auch die Erklärung dafür war, warum der Kris den Ruf hatte, ein vergifteter Dolch zu sein.

Dafür war der Gesamteindruck eines Kris, Proportionen und Form der Klinge im Verhältnis zu Griff und Ring. Die Klinge eines Kris konnte gerade oder wellenförmig sein, wobei die Bandbreite bei den welligen Klingen von einigen wenigen bis über dreißig Kurven reichte, aber immer, so hatte DeBeers ihr erklärt, war es eine ungerade Anzahl von Kurven.

Insbesondere auf den größeren Inseln Indonesiens war es jahrhundertelang so gewesen, dass ein Junge erst dann zum Mann werden konnte, wenn er von einem Älteren – in der Regel Vater oder Onkel – einen Kris bekam. Auch viele junge Frauen hatten einen Kris erhalten. Ein Kris war nicht nur eine Waffe, sondern wurde während seiner Herstellung auch mit einem Zauber belegt. Größe, Form, Muster, Zeitpunkt der Herstellung und die Wünsche des späteren Besitzers, all das wurde bei der Herstellung des Dolchs von dem Schmied, dem *empu*, berücksichtigt. Von einigen dieser Dolche sagte man, sie würden ein Haus vor Feuer schützen, ihren Besitzer vor schwarzer Magie bewahren oder in ihrer Scheide rasseln, um vor einer herannahenden Gefahr zu warnen.

Tonis Kris, ein Geschenk ihrer Silat-Lehrerin, lag zurzeit in einem Bankschließfach in New York. Sie hatte ihn von ihrer Meisterin bekommen, damit sein Zauber ihr half, Alex zu erobern. Anscheinend hatte es funktioniert.

Nur schade, dass der Kris ihr nicht geholfen hatte, ihn zu behalten.

Carl führte sie herum und zeigte ihr die verschiedenen Dolchar-

ten. Sie waren wunderschön, wenn man sich die Zeit nehmen konnte, sie genau anzusehen.

»Das hier ist mein Lieblingsstück«, sagte er. Er öffnete den Glas- kasten, der nicht abgesperrt war. Toni war schon aufgefallen, dass die Briten in dieser Beziehung sehr vertrauensselig waren. In einigen königlichen Museen konnte man Kunstwerke von unschätzba- rem Wert mit der Hand berühren, wenn man so dumm war. Sie hingen völlig ungeschützt an der Wand.

Carl nahm den Kris mitsamt der Scheide aus der Vitrine. Er verneigte sich mit einem kurzen Kopfnicken davor, dann hielt er ihn hoch, damit Toni das Muster im Stahl sehen konnte. »Das hier ist eine fünfflammige *warna*-Klinge – ein zweifarbiges oder doppeltes *pamor*. Am Ring ist es ein *beras wutah*, Reiskörner. Von hier bis zur Spitze ist es *buntel mayit* – ein ineinander verschlungenes Muster, das auch Leichtentuch genannt wird. Das ist ein sehr mächtiges *pamor* und besonders für einen Krieger geeignet.

Es ist eine balinesische Klinge. Die sind in der Regel länger und schwerer als solche aus javanischer Herstellung, aber trotzdem im javanischen Stil bearbeitet und geschliffen. Einfacher *ukiron-Gnfi* aus sieben Schichten *kemuning-Holz*. Sehen Sie nur, wie fein die geschnitzten *cecekan* auf der Innenseite gearbeitet sind.«

Er deutete auf die winzigen, stilisierten Gesichter, die die Schutzgeister *kala* darstellen sollten.

»Dieser Kris hat vermutlich einem Söldner gehört, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum von Bali aus in die Gegend von Solo auf Java kam. Als Söldner stand er vermutlich in Diensten des örtlichen Herrschers.«

Er gab ihr die Klinge. Toni führte sie mit der Hand an die Stirn, eine Geste des Respekts, die Meisterin DeBeers ihr beigebracht hatte. Sie sah, dass er ihre Geste mit einem zustimmenden Kopfnik-

ken honorierte. Die Scheide war einfach gearbeitet, mit abgerundeten Ecken, und daher für den täglichen Gebrauch gedacht. Sie bestand aus hellem Holz, das von einigen dunkleren Flecken durchzogen war. Der Schaft war mit einer einfachen Röhre aus rötlichem Kupfer abgedeckt.

»Das ist Ihr Lieblingsstück? Von allen Dolchen hier? Warum?«

Carl nickte, als hätte er ihre Frage erwartet. »Weil es eine Waffe ist, die auch benutzt wurde. Sie wurde nie in der Schärpe eines Sultans getragen, sondern gehörte einem Berufssoldaten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie mehrfach auf dem Schlachtfeld eingesetzt wurde, und vermutlich steckt sehr viel Kampfgeist in ihr. Vielleicht bilde ich es mir ja nur ein, aber jedes Mal, wenn ich diesen Kris berühre, kann ich seine Kraft spüren.«

»Schade, dass er zur Sammlung des Museums gehört«, sagte sie.

Carl wandte den Blick ab. »Genau genommen ist er eine Leihgabe.« Er grinste.

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ihn an. Das hätte sie sich auch denken können.

Der Kris in ihrer Hand fühlte sich wirklich wie eine Waffe zum Kämpfen an. Ein Kris war eine Stichwaffe mit einem Griff, der meist wie ein Pistolengriff geformt war. Bei diesem war der Griff leicht nach innen gebogen und das Ende der Klinge lief spitz zu. Wenn man damit den Oberkörper eines Menschen traf, wurde in den meisten Fällen ein lebenswichtiges Organ verletzt. Die wellenförmige Klinge verursachte dabei einen breiteren Einstich als herkömmliche Klingen, so dass mehr Blut floss, wenn sie wieder herausgezogen wurde. Heute waren diese Dolche zeremonielle Waffen und Kunstgegenstände, aber einen Feind konnte man damit noch genauso wie vor zweihundert Jahren töten. Die menschliche Anatomie hatte sich in den letzten paar Millionen Jahren nur unwe-

sentlich verändert. Toni wusste, dass ihr Kris mindestens einmal auf diese Art und Weise benutzt worden war – sie war dabei gewesen, wie John Howard einen bewaffneten Killer niedergestreckt hatte, der ihn mit Sicherheit getötet hätte, wenn sie dem General den Dolch nicht rechtzeitig zugeworfen hätte.

Der Gedanke an John erinnerte sie auch an ihre Zeit bei der Net Force, aber das konnte sie jetzt überhaupt nicht brauchen. »Ich habe schon mit Messern trainiert, aber noch nie mit einem richtigen Kris«, sagte sie.

»Ich beherrsche einige Techniken«, antwortete er. »Wenn Sie möchten, zeigen ich sie Ihnen.«

»Ja, das wäre sehr nett.«

»Sehen Sie sich diese hier einmal an, ein Pärchen, das genau zusammenpasst ...«

Toni ging zu ihm hinüber, um sich die Dolche anzusehen. Sie genoss es, hier zu sein, trotz allem, was passiert war. Früher oder später würde sie wieder nach Hause fahren müssen. Aber wie Scarlett O'Hara würde sie sich darüber an einem anderen Tag den Kopf zerbrechen ...

## 4

*Samstag, 4. Juni  
Seattle, Washington*

Luther Ventura saß in einem Café des Einkaufszentrums, das in der Nähe des neuen Zugangs zur Unterwelt Seattles stand, und hielt einen dreifachen Espresso in der Hand. Die dicke Kartonmanschette um den Papierbecher ließ gerade so viel Hitze durch, dass seine

Hände warm wurden, während er sich über den Becher beugte und das würzige Aroma des Kaffees einatmete. Der Kaffee roch bitter und war so schwarz wie die Sünden eines Pädophilen.

Er atmete den Duft ein und analysierte ihn, wie ein Weinexperte, der das Bukett eines guten Jahrgangs genoss.

Als Ventura so weit war, nippte er an dem Becher und behielt die heiße Flüssigkeit kurze Zeit im Mund, bevor er sie hinunter schluckte. Ah ...

Wenn er aß oder trank, tat er nichts anderes. Er las keine Zeitung, er sah nicht fern, er widmete seine Aufmerksamkeit nichts anderem – wenn man einmal davon absah, dass er ständig seine Umgebung im Auge behielt. Aber da dies reine Gewohnheit war, geschah es fast schon reflexartig. Nach 25 Jahren musste man nicht mehr bewusst daran denken. Man setzte sich automatisch mit dem Rücken zur Wand hin. Man überprüfte sofort, wo die Ein- und Ausgänge des Gebäudes lagen, das man gerade betrat. Man wusste, wie das Gebäude gebaut war, welche Wände aus Pappe waren und zur Flucht benutzt werden konnten und welche eine Kugel wahrscheinlich aufhalten würden. Man wusste immer, was um einen herum vor sich ging, musterte alle, die kamen und gingen, achtete auf jedes noch so kleine Zeichen, das eine drohende Gefahr ankündigte. Man erweiterte sein Bewusstsein, verließ sich auf sämtliche Sinne – auch auf seine Instinkte – und ließ nichts unbeachtet, aber gestand sich dabei so viel Ruhe zu, dass man die Realität des Ortes, an dem man gerade war, in sich aufnehmen konnte. *Zanshin*, wie die Schwertkämpfer es nannten. Das Zen des Seins im Augenblick, egal, wo man gerade war und was man gerade tat, des Seins und nicht nur des Tuns. Für Ventura war das alles selbstverständlich – und für einen Mann, der in der Branche, in der er tätig war, überleben wollte, absolut notwendig.

Früher war Luther Ventura ein Killer gewesen. Und früher war er der Beste in seiner Branche gewesen. Er hatte für Regierungen und Unternehmen der privaten Wirtschaft gearbeitet – und immer freiberuflich. 23 Jahre lang. 76 große Aufträge, 91 Tote, und nie war dabei etwas schiefgelaufen.

Aber das war einmal. Er hatte schon eine ganze Weile niemanden mehr ermordet, und wenn man nicht ständig in Übung war, wurde man nachlässig. Sicher, er konnte es immer noch mit der Elite seines Berufsstandes aufnehmen; schließlich war er der Beste gewesen und so schnell verlernte man sein Handwerk nicht. Aber seine Zeit war vorbei. Irgendwo da draußen lief ein Mann herum, für den nur die Jagd auf seine menschliche Beute zählte. Ein Mann, der schneller, stärker und jünger war als er, jemand, dessen Dasein sich nur um seine Aufträge drehte. Und das ließ ihn besser sein als Ventura. Sein Ego wollte das zwar nicht hören, aber er hatte nicht vor, sich selbst zu belügen. Mit Erfahrung konnte man einiges ausgleichen, aber kein Kämpfer blieb für immer der Champion. Alle, die sich in dieser Beziehung etwas vormachten, zogen den Kürzeren. Immer.

Er konnte immer noch zwanzig Klimmzüge machen, er konnte acht Kilometer in einer halben Stunde laufen und er konnte jedes Ziel treffen, das in Reichweite seiner Waffe lag, aber er näherte sich den fünfzig und seine Reflexe waren nicht mehr so gut wie früher. Beim Lesen trug er eine Brille und wenn er sich ein Klavierkonzert von Mozart oder eine Fuge von Bach anhörte, konnte er einige der hohen Töne, von denen er wusste, dass sie in der Partitur standen, nicht mehr hören.

Vor drei Jahren hatte er einen brasilianischen Drogenhändler ausgeschaltet, der von mehreren hundert Soldaten und einem Dutzend hervorragend ausgebildeter Leibwächter beschützt worden

war. Die Aktion war extrem schwierig, aber in jeder Hinsicht perfekt gewesen.

Perfekt.

Selbst wenn man noch so gut war wie früher, konnte man Perfektion nicht mehr verbessern. Man konnte sie lediglich noch ein zweites Mal erreichen, aber das war kein richtiger Erfolg mehr. Es war das Risiko nicht wert. Er war auf dem absteigenden Ast und die Tage, in denen er nach dem Nervenkitzel und Geld gehungert hatte, waren längst vorbei. Es gab keine alten Attentäter – nicht auf dem Niveau, auf dem er gearbeitet hatte. Daher hatte er seine Karten zusammengesammelt und den Spieltisch als Gewinner verlassen.

Sicher, er hatte auch in letzter Zeit einige Menschen *getötet*, aber die zählten nicht, weil es mehr oder weniger aus Notwehr geschehen war. Früher war er losgegangen und hatte sich an sein Opfer herangepirscht. Heute verdiente er sein Geld damit, Menschen vor Attentätern zu schützen. In mancher Hinsicht war das schwieriger. Es gab immer noch Herausforderungen, denen er sich stellen konnte. Darauf konzentrierte er sich jetzt, und obwohl es nicht mehr derselbe Nervenkitzel wie früher war, hatte es einige Vorteile. Es war legal. Es war nicht so riskant. Und es war lukrativ, obwohl er das Geld eigentlich nicht brauchte.

Ventura setzte die Tasse ab. Er trank immer nur einen Schluck Espresso. Das Koffein brauchte er nicht, er wollte die künstliche Unruhe nicht, die davon ausgelöst wurde. Ein Schluck war genug. Dieser Schluck war das Wesentliche bei der Erfahrung, die er dabei machte. Und mehr war gar nicht notwendig.

Als er mit dem Kaffee fertig war, sah er auf die Uhr. Es war eine Minute nach acht. Er hatte einen neuen Kunden, obwohl er offiziell erst in einigen Tagen für ihn arbeiten würde. Aber sobald Ventura

einen Auftrag annahm, beschäftigte er sich mit nichts anderem mehr, und er unternahm alles, um sich voll und ganz darauf konzentrieren zu können.

Obwohl sein Kunde zurzeit ein paar Tage verreist war, kam er in der Regel samstags um 7.30 Uhr mit der Fähre in Seattle an und ging in dieses Café, wo er immer einen Becher mit dreifachem Espresso bestellte. In den nächsten Tagen wollte Ventura sich in seinen Kunden hineinversetzen, er wollte, soweit dies möglich war, dort hingehen, wo sein Kunde immer hinging, er wollte das tun, was sein Kunde immer tat. Er wollte herausfinden, wie der Alltag seines Kunden aussah, so wie früher, als er sich über den Alltag jener, die er töten würde, informiert hatte. Und wenn er wusste, was er wissen musste, würde ihm sofort auffallen, wenn sich etwas Ungewöhnliches ereignete.

Ventura zog ein kleines Telefon aus der Tasche seines grauen Seidenjacketts. Er drückte eine Taste, wartete einen Moment und sagte dann: »In Ordnung. Es geht los.«

Der Rest seines Hauptteams – zwei Männer und zwei Frauen – war im Café oder sicherte die Straße vor dem Einkaufszentrum ab. Er sah zu, wie der Mann und die Frau, die vorgaben, miteinander verheiratet zu sein, aufstanden und Arm in Arm auf die Tür zugingen. Beide hielten ihre Waffenhand frei – die Frau war Rechtshänderin, der Mann Linkshänder, daher hielt er sich auf der linken, sie auf der rechten Seite.

Ventura steckte das Telefon ein und stand auf, wobei er seine Pistole, die er verdeckt an der Hüfte trug, unauffällig zurechtrückte. Das Gürtelholster aus Leder war von Ted Blocker, die Waffe eine Coonan Cadet, eine .357 Magnum aus Edelstahl. Bei der Pistole hatte Ventura persönlich den Ladeschlitten poliert und angepasst, die Mechanik geölt, Spezialfedern eingebaut und die Magazine mit

der Hand eingestellt, damit es keine Ladehemmung gab. Es hatte sich herausgestellt, dass Pistolen des Kalibers .357 und .40 bei Schießereien auf der Straße die größte Mannstoppwirkung hatten. Unter einem »Mannstopper« verstand man ein Kaliber, bei dem ein Treffer in den Körper des Gegners genügte, um diesen unschädlich zu machen. Die Coonan fasste sieben Patronen, sechs im Magazin und eine im Lauf. Ventura trug sie grundsätzlich gespannt und gesichert bei sich, so dass er blitzschnell ziehen, entsichern und schießen konnte. Da er Spezialmunition verwendete, die er selbst herstellte, konnte er sich zu 97 Prozent auf die mannstoppende Wirkung seiner Pistole verlassen. Ein höherer Prozentsatz ließ sich mit einer Handfeuerwaffe praktisch nicht erreichen. Eine Maschinenpistole war natürlich besser, eine Schrotflinte noch besser und ein gutes Gewehr am besten, aber mit solchen Waffen konnte man sich kaum in der Öffentlichkeit sehen lassen, so dass man sich mit dem zufrieden geben musste, was zur Verfügung stand.

Ventura hatte noch drei andere Pistolen, die mit der Waffe, die er gerade trug, identisch waren. Wenn er auf jemanden schoss, musste die Pistole verschwinden, und da ihm das Design und die Mechanik der Coonan gefielen, hatte er über einen Strohmann gleich mehrere Exemplare dieses Modells gekauft. Vor drei Jahren hatte er noch acht dieser Pistolen gehabt. Es waren gute Waffen.

Aber natürlich zeichnete sich ein guter Leibwächter gerade dadurch aus, dass er seine Waffe *nicht* benutzen musste. Ventura gestattete sich ein kleines Lächeln, während er auf den Ausgang zugegangen. Genau wie bei einem perfekten Verbrechen war der beste Leibwächter jemand, den man gar nicht bemerkte.

Er war vielleicht noch nicht der beste, aber schließlich hatte er ja noch Zeit, es zu werden.

*Quantico, Virginia*

»Sir? Hier ist jemand, der Sie gerne sprechen würde. Dr. Morrison, aus Washington.«

Michaels hob den Blick und blinzelte kurz, um sich von seinem Computer und den Daten, die er gerade gelesen hatte, loszureißen. Morrison, Morrison ...? Ach, ja, jetzt fiel es ihm wieder ein. Morrison hatte gestern angerufen und gesagt, dass er gerade in der Stadt sei und mit jemandem von der Net Force über ein Problem sprechen müsse, das etwas mit einem Projekt namens HAARP zu tun hatte. Nach einer kurzen Recherche in den Archiven hatte Michaels herausgefunden, dass HAARP für High Altitude Auroral Research Project stand, ein Forschungsprojekt, an dem die Air Force, die Marine und mehrere Universitäten beteiligt waren. Es hatte mit Mikrowellen oder etwas Ähnlichem zu tun. Für Michaels hörte sich das Ganze ziemlich langweilig an.

»Bitte Sie ihn herein.«

Der Mann, der hinter Michaels' Sekretärin hereinkam, war groß, dünn, fast kahl und sah aus, als wäre er um die fünfzig. Er trug einen einfachen schwarzen Anzug und eine dunkle Krawatte. In der Hand hielt er eine schon etwas mitgenommene Aktentasche aus Aluminium. Morrison hätte überall auf der Welt als Professor durchgehen können.

»Guten Tag, Dr. Morrison. Ich bin Alex Michaels.«

»Commander. Ich hatte nicht damit gerechnet, mit dem Leiter der Net Force sprechen zu können.«

Michaels überlegte kurz, ob er seinem Besucher sagen sollte, dass seine Assistentin gekündigt hatte und sein bester Computertechniker gerade mit seiner neuen Freundin im Wald herumwanderte, aber dann kam er zu dem Schluss, dass es Morrison erstens nichts

anging und zweitens vermutlich sowieso nicht interessierte. Er lächelte. »Nehmen Sie doch bitte Platz. Was kann ich für Sie tun?«

Morrison setzte sich etwas unbeholfen. Wahrscheinlich trieb er nicht viel Sport. »Wie Sie vielleicht wissen, bin ich einer der Projektmanager von HAARP.«

»Gakona in Alaska liegt nicht gerade um die Ecke«, entgegnete Michaels.

Morrison zog erstaunt die Augenbrauen hoch. »Sie wissen, um was es bei dem Projekt geht?«

»Ich weiß nur, wo das Projekt durchgeführt wird, und dass es etwas mit der Ionosphäre zu tun hat.«

Morrisons Nervosität schien nachzulassen. Er öffnete seine Brieftasche und holte eine Mini-DVD heraus. »Auf der DVD ist eine kurze Zusammenfassung des Projekts - ich weiß, dass Sie eine höhere Unbedenklichkeitsbescheinigung haben als ich, aber das Material hier ist der Öffentlichkeit bereits weitgehend bekannt.«

Michaels nahm ihm die kleine Silberscheibe ab.

»HAARP wurde Anfang der Neunzigerjahre eingeschaltet und ist seitdem bis auf einige Unterbrechungen in Betrieb. Zurzeit sind wir wegen einiger Reparaturarbeiten in der Sommerpause. Im Grunde genommen ist HAARP der stärkste Kurzwellensender der Welt. Er wurde entwickelt, um energiereiche Radiowellen in die Ionosphäre zu schicken und verschiedene Experimente durchzuführen, mit denen wir mehr über das Wetter im All erfahren wollen – vor allem der Teilchenfluss von der Sonne und anderen Quellen in die Erdatmosphäre. Solche Phänomene beeinflussen unsere Kommunikationsnetze, also Satelliten und ähnliche Einrichtungen.«

Michaels nickte. Er hatte es schon geahnt. Das Ganze war todlangweilig. Trotzdem versuchte er, interessiert auszusehen.

»Die Sendeanlage, die wir FIRI nennen, besteht aus 180 Funktürmen, die auf einem Gitter aus fünfzehn Spalten und zwölf Reihen aufgestellt sind, auf einer mit Kies bestreuten Fläche von etwa 130.000 Quadratmetern. Jeder Turm verfügt über zwei Dipolanten, die entweder im Bereich von 2,8 bis sieben Megahertz oder im Bereich von sieben bis zehn Megahertz senden. Jeder Sender bringt etwa zehntausend Watt an Hochfrequenzleistung, gebündelt liegt die Ausgangsleistung der 360 Sender daher bei 3,6 Millionen Watt. Wenn man diese Leistung auf einen einzigen Punkt richtet, wird sie tausendfach verstärkt und beträgt dann 3,6 *Milliarden* Watt.«

»Besser als die alten Piratensender in Mexiko«, sagte Michaels mit einem Lächeln.

»Um den Faktor siebzigtausend«, erwiderte Morrison, der ebenfalls lächelte.

»Sie arbeiten also mit einem sehr leistungsfähigen System. Und ...?«

»Und es gibt einiges, das wir im Laufe des Projekts herausgefunden haben. Die Forschungsarbeiten haben sich im Wesentlichen auf vier Bereiche konzentriert: Kommunikationstechnik, wie zum Beispiel Niedrigstfrequenzen, mit denen unter anderem Kontakt zu Unterseebooten in extremer Tiefe aufgenommen werden kann, Tomografie, also die Fähigkeit, riesige Gebiete unter der Erde zu untersuchen, und sogar die Möglichkeit einer rudimentären Wetterkontrolle. Außerdem gab es noch einige Experimente zur Impulsgenerierung. Elektromagnetische Impulse, mit denen die Lenksysteme feindlicher Raketen ausgeschaltet werden können, solche Sachen in etwa.«

»Interessant.«

»Sehr sogar. Im Rahmen der Forschung im Niedrigstfrequenzbereich wurde unter anderem auch die Möglichkeit untersucht, in-

wieweit es möglich ist, die Biorhythmen von Pflanzen und Tieren zu beeinflussen und zu verändern.«

Michaels runzelte die Stirn. »Würden Sie mir Ihre letzte Aussage bitte etwas näher erläutern?«

»Wir wissen seit langem, dass es Folgen haben kann, wenn Menschen über längere Zeit hinweg Radiowellen ausgesetzt sind. Erhöhtes Krebsrisiko unter Überlandleitungen und so weiter. Die Menschen heute *baden* geradezu in nichtionisierenden Niederfrequenzwellen – solche Wellen werden von allen Elektrogeräten erzeugt. Bei HAARP wurden einige Experimente im Frequenzbereich 0,5 bis vierzig Hertz durchgeführt. Diese Frequenzen werden auch vom menschlichen Gehirn verwendet.«

»Das heißt?«

»Das heißt, dass Marine und Air Force sehr hoffen, mit HAARP eine nichtdestruktive Waffentechnologie entwickeln zu können.«

Michaels lehnte sich zurück. »Reden wir hier etwa über *Gedankenkontrolle*?«

»Das wäre eine der Möglichkeiten, die zurzeit allerdings noch nicht realisierbar ist.«

Das hörte sich schon interessanter an. »Mein Physikunterricht ist zwar schon eine Weile her, Dr. Morrison, aber zwischen Radiowellen im Hertzbereich und im Megahertzbereich besteht doch ein erheblicher Unterschied, oder nicht? Wie ist es möglich, dass ein Sender, der Frequenzen im Bereich – wie war das noch mal? 2,8 bis zehn Megahertz – generiert, auch im Bereich 0,5 bis vierzig Hertz arbeiten kann?«

Morrison lächelte Michaels an, als wäre er ein Professor, der gerade einen intelligenten Schüler vor sich hatte, dem etwas aufgefallen war, was der Rest der Klasse übersehen hatte. »Sehr gut, Commander. Sie haben vollkommen Recht. Ein Hertz entspricht einer

Schwingung pro Sekunde, ein Megahertz einer *Million* Schwingungen pro Sekunde. Um eine solche Hochfrequenzleistung entsprechend zu senken, muss die Länge der Antennen um einiges verändert werden. In der Regel muss eine Antenne so lang sein wie die Wellenlänge, die von ihr übertragen wird. Für dreißig Megahertz-Wellen braucht man also eine zehn Meter hohe Antenne, für dreißig Hertz-Wellen eine Antenne, die eintausend Kilometer lang ist.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass nicht sehr viele tausend Kilometer lange Antennen in der Gegend herumstehen«, sagte Michaels mit einem trockenen Unterton in der Stimme.

»Sie wären überrascht, wenn Sie wüssten, wie viele es sind. Eine Antenne muss nicht unbedingt aus Stahlträgern bestehen – man kann sie auch aus Drahtspulen herstellen oder mehrere Sender elektronisch miteinander verknüpfen. Es gibt noch zahlreiche andre Möglichkeiten. Für unsere Experimente verwenden wir den Himmel.

Die Erde ist im Grunde genommen ein riesiger Magnet, der kosmischen und solaren Strömungen ausgesetzt ist. Einige dieser Sonnenwinde erzeugen ein riesiges elektrisches Potenzial an den Magnetpolen, den so genannten Elektrojet. Er ist übrigens auch die Ursache für die Polarlichter an Nord- und Südpol. Mit HAARP können wir den Elektrojet zu einer Art Antenne machen, indem wir ihn durch bestimmte elektronische Prozesse so lang machen, wie wir wollen – wobei uns natürlich gewisse Grenzen gesetzt sind.«

»Ich versteh. Und das heißt, Sie können Frequenzen generieren, mit denen sich bei entsprechender Sendeleistung über große Entfernungen hinweg die Denkprozesse von Menschen beeinflussen lassen.«

»So ist es.«

»Sind Sie hier, um deshalb Alarm zu schlagen, Dr. Morrison? Da

sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Sie sollten mit dem Ver-  
teidigungsministerium sprechen.«

»Nein, nein, ich habe nichts Derartiges vor. Schließlich ist es ja nicht verkehrt, wenn das Militär nach einer neuen Waffentechnologie sucht, denn dafür ist es ja da, nicht wahr? Die Russen experimentieren seit Jahren damit und unsere Regierung wäre dumm, wenn sie ein solches Potenzial ignorieren würde. Wenn wir einen Gegner dazu bringen könnten, die Waffen niederzulegen, wäre das doch sehr viel besser, als auf ihn schießen zu müssen.

Nein, ich bin hier, weil ich sicher bin, dass sich jemand in unsere Computer eingeschlichen hat und die Daten über unsere Experimente *stiehlt*.«

»Ah.«

»Ja. Und weil ich nicht weiß, wer es sein könnte, bin ich damit nicht zu meinen Vorgesetzten, sondern zu Ihnen gegangen.«

Michaels nickte. Das machte Sinn. »Und warum glauben Sie, dass jemand Daten aus Ihren Computern stiehlt?«

Morrison lächelte und holte eine zweite DVD aus seinem Aktenkoffer. »Sie haben ein paar Spuren hinterlassen.«

## 6

*Vermillion River, Lafayette, Louisiana*

Michaels saß im Heck eines vier Meter langen Aluminiumbootes, die Hand auf dem Steuerelement des kleinen Elektromotors. Das träge fließende Wasser des Bayous schlug gegen den Rumpf und der Motor war gerade stark genug, um zu verhindern, dass Micha-

els abgetrieben wurde. Das Boot war früher einmal dunkelgrün gewesen, aber Sonne und Regen hatten es so ausgebleicht, dass das Grün inzwischen stumpf und um einiges heller wirkte. Es war heiß hier, wahrscheinlich um die 35 Grad, obwohl er auf dem Wasser fuhr. Die Luft war fast so feucht wie das Wasser des Bayous. Am Flussufer ragten riesige Eichen auf, von deren Ästen die grauen Flechten des spanischen Mooses wie zerrissene, organische Vorhänge herunterhingen. Ein ein Meter langer Alligator schoss mit der Hälfte seines Körpers aus dem Wasser, fiel mit einem lauten Platschen wieder zurück und versank neben einer auf dem Wasser tanzenden Glühbirne, die jemand ein Stück weiter oben in den Fluss geworfen hatte, in den trüben Fluten.

Michaels zog an dem Gummigriff des Anlassers, um den Mercury-Außenbordmotor zu starten. Das Starterseil war aus Nylon und irgendwann einmal weiß gewesen, aber jetzt war es mit Öl und Fett überzogen und fast schwarz. Mit einem tiefen Dröhnen sprang der 15-PS-Motor an. Er schaltete den Elektromotor aus, legte den Gang für den Mercury ein und gab Gas. Der Geruch nach Benzin und Schmierstoffen hüllte ihn ein.

Das Boot stemmte sich gegen die Strömung. Er fuhr auf das Ostufer des Bayous zu, um einem Baumstamm auszuweichen, der halb unter dem Wasser trieb und auf ihn zukam. Oder war es etwa ein Alligator?

An Land sonnte sich gerade eine große Schnappschildkröte, die von dem herannahenden Boot aufgeschreckt wurde. Sie ließ sich vom Felsen fallen und verschwand in dem dunklen Wasser.

Michaels musste lächeln. Bei diesem Szenario hatte Jay wirklich hervorragende Arbeit geleistet. Es wirkte durch und durch echt.

Die VR-Konstruktion, die das Computersystem von HAARP darstellte, stand auf dem Ostufer des Bayous: Eine herunterge-

kommene Kneipe mitten in der Wildnis. Auf dem Gebäude aus weiß gestrichenen Holzbrettern saß ein windschiefer Dach aus Wellblech und die Außenwände waren mit Metallwerbeschildern für Bier und Softdrinks dekoriert, von denen die Farbe abblätterte: Falstaff, Jax, Royal Crown Cola, Dr. Pepper. Neben dem heruntergekommenen Gebäude reichte ein kleiner Berg aus rostenden Stahldosen bis an das Ufer. Michaels war nahe genug, um sehen zu können, dass bei den leeren Dosen jeweils zwei dreieckig geformte Löcher in den Deckel gestanzt waren – sie waren mit einem speziellen Öffner aufgemacht worden, den sein Vater noch gekannt hatte, lange vor der Erfindung von Schraub- oder Pull-Off-Verschlüssen.

Er lenkte das Boot ans Ufer.

Die virtuelle Realität hatte sich nicht ganz so entwickelt, wie man es sich noch zu Beginn des Computerzeitalters vorgestellt hatte. Waren entsprechende Eingabegeräte und leistungsfähige Computer vorhanden, konnte virtuelle Realität so gut wie *alles* sein – es kam ganz allein auf die Person an, die das Szenario entwickelte. Die Konstruktionen waren natürlich Analogien, aber so konfiguriert, dass der Anwender intuitiv damit

zurechtkam. Normale Menschen wollten eben keine Knöpfe drücken oder mit der Maus auf Symbole klicken, egal, wie nett solche Sachen gemacht waren. Sie wollten sich in einer Umgebung bewegen, in der sie sich wie normale Menschen verhalten konnten. Anstatt auf einer Tastatur herumzutippen, konnten sie genauso gut einen steilen Bergpfad hinaufgehen, auf einem Pferd durch den Wilden Westen reiten oder – wie Michaels jetzt – mit einem kleinen Boot in ein dunkles, langsam dahinfließendes Bayou hineinfahren. Bis auf die Grenzen, die der Fantasie gesetzt waren, gab es keine Einschränkungen für das, was man in der VR tun konnte. Man konnte sich fertige Software kaufen, sich die Software von jeman-

dem entwickeln lassen, der etwas davon verstand, oder das Ganze selbst machen. Als Leiter der Net Force wusste Michaels zumindest im Ansatz, wie man VR-Software konstruierte, aber es war viel einfacher, sie von Jay Gridley oder einem anderen seiner Computertechniker aufzubauen zu lassen. Seine Mitarbeiter waren geradezu besessen von Details und die von ihnen entwickelte Software war wirklich gut.

Man konnte an bestimmte Orte reisen, sich mit Menschen unterhalten und in Computersysteme eindringen, wobei das, was man in der VR sah und tat, nichts mit dem zu tun haben brauchte, was andere Menschen an diesem Ort sahen oder taten. Es war alles sehr individuell und persönlich, es sei denn, man stellte das Standardszenario ein oder einigte sich auf eine gemeinsame Realität. Häufig kam es vor, dass sich alle für ein und dasselbe Szenario entschieden, weil sie eine gemeinsame Erfahrung haben wollten, aber Michaels arbeitete lieber mit seinen oder Jays Konstruktionen. Warum nicht, wenn man es konnte?

Als das Boot gegen das Fundament des kleinen Piers stieß, schaltete er den Außenborder ab und sprang auf die mit Kreosot bestrichenen Holzplanken. Er band das Boot fest und ging auf die Kneipe zu. Aus diesem Winkel konnte er den Namen der Kneipe erkennen: The Dewdrop Inn.

Du meine Güte.

In Wirklichkeit saß er mehr als fünfzig Jahre von diesem Ort entfernt in seinem Büro, trug Ohren- und Augenbänder und an den Händen Skelettsensorhandschuhe, mit denen er die Bilder des Computers sehen und fühlen konnte. Das war ihm teilweise auch bewusst, obwohl er gelernt hatte, die »echte« Realität auszuschalten, wie die meisten Leute, die schon einmal in der VR gewesen waren.

Normalerweise hätte er Jay oder einen anderen seiner Mitarbeiter darum gebeten, sich diese Sache etwas näher anzusehen. Aber um ehrlich zu sein, er brauchte die Ablenkung, denn sonst hätte er zusammenpacken und nach Hause gehen müssen. Und obwohl Arbeit kein Allheilmittel war, so war sie doch manchmal besser als nichts.

Er schlenderte auf die Kneipe zu. An der Mauer neben dem Eingang lehnte ein dunkelhäutiger, bäriger Mann in einem Overall, der weder Hemd noch Schuhe trug. Der Mann spuckte einen Mund voll Kautabak in Richtung eines kleinen Chamäleons, das sich auf einem Baumstumpf in der Nähe sonnte, verfehlte es aber. Als er lächelte, entblößte er ein Gebiss, das außer verfaulten Zähnen nur noch aus Lücken bestand.

In der VR wurden Firewalls in allen möglichen Konfigurationen dargestellt.

*Na großartig. Der Typ wäre eine Katastrophe für den menschlichen Genpool*, dachte Michaels.

»Wir haben geschlossen«, sagte der Mann im Overall.

Michaels nickte. »Dann werde ich wohl später noch mal vorbeikommen müssen.«

»Sieht ganz so aus.«

Michaels lächelte und drehte sich um. Er ging zu dem kleinen Pier zurück, stieg in sein Boot und startete den Motor. Als er die nächste Kurve des Bayous hinter sich hatte und etwa dreihundert Meter stromaufwärts war, lenkte er das Boot wieder ans Ufer, band es an dem niedrig hängenden Ast einer Weide fest und ging wieder zum Dewdrop Inn zurück. Er näherte sich dem Gebäude von der Rückseite und achtete darauf, nicht von dem Mann im Overall gesehen zu werden.

Die Hintertür bestand aus unbehandelten Holzplanken und war

roh zusammengezimmert, aber solide. Michaels kramte in seiner Hosentasche herum und zog einen Nachschlüssel hervor. In Wirklichkeit war der Nachschlüssel ein Passwort, das ihm Dr. Morrison gegeben hatte, aber man konnte wirklich nicht erwarten, in einem Szenario dieser Art ein kodiertes Tastenschloss vorzufinden; es hätte einfach nicht gepasst.

Das Schnappschloss ging auf. Michaels beeilte sich einzutreten und zog die Tür hinter sich zu.

Das Innere der Kneipe passte zum Äußen des Gebäudes und war typisch für eine Hinterwäldlerkneipe der Fünfzigerjahre. Er sah abgenutzte Holztische, ramponierte Stühle mit geflochtenen Sitzflächen und eine Reihe von Barhockern vor einer Theke, die mehrere Jahrzehnte mit verschüttetem Bier und verlegten Zigaretten hinter sich hatte. Hinter der Theke standen zwei große, rechteckige Kühlbehälter mit Bierlogos, ein Regal unter einem langen, gesprungenen Spiegel enthielt Flaschen mit Bourbon, Gin, Likör, Scotch und Wodka.

Michaels brauchte nur etwa eine Minute, um die unter der Theke eingebaute Geldkassette aus Stahlblech zu finden, die mit einem großen Vorhangschloss auf einem fingerdicken Schließband aus Messing gesichert war.

Er hatte zwar einen Schlüssel für die Geldkassette, aber da er nicht wusste, was normalerweise darin aufbewahrt wurde, würde es nicht viel bringen, die Kassette aufzumachen und sich den Inhalt anzusehen. Wenn etwas fehlte, würde er sowieso nicht feststellen können, was es war.

Hinter der Theke war es ziemlich dunkel, da nur wenig Licht durch die beiden schmutzigen Fenster an der Seite des Gebäudes hereinfiel. Michaels zog eine kleine Taschenlampe aus der hinteren Hosentasche und richtete ihren Strahl auf das Schloss.

Am Schloss und auf dem Schließband waren tatsächlich frische Kratzer zu sehen. Jemand hatte versucht, es aufzubrechen oder mit einem Dietrich zu öffnen. Es ließ sich zwar nicht feststellen, ob es ihm gelungen war, aber die zerkratzte Geldkassette bewies, dass Morrisons Geschichte stimmte – zumindest ein Teil davon.

Michaels stand auf, klopfte sich den Staub von der Hose und ging auf die Hintertür zu. Natürlich hätte es auch Morrison selbst gewesen sein können. Wenn jemand »Feuer!« schrie, war es meistens derjenige, der das Feuer auch gelegt hatte. Aber warum hätte Morrison dann zu ihm kommen sollen? Ohne Morrisons Bericht hätte niemand etwas bemerkt, zumindest niemand in der Net Force. Und Morrison hatte Zugang zu der Geldkassette – die in Wirklichkeit natürlich ein geschütztes Dateiverzeichnis innerhalb des Computersystems von HAARP war. Er konnte es öffnen, wann immer er wollte, er brauchte gar nicht einzubrechen.

Wenigstens hatte Michaels jetzt etwas, mit dem er weitermachen konnten. Er würde Morrison anrufen und ihn nach einigen Details fragen müssen. Der Inhalt der Geldkassette schien allerdings nicht sonderlich wichtig zu sein, daher gab es keinen Grund, jetzt mit aller Macht zu versuchen, mehr darüber herauszufinden. Er konnte die Angelegenheit an einen seiner Mitarbeiter weitergeben oder warten, bis Jay aus seinem Urlaub, der nur eine Woche dauern sollte, zurück war.

Es war eine nette kleine Übung gewesen, die vielleicht auch dazu beigetragen hatte, die fortschreitende Rückbildung seiner VR-Muskeln aufzuhalten, aber beileibe nichts Weltbewegendes.

Michaels hätte jetzt zwar die VR ausschalten können, aber dann dachte er, dass ja schließlich nichts dagegen sprach, noch ein wenig mit dem Boot im Bayou herumzufahren und sich die Landschaft anzusehen.

*Montag, 6. Juni  
Mammoth Cave, Kentucky*

John Howard lächelte, als die Fremdenführerin das Licht ausschaltete und es im Inneren der Höhle dunkel wurde, so dunkel, wie es die meisten in ihrer Gruppe noch nie erlebt hatten. Zu sehen waren nur die phosphoreszierenden oder tritiumgefüllten Leuchtzeiger der Armbanduhren und diese schienen vor der pechschwarzen Finsternis, die fast mit Händen zu greifen war und sie wie ein feuchtes Tuch umgab, um einiges heller zu strahlen als sonst.

Die Stimme der Fremdenführerin dröhnte durch die Dunkelheit: »Kein einziger Sonnenstrahl dringt bis nach hier unten und doch wurde diese Höhle von Menschen erforscht, die noch viel weiter vorgedrungen sind als wir jetzt, nur mit Kerzen und brennenden Fackeln. Sie können mir glauben, dass jeder, der hier herunterkam, bevor die elektrische Beleuchtung verlegt wurde, peinlich genau darauf achtete, genügend Ersatzbatterien und Glühbirnen für die Taschenlampen mitzubringen.«

Die Touristen, die in der Dunkelheit herumstanden, lachten nervös. Jemand drückte auf das Tastenfeld seines Mobiltelefons, so dass ein grünes Licht anging. Ein anderer presste einen Knopf an seiner Armbanduhr, bis das Zifferblatt aufleuchtete.

Als die Fremdenführerin das Licht wieder einschaltete, ging ein kollektiver Seufzer der Erleichterung durch die Gruppe, die endlich wieder etwas sehen konnte.

Dann sagte sie: »Wir Fremdenführer haben eine Wette laufen: Jeder, der eine Gruppe nach hier unten führt, in der *niemand* während der dreißig Sekunden dauernden Dunkelheit die Beleuchtung seines Telefons oder seiner Uhr einschaltet, ein Feuerzeug anzündet oder die Taschenlampe an seinem Schlüsselring aufleuchten lässt,

wird eine Woche lang von den anderen zum Mittagessen eingeladen. In sechs Monaten hat das allerdings noch niemand von uns geschafft.«

Wieder lachte die kleine Gruppe, aber dieses Mal war erheblich weniger Nervosität dabei zu spüren.

Howard sah zu seiner Frau und seinem Sohn hinüber, der gerade seine Freundin Nadine anlächelte – die zufällig genauso hieß wie Howards Frau. Er konnte gerade noch ein Lächeln unterdrücken, das sich ihm beim Anblick der beiden auf die Lippen stehlen wollte. Sie sahen einfach zu niedlich aus. Aber junge Teenager waren mit Vorsicht zu genießen – sie konnten von einem Augenblick zum anderen meilenweit und dann wieder nur einen Schritt vom Erwachsensein entfernt sein. Im Moment waren Ty und Nadine zwei dicke Freunde, die ein gemeinsames Hobby – Bumerangwerfen – hatten. In einem Monat hatte sich das gegenseitige Interesse vielleicht abgekühlt oder in eine Richtung entwickelt, die zu etwas führte, von dem Howard der Meinung war, dass sie noch viel zu jung dazu waren. Allerdings hatte ihn dieser Einwand auch nicht abhalten können, als er so alt gewesen war wie sein Sohn.

Nadine – *seine* Nadine – hakte sich bei ihm ein. »Wo bist du denn gewesen? Du hattest gerade so einen starren Blick.«

Er lächelte seine Frau an. »Ich habe mir nur die beiden da drüben angesehen.«

»Kommst du dir alt vor?«

»Ja. Aber das ist noch nicht alles. Ich komme mir so hilflos vor. Da stehe ich nun mit all meiner Weisheit ...«

» ... die du gerne hättest.«

»Okay, dann eben *Erfahrung* ... und Tyrone will sich nichts von mir sagen lassen.«

»Dir redet doch miteinander. Und er hört dir immer noch zu.«

»Die meiste Zeit auf Autopilot. Ich glaube nicht, dass er dem, was ich ihm sage, sehr viel Beachtung schenkt.«

»Natürlich nicht. Oder hast *du* auf das gehört, was dir deine Eltern gesagt haben, als du in Tyrones Alter warst? Jede Generation muss das Rad noch einmal neu erfinden.«

»Es könnte doch auch einfacher gehen.«

»Aber so ist es nun mal. Egal, was du willst, der Regen wird vom Himmel fallen, du kannst ihn nicht aufhalten. Du kannst zu Hause bleiben, rausgehen und nass werden oder einen Schirm nehmen – dem Regen ist das völlig egal.«

»Ich wusste schon, warum ich dich geheiratet habe«, entgegnete er. »Dein Verstand ist schuld daran.«

»Früher hast du aber etwas ganz anderes gesagt.«

»Na ja, ich nehme an, du hattest noch ein paar andere Vorzüge.«

»Du meinst, die hatte ich, bevor ich fett und hässlich geworden bin?«

Howard drehte sich um und suchte hinter seinem Rücken nach etwas.

»Was suchst du denn?«

»Nach der Person, mit der du wohl gerade redest. Mit mir redest du nämlich nicht. Du siehst heute besser aus als an dem Tag, an dem wir uns kennen gelernt haben. Vielleicht wirst du langsam senil und verlierst den Verstand, aber fett und hässlich? Das ist doch wohl nicht dein Ernst.«

Sie lachte. Er brachte sie gern zum Lachen. Selbst nach 15 Jahren Ehe machte es ihm immer noch Freude.

»Es tut uns ganz gut, mal für eine Weile herauszukommen«, sagte sie. »Ich amüsiere mich großartig.«

»Ich auch.« Und es stimmte. Es war schon fast eine Stunde her, seit er das letzte Mal an die Net Force gedacht hatte.

*Seattle, Washington*

Morrison schob Ventura eine kleine Plastikkarte hin. »Hier ist Ihr Vorschuss. Einhunderttausend Dollar.« Er hatte sein Sparkonto plündern und eine zweite Hypothek auf das Haus aufnehmen müssen, um das Geld zu beschaffen. Venturas Dienste waren nicht billig – dreißigtausend Dollar pro Monat für das Basisangebot, Extras waren gesondert zu zahlen –, aber er war angeblich der Beste und Morrison wusste, dass er den Besten brauchte. Wenn das Geschäft platzte, würde er Ende Juli pleite sein. Aber eigentlich war er sicher, dass es gut gehen würde, es fragte sich nur, mit wem und für wie viel. Und natürlich musste er bis dahin am Leben bleiben.

Ventura nahm die Karte mit dem integrierten Kreditchip, drehte sie einmal zwischen den Fingern und steckte sie dann in die Innentasche seines Jacketts. »Ab wann?«

»Ab sofort«, antwortete Morrison.

Ventura zog ein kleines Mobiltelefon aus der Tasche, drückte auf einen Knopf und sagte: »Es geht los.« Dann steckte er das Telefon wieder ein.

Morrison konnte nicht umhin, sich umzusehen. Im Restaurant war nicht viel los, trotzdem sah er niemanden, der wie ein Leibwächter aussah.

Ventura lächelte. »Sie werden sie nicht finden.«

»Sie?«

»In diesem Raum sind zwei meiner Mitarbeiter, zwei weitere stehen draußen. Ich benötige allerdings noch einige Informationen, um Sie beschützen zu können. Fangen wir mit der Art der Bedrohung und dem Grund dafür an. Wer möchte Sie entführen oder umbringen und warum?«

Morrison nickte. Jetzt wurde es schwierig. Er konnte eine gute

Geschichte erfinden und dafür sorgen, dass Ventura sie glaubte. Oder er konnte die Wahrheit sagen. Da sein Leben auf dem Spiel stand, wollte er in dieser Beziehung keinen Fehler machen. »Ich bin mir zurzeit noch nicht sicher, wer es ist. Vermutlich die Chinesen, aber es könnten auch die Russen oder die Israelis sein. Und der Grund – ich bin im Besitz von, ähm, sagen wir mal äußerst wertvollen Informationen, die sie gerne in die Finger bekommen würden.«

»Über HAARP?«

Morrison war einen Moment lang sprachlos. Aber eigentlich war es klar gewesen, dass der Mann ihn überprüfen würde. Und im Grunde genommen brauchte man gar nicht viel, um zu dieser Vermutung zu gelangen. Trotzdem stieg sein Vertrauen in Venturas Fähigkeiten.

Während Morrison noch überlegte, was er antworten sollte, sagte Ventura: »Dr. Morrison, es ist mir egal, was Sie vorhaben, aber wenn ich dafür sorgen soll, dass Sie am Leben bleiben, muss ich wissen, mit was ich es hier aller Wahrscheinlichkeit nach zu tun bekomme. Es ist entscheidend für unsere weitere Vorgehensweise, verstehen Sie? Wenn Sie mit einer Frau geschlafen haben, deren Ehemann Sie jetzt zu Brei schlagen will, ist das eine Sache. Wenn wir uns mit dem Geheimdienst einer ausländischen Macht auseinander setzen müssen, ist das etwas ganz anderes. Ich werde den Auftrag auf jeden Fall annehmen, aber ich muss *alles* wissen. Wir reden hier über Ihr Leben *und* das meiner Leute.«

Morrison nickte und holte tief Luft. Ja. Er hatte verstanden. »In Ordnung.« In den nächsten 15 Minuten erzählte er, um was es ging, und beantwortete alle Fragen, die ihm gestellt wurden. Ventura machte sich keine Notizen. Das, was Morrison zu sagen hatte, schien ihn nicht sonderlich zu beunruhigen.

Als Morrison fertig war, sagte Ventura: »In Ordnung. Ich brau-

che eine Kopie von Ihrem Terminkalender. Egal, wohin Sie gehen, ich treffe die Vorbereitungen und mache die Buchungen. Bei allem, was Ihre Sicherheit angeht, habe ich das letzte Wort. Wenn ich der Meinung bin, dass etwas zu riskant ist, werde ich Ihnen das sagen und Sie werden sich meiner Entscheidung ohne Widerspruch fügen. Ist das ein Problem für Sie?«

»Nein, nein.«

»Gut. Die Situation ist vermutlich noch nicht kritisch, aber wir müssen davon ausgehen, dass jemand herausfinden könnte, wo Sie sind, daher sind wir ab jetzt in Alarmbereitschaft. Wie sehen Ihre Pläne für die nächste Zeit aus?«

»Ich muss nach Alaska. Offiziell sind wir gerade in der Sommerpause, aber ich muss noch einige, ähm, ›Kalibrierungen‹ durchführen. In den nächsten Wochen muss ich noch zwei weitere dieser Kalibrierungen vornehmen. Möglicherweise auch drei.«

»Wie sehen die Sicherheitsvorkehrungen in der Anlage aus? Kann ich meine Leute da reinbringen?«

»Nein. Ich kann Sie als Beobachter von einer der Universitäten ausgeben – wir können genügend Material erfinden, um Sie an den Sicherheitsüberprüfungen von Marine und Air Force vorbeizubringen –, aber mehr geht nicht. Um die Anlage patrouillieren rund um die Uhr bewaffnete Wächter, am Tor sind ebenfalls Wächter postiert und so weiter. Allerdings macht man sich kaum Sorgen darüber, dass jemand vorbeikommt und die Antennen oder Generatoren mitgehen lässt.«

Ventura nickte.

»Es gibt etwas, über das Sie Bescheid wissen sollten. Die Anlage und ihre Computer werden zurzeit von der Net Force untersucht.«

»Die Net Force. Ahnt das FBI, was Sie getan haben?«

»Nein. Sie gehen nur den Hinweisen nach, die ich Ihnen gegeben habe.«

»Ah, verstehe. Raffiniert. Aber sie werden auch den Verdächtigen überprüfen, der ihnen die Hinweise gegeben hat. Das tun sie immer. Diese Vorgehensweise ist Standard.«

»Das hatte ich auch erwartet. Ich habe mich entsprechend abgesichert.«

Ventura zuckte mit den Achseln. »Das hoffe ich für Sie. Ich kann zwar dafür sorgen, dass Sie nicht von den Chinesen erschossen werden, aber nicht verhindern, dass Sie im Gefängnis landen, wenn das FBI hinter Ihnen her ist. Es sei denn, Sie wären bereit unterzutauchen. Noch besser wäre es, wenn Sie das Land verließen.«

»Ich verstehe.« Morrison spürte, wie sich sein Magen verkrampte. Er hatte einen gefährlichen Weg eingeschlagen. Aber er war kein weltfremder Professor, der das Universum nur als abstraktes Theorem betrachtete; er wusste, dass es auch weniger schöne Seiten dieser Welt gab. Und das hatte er von Anfang an berücksichtigt. Er war davon ausgegangen, dass seine »Geschäftspartner« ihn betrügen und in etwa so vertrauenswürdig sein würden wie ein Fuchs, der einen Hühnerstall bewachen sollte. Er war sicher, dass er die ganze Sache auch jetzt noch absagen und ungeschoren davonkommen konnte. Aber wie hieß es so schön? Wer nichts wagt, der nichts gewinnt. Und er konnte eine Menge gewinnen. Viele Menschen kauften auch dann ein Los, wenn die Gewinnchancen mehrere Millionen zu eins gegen sie standen. Wie viele Menschen würden wohl ein Los kaufen, wenn Sie bereits vor der Ziehung wüssten, welche Zahlen gewinnen? Nein, er hatte sich entschieden. Er würde seine nächsten Schritte sorgfältig planen und am Ende würde er nicht zu Fuß verschwinden, sondern in einer Limousine aus purem Gold – mit Diamanten als Schweinwerfer.

Dafür würden natürlich einige Menschen ihr Leben lassen müssen. Aber er war bereit, diesen Preis zu bezahlen – solange es nicht sein Leben war.

## 7

*Dienstag, 7. Juni  
Sperryville, Virginia*

Ein leichter Regen trommelte mit winzigen, nassen Fingern auf der Zeltplane herum, aber das reißfeste Material aus Gortex wurde damit fertig – das Wasser formte sich zu Tropfen und schlängelte sich dann wie ein kleines Flüsschen an den Seiten des Zeltdaches hinunter. Es war kurz nach Tagesanbruch. Jay Gridley lag auf dem Rücken und sah den Regentropfen zu. Er befand sich in den zwei über Reißverschlüsse miteinander verbundenen Schlafsäcken neben Soji, den Kopf auf seine zusammengerollte Jacke gestützt. Sie hatte Recht gehabt – er hatte die Wanderung mit ihr keine Sekunde lang bereut. Es war ohne Einschränkung der schönste Urlaub seines Lebens gewesen, obwohl er kein großer Naturfan war und sich entschieden wohler fühlte, wenn er eine VR-Version davon entwickelte und sich anschließend in das System einloggte. Aber selbst der beste Programmierer schaffte es nicht, eine Software zu entwickeln, die einem auch nur annähernd einen Eindruck davon vermittelte, wie Sex sich anfühlte.

O nein. Keine Chance.

Jay sah zu Soji hinüber, die immer noch schlief. Er widerstand dem Drang, die Hand auszustrecken und ihr über das dunkle Haar

zu streichen. Gott, war sie schön. Intelligent, weise, alles, was er sich bei einer Frau nur wünschen konnte. Das Problem war nur, wie er diesen Zustand verlängern konnte. Er fragte sich, ob sie ihn auslachen würde, wenn er ihr einen Heiratsantrag machte.

Soji machte die Augen auf und lächelte ihn an. »Überlegst du dir, ob du dein Geld zurückhaben willst, Bleichgesicht?«

»Ich sollte dir wohl sagen, dass ich zur Hälfte Thai bin«, sagte er. »Damit hätte sich das Bleichgesicht dann erledigt. Und was deine Frage angeht – nein, ich habe mir nicht überlegt, ob ich mein Geld zurückhaben will.«

»Die landschaftlichen Reize waren es also wert, dass wir so weit gelaufen sind?«

»Die einzigen Reize, die ich brauche, sind hier im Zelt.«

Sie lachte. »Oh, ein Schmeichler, der versucht, mich wieder mit meinem Ego zu verbinden.«

»Du hast es erfasst. Ich bin ein Albtraum für jeden Buddhisten. Wenn du mir noch eine Weile zuhörst, wirst du mit Sicherheit vom achtfachen Pfad abkommen.«

»Das kann mir nicht passieren. Du weißt doch, dass wir Buddhisten Meister darin sind, immer und überall die Mitte zu finden.«

Jay streckte jetzt doch die Hand aus und strich ihr zärtlich über das Haar.

Sie griff nach seiner Hand, führte sie zu ihrem Mund und küsste seine Handfläche. »Halt den Gedanken fest«, sagte sie. »Ich bin gleich wieder da.«

»Willst du etwa nach draußen und im Regen meditieren?«

»Nein, ich muss nur pinkeln.«

»Du zerstörst das hehre Bild, das ich von dir habe.«

»Tut mir Leid. Du wirst dich eben daran gewöhnen müssen, dass ich ein ganz gewöhnlicher Mensch bin.«

»Wie der Rest von uns.«

Sie zog den Reißverschluss des Schlafsackes auf, rollte sich heraus und kroch, nackt wie sie war, auf den Ausgang zu. »Na ja, nicht ganz so gewöhnlich wie *einige* von euch.«

Er sah zu, wie sie aus dem niedrigen Zelt kroch, und lächelte ihrem nackten Hintern nach, der hinter dem Moskitonetz verschwand. Sie zelteten mitten in der Wildnis, und seit sie vor vier Tagen den markierten Weg verlassen hatten, war ihnen niemand mehr begegnet. Wenn ihnen danach war, konnten sie nackt in der Sonne herumlaufen – natürlich nur, wenn sie sich von oben bis unten mit Sonnen- und Mückenschutz eincremten –, ohne von jemandem gesehen zu werden. Aber dazu musste der Regen aufhören und die Sonne herauskommen. Jay war es jedoch völlig egal, ob sie – außer zum Pinkeln – je wieder aus diesem Zelt herauskamen.

Er lachte. Sein Leben als gestresster Computertechniker war schon so weit weg. Die Aussicht, wieder arbeiten zu müssen, besaß keinerlei Reiz für ihn. *Hier* spielte das Leben.

Und nirgendwo sonst.

### *London*

Toni hatte eine kleine Wohnung gemietet, als Alex in die Vereinigten Staaten zurückgegangen war – sie besaß zwar ein wenig Geld, aber Hotels in London waren so teuer, dass sie ohne Spesenkonto nach kurzer Zeit pleite gewesen wäre. Carl hatte sie mit einem seiner Schüler bekannt gemacht, der eine Einliegerwohnung zu einem äußerst günstigen Preis vermietete. So günstig, dass Toni sich fragte, ob Carl heimlich einen Zuschuss für die Wohnung zahlte. Bis jetzt hatte sie sich noch nicht getraut, ihn danach zu fragen – wenn er nicht zahlte, war er vielleicht beleidigt, dass sie es annahm. Und

wenn er zahlte, würde sie ausziehen müssen, und das wollte sie auf keinen Fall.

Aber trotz der günstigen Wohnung würde von ihrem Geld nicht mehr viel übrig sein, wenn ihr Visum abrief. Sie würde England Ende des Sommers verlassen müssen.

Sie saß gerade an dem kleinen Tisch in der Küche – genau genommen war es nur eine Kochnische –, als es an der Tür klingelte. Wer konnte das sein? Bis auf Carl und ihren Vermieter wusste niemand, dass sie hier wohnte. Ein Vertreter? Jemand, der sich in der Adresse geirrt hatte?

Als sie Tür öffnete, stand genau die Person vor ihr, mit deren Erscheinen sie am wenigstens gerechnet hätte:

Angela Cooper, die Agentin des britischen MI-6.

Toni war sprachlos. Dieses Miststück! Wie konnte sie es wagen, hier aufzutauchen?

Sie unterdrückte den Wutanfall, der in ihr hochstieg. Höflich zu sein konnte man von ihr nun wirklich nicht erwarten, aber es gelang ihr, mit ruhiger Stimme zu sagen: »Was wollen Sie?«

Cooper lächelte sie etwas verkrampt an. Kein Zweifel, sie war eine schöne Frau. Toni wurde klar, warum Alex sie so anziehend gefunden hatte. »Ich muss mit Ihnen reden. Kann ich reinkommen?«

»Warum? Wir haben uns nichts zu sagen.«

»Der Meinung bin ich nicht. Bitte.«

Toni zuckte so gelangweilt wie möglich mit den Achseln. »Na, warum eigentlich nicht. Kommen Sie rein.«

Als Cooper in der Wohnung war, lächelte sie nervös. *Das wäre ich an deiner Stelle auch*, dachte Toni. Ihre Besucherin war zwar eine ausgebildete Geheimagentin, aber Toni war sicher, dass ihre eigenen Kampfsportkünste um einiges effektiver waren als das, was der

Geheimdienst Ihrer Majestät seinen Agenten beibrachte. Wenn es sein musste, konnte sie Cooper im Handumdrehen kampfunfähig machen – selbst wenn dieser verdammt James Bond ihr zu Hilfe kam. Es würde sogar Spaß machen, Cooper windelweich zu prügeln. *Viel Spaß.*

»Also?«

»Ich bleibe nicht lange. Hören Sie, ich habe mir das lange überlegt und ich weiß nicht, wie ich es am besten sagen soll, daher sage ich es ganz einfach so, wie es gewesen ist: Ich habe nicht mit Alex Michaels geschlafen.«

»Wie bitte?«

Cooper schüttelte den Kopf. »Wir hatten keinen Sex miteinander – ist das deutlich genug? Kein bisschen Sex, nicht einmal in der Definition von Bill Clinton. Ich wollte zwar, aber er hat mich abblitzen lassen.«

Coopers Geständnis traf Toni völlig unvorbereitet. »Was?«

»Ja, ich weiß, dass ich es hinterher so dargestellt habe, als hätten wir ... Aber es ist überhaupt nichts zwischen uns passiert. Ich war fest entschlossen und habe alles versucht, aber er hat mir einen Korb gegeben.«

Toni deutete auf den Tisch. Das hätte sie nicht gedacht. »Setzen Sie sich.« Sagte Cooper die Wahrheit? Oder hatte Alex sie geschickt?

Cooper schien ihre Gedanken zu lesen: »Falls Sie sich fragen, ob Alex dahinter steckt – nein. Er hat nichts damit zu tun, dass ich hier bin, ich habe gar nicht mehr mit ihm gesprochen, seit er England verlassen hat. Ich habe gehört, was zwischen Ihnen vorgefallen ist, und wollte es eigentlich dabei belassen. Als Alex nicht mit mir schlafen wollte, war ich, na ja, ein wenig verärgert, daher habe ich meine Wut an Ihnen auslassen wollen und angedeutet, dass ich die

Nacht mit ihm verbracht hätte. Ich glaube, ich wollte Sie dazu bringen, dass Sie Alex zur Rede stellen und ihn ein bisschen schwitzen lassen. Aber ich habe Alex sehr gern, obwohl er mich hat abblitzen lassen, und es ist nicht fair, ihn darunter leiden zu lassen, dass er Sie *nicht* betrogen hat.«

»Alex hat es nicht geleugnet, als ich mit ihm darüber gesprochen habe«, wandte Toni ein.

»Ich verstehe nicht, warum er nichts gesagt hat. Es war ein langer Tag gewesen. Wir hatten in einem Pub zu Abend gegessen, und als er etwas zu viel getrunken hatte, habe ich ihm angeboten, ihn zu massieren. Aber das ist auch schon alles. Er lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Massagetisch und war schon halb eingeschlagen, als ich mich ausgezogen und versucht habe, ihn dazu zu bringen, mit mir zu schlafen. Ich war so weit – und ich konnte sehen, dass *er* auch so weit war –, aber anstelle einer heißen Nacht hat mir das einen Vortrag über Sie eingebracht.«

Sie brach ab, holte tief Luft und erzählte weiter: »Ich war wütend. Und ich war neidisch auf Sie, weil Sie mit Alex zusammen waren; deshalb habe ich gelogen. Es tut mir Leid. Das ist alles.«

Sie stand auf und wollte zur Tür gehen.

Toni hatte Mühe, ihre Stimme wiederzufinden und es gelang ihr erst, als Cooper schon die Türklinke in der Hand hatte. »Angela?«

»Ja?«

»Danke, dass Sie es mir gesagt haben. Ist bestimmt nicht leicht gewesen.«

Cooper lächelte. Dieses Mal wirkte Ihr Lächeln schon nicht mehr so gezwungen. »Eine Wurzelbehandlung wäre mir lieber gewesen. Sie können von Glück sagen, dass sich ein Mann wie Alex für Sie interessiert. Vielleicht lässt sich ja noch etwas retten.«

Als sie weg war, setzte sich Toni an den Tisch und starre die

Wand an. Warum hatte er es ihr nicht einfach *gesagt*? Er *wusste* doch, dass er nicht mit Cooper geschlafen hatte, also hätte er es doch nur zu leugnen brauchen. Sie hätte ihm geglaubt. Zumindest war sie der Meinung, dass sie ihm geglaubt hätte. Warum hatte er ihr nicht die Wahrheit gesagt?

Sie spielte in Gedanken noch einmal das letzte Gespräch mit ihm durch und versuchte, sich zu erinnern, wie es verlaufen war. Hatte er denn gesagt, dass er mit Cooper geschlafen hatte ...?

Nein ...

Oh, *Mist!* Was war nur mit ihm los? Warum hatte er sie in dem Glauben gelassen, er hätte eine Affäre mit Cooper gehabt?

Plötzlich wurde Toni von ihren Gefühlen überwältigt und fing an zu weinen. *Verdammtd, Alex!*

Sie war schon wieder wütend auf ihn, aber dieses Mal aus einem ganz anderen Grund. *Was in aller Welt hatte er sich nur dabei gedacht?*

## 8

*Mittwoch, 8. Juni  
Gakona, Alaska*

»Ist das dort unser Ziel?« Ventura musste fast brüllen, damit Morrison ihn hören konnte. Normalerweise war der Geräuschpegel in einer Cessna Stationair während des Fluges nicht so hoch, aber die Maschine, in der sie saßen, hatte eine leicht verzogene Türkante auf der Passagierseite, die ein lautes Pfeifen von sich gab.

»Ja, da fliegen wir hin«, sagte Morrison.

Ventura sah aus einer Höhe von schätzungsweise 2500 Metern

auf die Erde hinunter. Fast alles, was er unter sich sah, schien unbewohnter Nadelwald zu sein. Am Horizont ragte eine schneebedeckte Bergkette mit einigen sehr hohen Gipfeln auf. Die Anlage für HAARP war aus dem Wald herausgeschnitten worden – als hätte jemand zwischen den Bäumen eine große Fläche in Form eines Schlüssels gerodet. Mehrere Gebäude und ein Parkplatz in einem annähernd kreisförmigen Bereich waren durch eine gerade Straße mit der Anlage selbst verbunden, die aussah, als hätte jemand etwas gesät, aus dem riesige Fernsehantennen im Stil der Fünfziger Jahre gewachsen waren. Dahinter lag ein zweiter, rechteckig geformter Antennenwald, der so groß war wie der erste. Hinter den Laborgebäuden kam gerade eine schnurgerade, über einen Kilometer lange Betonpiste in Sicht.

Der Pilot brachte das Flugzeug leicht in Querlage und drosselte den Motor, während die Cessna in den Landeanflug überging.

»Inzwischen haben wir unsere eigene Start- und Landebahn«, sagte Morrison. »Das ist sicherer. Als die Anlage gebaut wurde, war Sicherheit noch kein Problem – jeder, der wollte, konnte ohne Probleme bis zum Haupttor gelangen und von Zeit zu Zeit wurde sogar ein Tag der offenen Tür veranstaltet. Aber nach ein paar Anschlägen von Ökoterroristen wurde ein hoher Maschendrahtzahn um das Gelände gezogen, der rund um die Uhr von Militärpersonal bewacht wird. Die nächste Stadt, Gakona, liegt in dieser Richtung. Es gibt ein Postamt, eine Tankstelle, ein Motel und ein paar kleine Pensionen, ein Restaurant, eine Bar und Ähnliches. Der Ort ist bei Touristen, Jägern und Fischern sehr beliebt. Wenn Sie wollen, können Sie sich dort einen Hundeschlitten nach Ihren Wünschen anfertigen lassen, aber wenn Sie abends ausgehen möchten, ist Gakona nicht gerade das Richtige für Sie. Neunundvierzig ständige Einwohner.«

Ventura nickte. Er war schon in Orten auf dem Land gewesen, die so klein und abgelegen waren, dass sich die Gespräche am Sonntagmorgen um einen besonders großen Eiszapfen über dem Eingang zu einer Bar gedreht hatten. »Ziemlich kalt für Straßenfeste«, sagte Ventura.

Es war nicht als Frage gedacht, aber Morrison antwortete trotzdem. »Ja, mitten im Winter wird es bis zu minus zwanzig oder dreißig Grad Celsius kalt und in der Regel liegt überall eine dicke Schicht Schnee, die sich vor den Gebäuden zu richtigen Bergen auftürmt. Manchmal bläst der Wind allerdings so stark, dass der Boden an einigen Stellen völlig freigelegt wird. Wenn man so eine Stelle mit den Kufen seines Schneemobils trifft, sind sie garantiert hinüber.«

Ventura lächelte höflich. Er hatte einige Nachforschungen ange stellt, bevor sie nach Anchorage geflogen waren. Wahrscheinlich wusste er mehr über die Gegend als Morrison, aber er ließ es sich nicht anmerken. In fast jeder Situation war Wissen gleich bedeutend mit Macht und nur weil man für einen Mann arbeitete, hieß das noch lange nicht, dass man ihm auch vertraute.

Nach seinen Informationen lag die Anlage von HAARP etwa 160 Kilometer nordöstlich von Anchorage, fast schon in den Wrangell Mountains, der hohen Bergkette, die Alaska von dem kanadischen Yukon trennte.

Er wusste, dass die nächste Stadt Gakona war. Sie lag etwa 42 Kilometer nordwestlich von Glennallen, das ebenfalls keine brodelnde Großstadt war. Die Leute hier oben erklärten einem den Weg völlig anders als in der Stadt – das Sourdough Motel beispielsweise lag bei Kilometer 147,5 – und man brauchte gar nicht erst nach einer Straße zu fragen, weil es nicht so viele gab, um die Orientierung zu verlieren. Gakona lag am Glenn Highway, der von den Einhei-

mischen allerdings Tok Cutoff genannt wurde, einige Kilometer von der Kreuzung mit dem Richardson Highway entfernt. Die Stadt – oder zumindest das, was man darunter verstand – lag am Zusammenfluss von Copper und Gakona River. Die Ureinwohner von Gakona waren Athna-Indianer, allerdings lebten inzwischen nur noch sehr wenige von ihnen hier in der Gegend. Es lebten überhaupt nur sehr wenige Menschen hier. Wenn HAARP mit Vollbesetzung arbeitete, wohnten dort mehr Leute als in Gakona. Falls jemand freiwillig in diese Gegend kam, wollte er die unberührte Natur genießen, und dann war er entweder an Kälte gewohnt oder ging bald wieder.

Die Piste an der Anlage war neu und seinen Nachforschungen zufolge lag der nächste kommerzielle Flughafen in Gulkana, einige Kilometer südlich von Gakona. Eine Eisenbahn gab es nicht und die Straßen, die Highways genannt wurden, waren nicht viel mehr als Landstraßen.

Vor einhundert Jahren hatte jemand ein Rasthaus gebaut, die Gakona Lodge. Die Lodge, inzwischen ein Restaurant, gab es immer noch. Wenn man nicht für HAARP arbeitete – oder dagegen, denn es gab tatsächlich einige, die das Forschungsprojekt erbittert bekämpften –, kam man hierher, um sich die Zeit mit Jagen, Fischen, Wandern, Kanufahren, Kajakfahren, Skifahren oder Snowboarden zu vertreiben. Es gab ein paar Rettungssanitäter bei der freiwilligen Feuerwehr, aber keine Krankenhäuser oder Ärzte. Wenn man sich den Fuß mit einer Kettensäge absäbelte, hatte man Pech gehabt.

Der Pilot, ein grauhaariger Mann von vielleicht fünfzig Jahren, schwenkte auf die schmale Rollbahn ein und drosselte den Motor. Die meisten dieser Buschpiloten waren richtige Fliegerasse und dieser hier konnte seinen kleinen Vogel besser fliegen als viele an-

dere, denn nach seinem Abschied von der Marine, wo er mit Jets von einem Flugzeugträger gestartet und dort wieder gelandet war, hatte er sich sein Geld damit verdient, in Mittelkalifornien Flugzeuge mit Schädlingsbekämpfungsmitteln zu fliegen. Ventura hatte den Piloten überprüfen lassen. Wenn man einen neuen Auftrag annahm, ging man kein Risiko ein – falls möglich, überprüfte man jeden, der so nah an den Kunden herankam, dass er auf ihn schießen konnte. Hier oben in der Wildnis war das einfacher, zumindest, was die Anzahl der Personen anging. Und es war auch gar nicht so schwierig, wie viele dachten.

Ventura hatte einen Service abonniert, der sich auf Computerrecherche spezialisiert hatte. Man loggte sich auf der Website ein, gab sein Passwort und den Namen einer Person oder ein Thema ein und innerhalb weniger Minuten kam ein Bericht mit den Informationen zurück, die verfügbar waren. Der Service hatte – legal – Zugang zur Sozialversicherung, den Kraftfahrzeugzulassungsstellen der einzelnen Bundesstaaten, Kreditabteilungen von Banken, Computernetzen der Polizei und einer Reihe anderer Informationsquellen, über die er nichts sagen wollte. Der Service war teuer, aber gut. Nicht perfekt – über Ventura hatten sie lediglich die Informationen, die er für andere freigegeben hatte –, aber so gut, wie jemand sein konnte, der kein staatlicher Geheimdienst war. Gut genug, um die meisten ehrlichen Leute zu finden und zu überprüfen. Den Rest zu finden war seine Sache – und er wusste schließlich aus eigener Erfahrung, wie ein Killer aussah.

Der Pilot brachte das Flugzeug herunter, wobei er nicht einmal den obligatorischen Hüpfen beim Aufsetzen machte, und rollte dann auf den Windsack zu, der an einem Stahlpfosten neben einer Wellblechscheune mit einem steil abflachenden Dach hing.

Kaum waren sie mitsamt ihrem Gepäck ausgestiegen, drehte der

Pilot, der den Motor hatte laufen lassen, auf dem Vorfeld um und rollte zur Piste zurück.

Es war warm. Ventura schätzte, dass es um die 26 Grad waren.

»Sie hätten wohl nicht gedacht, dass es so warm ist, oder?«, sagte Morrison.

»Eigentlich habe ich mich gefragt, wo die Moskitos bleiben. In den Flusstälern sind sie um diese Jahreszeit eine ganz schöne Plage.«

Morrison war sichtlich überrascht, weil Ventura keinen Kommentar über das warme Wetter gemacht hatte. »Ahm, ja. Das Verteidigungsministerium schickt uns ab und zu jemanden, der das Gelände einsprüht. Ein Stück weiter weg gibt es jede Menge Moskitos. Sie sind also schon einmal in Alaska gewesen? Warum haben Sie das nicht gesagt?«

»Das Thema ist noch nicht zur Sprache gekommen«, antwortete Ventura lächelnd.

»Ah. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Anlage. In der Scheune steht ein Wagen mit einer Brennstoffzelle, den nehmen wir. Von hier aus ist es etwas mehr als einen Kilometer bis zum Haupttor.«

Ventura nickte und rückte die Pistole, die er seit ihrer Abreise in Seattle bei sich getragen hatte, in seinem Gürtelholster zurecht. Er kannte ein halbes Dutzend Möglichkeiten, um seine Waffe nicht im Gepäck verstauen zu müssen. Wenn jemand dachte, es wäre unmöglich, eine Waffe an Bord eines kommerziellen Flugzeugs zu bringen, machte er sich etwas vor.

Ventura machte sich nie etwas vor.

»Wow! Schau mal, wie groß die sind!«

Tyrone wandte den Blick von der kleinen Büffelherde, die in einem Gehege neben dem Rastplatz stand, ab und sah Nadine an. »Ja. Ich habe sie schon auf Video gesehen, aber wenn man sie direkt vor sich hat, sind sie gigantisch. Außerdem stinken sie furchtbar.« Es war heiß an diesem Nachmittag und der strenge Geruch der Tiere wurde von der trockenen Luft zu ihnen herübergeweht. Man konnte nicht genau sagen, nach was die Büffel eigentlich genau rochen, aber es war kein Geruch, der einem auf einer Straße in Washington begegnete. Der Platz, auf dem sie angehalten hatten, war relativ eben, aber sie waren jetzt in den nördlichen Rocky Mountains und kamen mit dem großen Wohnmobil erheblich langsamer voran als auf den weiten Ebenen von Kansas.

Er und Nadine standen kaum zehn Meter vom nächsten Büffel vor der Umzäunung des Geheges, die aus hohen Holzpfosten und einigen Drähten bestand. An mehreren Stellen des Zauns hingen Schilder, auf denen stand, dass der Zaun elektrisch geladen und berühren verboten sei. Während sie einen der Büffel beobachteten, der auf einer Fuhr Heu oder anderem Futter herumkaute, hob das Tier den Schwanz und ließ einen großen Klumpen aus etwas Braунem und Gelblichem auf die Erde plumpsen. Vorne rein und hinten raus und das auch noch gleichzeitig. Igitt.

»Puuh!«, stieß Nadine hervor.

Bis eben hatte es zwar ziemlich übel gerochen, aber jetzt stank es *wirklich*.

»Oh, Mann, ich bin schwer beeindruckt. Kein Wunder, dass die Viecher ausgerottet wurden. Komm, wir gehen ein paar Schritte.«

Hinter ihnen stand an einer der Tanksäulen das zehn Meter lan-

ge Wohnmobil, das sich Tyrone's Vater von einem Admiral aus seinem Bekanntenkreis geliehen hatte. Es wurde gerade aufgetankt. Der Tank fasste mehr als zweihundert Liter und die brauchte es auch, weil der Benzinverbrauch bei etwa 25 Liter pro einhundert Kilometer lag. Auf einer Rundreise wie der ihren, für die sie mehr als neuntausend Kilometer veranschlagt hatten, würde das Wohnmobil Unmengen von Benzin schlucken. Trotz des neuen, umweltfreundlichen Motors und der Solarzellen für den Hilfsantrieb war es ein großer, alter Kasten, der sich so schwerfällig wie ein Dinosaurier durch die Gegend schlepppte. Innen war es natürlich riesig. Im hinteren Teil lag das Schlafzimmer mit einem großen Doppelbett, wo seine Eltern schliefen. Es gab ein Bad mit Dusche, Toilette und Waschbecken, jede Menge Stauraum in Schränken und sogar noch ein winziges Schlafzimmer im vorderen Teil, das sich wie eine Schublade aus der Karosserie des Wohnmobil herausziehen ließ, wenn sie angehalten hatten. In dem kleinen Raum, den man mit einer Falttür aus Plastik verschließen konnte, schlief Nadine. Außerdem hatten sie eine Essecke mit einem großen Tisch, eine Küche mit Herd, Kühlschrank, Spülbecken, Mikrowelle, einen ziemlich großen Fernsehapparat und einen Computer mit einer automatischen Satellitenschüssel, die sich selbst ausrichtete und Audio- und Videokanäle von Kabelsendern sowie Telekommunikationssignale empfing. Tyrone konnte sich mit einer Portion Eiscreme auf die Couch setzen und fernsehen oder sich ins Netz einloggen – und das, während sein Dad mit einhundert Stundenkilometern die Straße entlangfuhr. Cool. Das machte erheblich mehr Spaß, als hinten im Familienauto eingepfercht zu sein. Hüfte an Hüfte mit Nadine eingepfercht zu sein wäre allerdings auch nicht so schlecht. Sie sah zwar nicht atemberaubend aus, aber sie war klug, sportlich und eindeutig weiblich.

Hinter dem Beifahrersitz war eine Bettcouch eingebaut, auf der Tyrone schlief. Nach ein paar Tagen hatte er sich daran gewöhnt und inzwischen war sie fast so bequem wie sein Bett zu Hause. Sein Dad hatte gesagt, dass er das auch erwartet habe, da der Admiral genauso viel für das Wohnmobil bezahlt habe wie sie für ihr *Haus*.

Er sah, wie seine Eltern aus der Raststätte kamen. Sie hatten einige Papiertüten und eine Pappschachtel mit Softdrinks bei sich. Das war eine willkommene Abwechslung, da seine Mutter sonst immer im Wohnmobil kochte.

»Hinter dem Büffelgehege ist ein großer Parkplatz«, sagte sein Vater. »Wir können dort essen und dabei den Büffeln zusehen.« Er hielt die Papiertüten in die Höhe.

»Klasse«, erwiderte Tyrone. »Solange wir nicht im Wind stehen.«

Die Pommes waren gut, die Zwiebelringe sehr gut, nur die Hamburger schmeckten irgendwie merkwürdig. Nicht schlecht, aber anders. Tyrone schluckte ein Stück von seinem Hamburger hinunter und sagte: »Hier braten sie die Hamburger anders als bei uns.«

Sein Vater lächelte. »Mit braten hat das nichts zu tun. Es liegt daran, aus was sie sie machen.«

Tyrone sah ihn an. »Wie bitte?«

Sein Vater zeigte aus dem Fenster und grinste breit.

Tyrone blickte einen der Büffel an. Dann seinen Hamburger.

Aha.

Beide Nadines lachten. Plötzlich war Tyrone gar nicht mehr so hungrig. Aber er würde diesen Hamburger essen, und wenn er daran ersticken sollte. Diesen Triumph wollte er seinem Vater auf keinen Fall gönnen. Keine Chance.

Er lächelte, biss ein großes Stück von seinem Hamburger ab und lächelte wieder mit vollem Mund. »Klasse. Die schmecken gut.«

*Mittwoch, 8. Juni  
Washington D.C.*

Michaels fühlte sich, als wäre er tausend Jahre alt und bestünde nur noch aus Staub, während er den Telefonhörer so fest umklammert hielt, dass über kurz oder lang entweder seine Hand oder der Hörer kaputtgehen musste. Er versuchte, so ruhig wie möglich zu klingen.

» ... ganz toll, Paps und alle Kinder in meiner Klasse sind begeistert von ihm.«

Seine Tochter sprach von Byron Baumgardner, der Lehrer an ihrer Schule in Boise war – und der Freund seiner Exfrau Megan.

Nein, nicht Freund – *Verlobter*. Sie würden Ende des Monats heiraten. Und sie wollten, dass Byron, dieser bärtige Wunderknabe, seine Tochter adoptierte, ab sofort als ihr Vater galt und Michaels das Besuchsrecht verweigerte – wenn er es zuließ.

Michaels war selbstverständlich nicht zur Hochzeit eingeladen.

Seine erste Reaktion war gewesen, bis zum Letzten dagegen anzugehen und Megan und Byron gegenüber erbitterten Widerstand zu leisten. Zurzeit konnte er beide nicht ausstehen und mit dem bärigen Wunderknaben hatte er sich bei der ersten Begegnung gleich geprügelt, weil dieser ihn am Kragen gepackt hatte. Megan hatte ihre übliche Show abgezogen und war ziemlich ausfallend geworden, und als Michaels ihr verärgert widersprochen hatte, war der gute Byron der Meinung gewesen, er müsse unbedingt ihre Ehre verteidigen. Ohne nachzudenken, hatte Michaels den Mann zu Boden gehen lassen und auf diese Weise bewiesen, dass das

Silat, das er gelernt hatte, tatsächlich funktionierte. Im Nachhinein war es natürlich ein Fehler, aber damals war es eine große Genugtuung für ihn gewesen.

Byron, der bärtige Wunderknabe, würde schon noch herausfinden, wie viel *Ehre* seine neue Liebe hatte, wenn er ihr das erste Mal widersprach – Megan kämpfte nämlich mit unfairen Mitteln. Schon immer. Michaels hatte es lange Zeit ignoriert und die Schuld für viele Eheprobleme bei sich selbst gesucht, aber schließlich war ihm klar geworden, dass er es nicht *allein* gewesen war. Ja, er hatte zu viel Zeit im Büro verbracht und ja, er neigte dazu, sich in sich selbst zurückzuziehen und abweisend zu sein, selbst wenn er zu Hause war, aber er war immer ein guter Vater gewesen und als Megan angefangen hatte, ihm vorzuwerfen, er hätte sich nicht genug um seine Tochter gekümmert, war es ihm schwer gefallen zu lächeln und mit einem Achselzucken darüber hinwegzugehen.

Aber wäre es tatsächlich in Susies Interesse, seine Exfrau und deren neue Liebe vor Gericht zu zerren, um ihre Forderungen abzuschmettern? Welche Auswirkungen würde ein hässlicher Streit um das Sorgerecht auf sie haben? Sicher, Kinder waren zäh. Sie konnten sich selbst nach einem furchtbaren Trauma – psychisch, körperlich, was auch immer – wieder erholen. Aber wollte er derjenige sein, der dieses Trauma *auslöste*?

Nein. Obwohl Megan die treibende Kraft dahinter war, war sie auch diejenige, die Susie jeden Morgen weckte, diejenige, zu der Susie weinend kommen würde, wenn sie hinfiel und sich das Knie aufschürfte, diejenige, die mit ein paar gezielten Worten eine Menge Lügen über den guten alten Paps in die Welt setzen konnte, die seine Tochter langsam, aber sicher gegen ihn aufbringen würden. Nach allem, was während ihrer Scheidung geschehen war, traute er Megan so etwas zu. Sie war ein hinterhältiges Luder und viel

schlimmer, als er sich das je vorgestellt hatte. Wenn er anfing, mit Megan um Susies Zuneigung zu konkurrieren, war von vorneher ein klar, dass er verlieren würde. Zumindest, bis sie ein Teenager war und rebellierte ...

Susie, die jetzt acht war, setzte ihre Lobeshymne auf Byron fort, und obwohl er ihr am liebsten widersprochen hätte, sagte Michaels keinen Ton. Seiner Meinung nach wäre es keine gute Idee, seine Tochter gegen den bärtigen Wunderknaben aufzuhetzen. Susie würde schließlich mit Byron zusammenleben und was nützte es dann, sie in einen Streit zwischen ihrem richtigen Vater und ihrem baldigen Stiefvater hineinzuziehen?

Wahrscheinlich würde es ihr sogar sehr schaden.

Und vermutlich *war* Byron sogar ein netter Kerl. Wenn Michaels ihn nicht als Megans neuen Freund kennen gelernt hätte, hätte er wohl keine Probleme mit ihm gehabt. Ja, Byron hatte einen Fehler gemacht, als er sich in den Streit eines geschiedenen Paares eingemischt hatte, den er gar nicht verstehen konnte, aber an Byrons Stelle hätte er das Gleiche getan. Er war wütend auf Megan gewesen – und das zu Recht, wie er meinte –, aber was für ein Mann war man, wenn man nicht eingriff, um seine Frau zu beschützen? Selbst wenn sie nicht im Recht war? Oder wenn sie so war wie Toni, die sich selbst besser beschützen konnte, als ein Mann das vermochte?

Michaels schüttelte den Kopf. *Toni ist nicht mehr deine Freundin. Hör auf damit.*

»Wann kommst du mich besuchen, Paps?«

»Bald, Kleines. Nächsten Monat.«

Ja, nächsten Monat. Freitag, 1. Juli. Am ersten Tag des Sorgerechtsprozesses. Phil Buchanan, sein Rechtsanwalt, war zuversichtlich, dass sie den Prozess gewinnen oder zumindest so weit verzögern konnten, dass eine Entscheidung erst nach langer Zeit gefällt

wurde. Aber die Frage war: Wollte Michaels wirklich so weit gehen?

»Cool. Hat Mami dir erzählt, dass Scott eine Ratte gefangen hat?«

»Eine Ratte?« Scout war ein Zwergpudel, zu dem Michaels per Zufall gekommen war. Eine Killerin hatte sich als alte Dame, die mit ihrem Hund spazieren ging, verkleidet und den kleinen Kerl als Teil ihrer Tarnung benutzt. Zum Glück hatte der Hund genau im richtigen Moment gebellt und Michaels das Leben gerettet. Eigentlich hatte er den Pudel behalten wollen, aber dann war ihm klar geworden, dass das Tier mehr Aufmerksamkeit brauchte, als er ihm geben konnte; also war Scout jetzt der Spielgefährte seiner Tochter.

»Ja, wir haben gehört, wie die beiden unter der Veranda miteinander gekämpft haben, und dann ist Scout rausgekommen und hat die Ratte am Genick mitgeschleppt. Es war eine große Ratte und sie war ganz braun und blutig und tot war sie auch, aber sie hat Scout ins Bein gebissen, daher mussten wir ihn zum Tierarzt bringen und der hat ihm dann eine Spritze gegeben, damit er keine Rattenkrankheit bekommt. Aber jetzt geht es ihm wieder gut.«

Michaels musste schmunzeln, als er sich vorstellte, wie der Zwergpudel mit einer Ratte gekämpft und gewonnen hatte. Als er noch in dem Haus gelebt hatte, hatte er Gift oder Fallen verwendet, um Ratten und Mäuse zu fangen. Das war schon so lange her, in einer Galaxie, die so weit weg war ...

»Ich muss gehen, Papi. Papi zwei will mit uns in das neue IMAX 3-D. Ich hab dich lieb.«

»Ich hab dich auch lieb, Kleines. Bis bald.«

Michaels starrte das Telefon an. *Papi zwei.*

Okay, irgendwie musste sie ihn ja nennen. Und eine Achtjährige konnte ihren zukünftigen Stiefvater ja schlecht mit dessen Vornamen anreden – aber »Papi zwei«?

Michaels wollte sich das nicht anhören, egal, was das Beste für sein Kind war. Es war nicht richtig.

Was sollte er also tun? Er hatte nur noch ein paar Wochen Zeit, um sich zu entscheiden, und diese Entscheidung würde ihn und seine Tochter für den Rest ihres Lebens beeinflussen.

Noch ein Tropfen, der allmählich das Fass zum Überlaufen brachte. Sein Leben war zu einer schlechten Seifenoper verkommen.

### *London*

»Sind Sie sicher?«, fragte Carl.

Toni nickte und seufzte. »Ja. Ich muss gehen.«

Sie standen in Carls Silat-Schule, die im ersten Stock eines dreistöckigen Gebäudes zwischen einem indischen Restaurant und einem mit Brettern vernagelten Wohlfahrtsladen in einer weniger feinen Gegend von London namens Clapham lag. In den etwas heruntergekommenen Räumen der Schule mit ihren alten Holzböden lagen lediglich einige Matten, aber sie wurden von den Schülern, die ihrem Lehrer *hormat* und *adat* – etwa »Ehre« und »Respekt« – erwiesen, blitzsauber gehalten. In etwa einer Stunde sollte der Abendunterricht beginnen und bald würden die Schüler eintreffen, die sich zum Wischen der Böden bereit erklärt hatten.

Carl nickte. »Ich verstehe.«

Spontan legte Toni die Hand auf seine Brust. Die Muskeln unter seinem dünnen weißen T-Shirt fühlten sich straff und warm an. »Ich möchte mich bei Ihnen bedanken – für alles, was Sie mir beigebracht haben.«

Er umklammerte ihre Hand mit der seinen und drückte sie noch ein wenig fester gegen seine Brust. »Das beruht auf Gegenseitigkeit.

Falls sich die Sache mit Ihrem Mr. Michaels nicht so entwickelt, wie Sie sich das vorstellen – würden Sie mir dann bitte Bescheid geben?«

»In Ordnung.«

»Ich reise gelegentlich in die Vereinigten Staaten und würde mich freuen, wenn ich Sie Wiedersehen könnte, egal, ob es mit Alex klappt oder nicht.«

»Ja, ich auch.«

»Bleiben Sie zum Unterricht?«

»Nein, ich muss noch meine Sachen packen. Mein Flug geht morgen früh.«

Er nickte wieder. »Ich werde Sie vermissen.«

»Ich melde mich bei Ihnen, das verspreche ich.«

Er beugte sich zu ihr herunter und küsste sie sanft auf die Lippen. Dann richtete er sich wieder auf und lächelte. »Gute Reise«, sagte er.

Toni nickte und lächelte. Carl war ein Weg, den sie nicht gegangen war – zumindest nicht bis zum Ende – und sie hatte das Gefühl, dass sie sich für den Rest ihres Lebens fragen würde, wie es wohl gewesen wäre, wenn sie ihn näher kennen gelernt hätte.

Als sie wieder in ihrer Wohnung war, sah Toni die Dinge durch, die sich in den letzten Wochen angesammelt hatten. Manches davon würde wohl in ihren Koffer passen. Einige Sachen konnte sie sich nachschicken lassen, wenn sie wollte. Das meiste würde sie hier lassen müssen. Eine Kaffeemaschine, einen Mixer, eine kleine Mikrowelle – der nächste Mieter freute sich sicher darüber. Aber ihre Erinnerungen würde sie alle mitnehmen. In ihrem Kopf wirbelte alles durcheinander und sie musste in Ruhe über alles nachdenken. Alex hatte nicht mit Cooper geschlafen und nur das zählte, obwohl er zugelassen hatte, dass sie das Gegenteil annahm. Für sie

änderte das alles und daher musste sie in die Vereinigten Staaten zurück.

Sie hätte ihre Kommunikationseinheit wieder einschalten und auf seinen täglichen Anruf warten können. Sie hätte ihn selbst anrufen und fragen können, während er ein paar tausend Kilometer von ihr entfernt war. Es wäre überhaupt kein Problem gewesen. Aber für ein solches Gespräch reichte es nicht, wenn sie nur seine Stimme hörte, selbst wenn es dazu ein Videobild gab. Sie musste ihm in die Augen sehen, ihn beobachten, die kleinen Veränderungen in seiner Körpersprache erkennen können. Sie musste ihn berühren, riechen und vielleicht sogar schmecken können. Toni machte sich nicht vor, dass sie es immer mitbekam, wenn jemand sie anlog, aber sie war sicher, dass sie feststellen konnte, ob *Alex* log – wenn er vor ihr stand und sie genau darauf achtete. Wenn Cooper die Wahrheit gesagt hatte und Alex sie *nicht* betrogen hatte, was bedeutete das dann? Sie hatte ihn verlassen, ihre Stelle bei der Net Force gekündigt und wenn sie das alles getan hatte, weil sie einen Fehler gemacht hatte, war das ein *Riesenfehler* gewesen. Und wenn sie sich derart geirrt hatte, was sagte *das* dann über sie aus?

Sie musste es wissen. Egal, was sie dazu tun musste. Und wenn es bedeutete, über den Atlantik zu schwimmen und den Rest zu Fuß zu gehen, würde sie eben das tun.

Jemand klingelte an der Wohnungstür.

Vor ihr stand ein Kurier in kurzen blauen Hosen mit passendem Hemd und einer Mütze, der ihr ein kleines Päckchen entgegenhielt. Sie bestätigte den Empfang und ging wieder hinein. Was konnte das nur sein?

In der Schachtel lag in Luftpolsterfolie eingewickelt eine etwa zwanzig Zentimeter große Flasche aus dunkelblauem Glas, die im Durchmesser so dick wie der Pappzylinder einer Toilettenspapier-

rolle war. An der Flasche war mit Gummiband ein kleines, bedrucktes Blatt Papier befestigt, in der Schachtel lag eine handgeschriebene Nachricht. Auf der Nachricht stand: »Toni, ich habe mir gedacht, dass Sie das hier gut gebrauchen können. Es kann zwar nichts für Ihr Ego oder Ihre Seele tun, aber bei körperlichen Schmerzen hilft es meistens. Alles Gute, Carl.«

Das Blatt mit der Druckschrift war die Gebrauchsanweisung für die Flüssigkeit in der Flasche: *Balur Silat*, manchmal auch *Tjimande Silat* oder – in moderner Schreibweise – *Cimande* genannt, wobei das »C« genauso wie »Tj« ausgesprochen wurde.

Toni lächelte. *Balur Silat* nannte man Trainingshilfen, die mit Konditionsgeräten, beispielsweise gepolsterten Zielen zum Boxen und Treten, kombiniert wurden. Toni arbeitete nicht mehr oft mit solchen Hilfen, aber sie besaß immer noch einen Schlagball, den ihre Meisterin vor Jahren einmal angefertigt hatte. Es war eine alte Socke, gefüllt mit etwa drei Pfund kupferbeschichteten BB-Stahlrundkugeln, die normalerweise für Luftgewehre verwendet wurden. Die Kugeln wurden in der Spalte der Socke abgebunden, die anschließend zurechtgeschnitten wurde und eine Kugel von der Größe eines Baseballs bildete. Diese wurde dann mit mehreren Schichten Klebeband umwickelt. Beim Training hieb man auf den Ball ein oder man hielt ihn in der Hand und schlug damit gegen Unterarme, Ellbogen oder Schienbeine, um diese an Schläge zu gewöhnen.

*Balur Silat* war eine Mischung aus Kokosnussöl und verschiedenen Wurzeln und Kräutern, ein Gebräu, dessen Herstellung etwa einen Monat in Anspruch nahm. Man zerrieb die Kräuter zu feinstem Pulver, kochte und mischte sie zusammen und füllte den zähflüssigen Sud, der dabei entstand, in dunkle Glasflaschen ab. Diese wurden dann einige Monate oder sogar Jahre an einem kühlen,

lichtgeschützten Ort gelagert, um zu reifen. Nach einer Trainingsstunde mit Vollkontakt waren lädierte Schienbeine und Unterarme an der Tagesordnung. Wie die chinesische Kräutertinktur *dit da jow* – oder »Wein des eisenharten Schlages« – diente das klassische indonesische Präparat zur Abhärtung von Kampfsportlern. Wörtlich übersetzt bedeutete *balur* »kristallisieren« oder »verhärten«. Bei Raumtemperatur war die Mischung fest und musste daher erst leicht erwärmt werden, um flüssig zu werden. Das auf diese Weise entstandene Einreibemittel beschleunigte die Heilung von Blutergüssen und härtete die Haut ab. Es gab Kampfsportler, deren Schienbeine so hart und unempfindlich für Schläge waren, dass sie ohne größere Verletzungen oder Schmerzen Baseballschläger daran zerschmettern konnten. Toni hatte einmal ein Bild von einem alten *Serak*-Kämpfer gesehen, der so etwas konnte, aber sie hatte nicht das Bedürfnis, ihre Schienbeine so abzuhärten, dass sie genauso knotig und vernarbt wie die seinen aussahen. Doch ein gewisses Maß an Abhärtung war immer eine gute Idee und *Balur Silat* war dabei eine große Hilfe, obwohl es nicht gerade einfach war, eine echte Mischung zu finden – jeder Meister hatte sein eigenes Rezept und einige waren besser als die anderen. Sie war ziemlich sicher, dass Carl Stewarts Mischung zu den besten gehörte.

Toni wog die Flasche in der Hand. Wenn die Kräutermischung auch bei einem angeschlagenen Ego helfen würde, könnte der Hersteller jeden beliebigen Preis dafür verlangen und sich nach ein paar Tagen als reicher Mann zur Ruhe setzen. Sie lächelte wieder und ging zu ihren halb fertig gepackten Koffern zurück.

Donnerstag, 9. Juni  
Gakona, Alaska

Morrison hatte Ventura die Anlage gezeigt, aber bis auf das Kraftwerk für die Stromversorgung schien ihn nichts sonderlich zu interessieren oder zu beeindrucken. Das Kraftwerk war wirklich außergewöhnlich. Das fast zweitausend Quadratkilometer große Gebäude, in dem es untergebracht war, war eigentlich gebaut worden, um einen riesigen, mit Kohle betriebenen Dampfgenerator aufzunehmen, der ein ursprünglich hier installiertes *Over the Horizon Backscatter-Radar* der Air Force versorgen sollte. Nachdem das Projekt OTH-B beendet und alles für HAARP umgestellt worden war, hatte man die Ausrüstung zur Dampferzeugung weggeschafft und stattdessen die bisher für den Notfall vorgesehenen Dieselgeneratoren verwendet. Sie lieferten genug Energie, um die Sendeanlage und den ISR zu betreiben. Beleuchtung, Heizung und ähnliche Versorgungseinrichtungen von HAARP waren ursprünglich an die örtliche Stromversorgung angeschlossen gewesen, aber da es bei schlechtem Wetter öfter Stromausfälle gab – niemand saß gern im Dunkeln und fror, selbst wenn die Sendeanlage noch funktionierte –, wurde schließlich die gesamte Stromversorgung des Geländes auf die eigenen Generatoren umgeschaltet. Was den Strom anging, waren sie Selbstversorger – solange der riesige Dieseltank voll war.

Morrison konnte verstehen, warum Ventura nicht sehr beeindruckt war – viele der älteren Gebäude, die eigentlich nur als Interimslösung gedacht waren, standen immer noch und ihr Aussehen war wirklich alles andere als repräsentativ. Es waren im Grunde

genommen nur große Trailer mit einer Verkleidung aus billigem Holz und externen Leitungsrohren für die Stromanschlüsse, abgenutzten alten Computern und Bildschirmen, Stahlschreibtischen und Aktenschränken aus Pressspan. Nicht gerade das, was man sich unter Hightech vorstellte.

Aber Ventura zu beeindrucken war schließlich nicht Morrisons Absicht gewesen. Wichtig war nur der nächste Test.

Und diesen Test wollte er jetzt durchführen. Er hatte ein neues Ziel und die Bedingungen waren gerade so gut, wie sie zu dieser Jahreszeit nicht besser sein konnten.

Ventura stand hinter ihm. Er trug eine Verkleidung, die jeden hier denken lassen würde, dass der Leibwächter in der Anlage arbeitete – schwarze Hose aus Polyester, dazu braune Halbschuhe, ein weißes Hemd mit einem Einsatz für Kugelschreiber in der Hemdentasche, eine hässliche Weste, eine noch hässlichere Krawatte und ein Brillengestell aus dunklem Plastik. Ein Waschlappen, wie er im Buche stand.

Morrison war sicher, dass unter der Weste eine Waffe versteckt war, aber obwohl er wusste, dass es sie gab, konnte er sie nicht sehen.

Die Steuergeräte im Ausweichtrailer funktionierten genauso gut wie die im Hauptgebäude, aber hier waren unerwartete Besucher weitaus weniger wahrscheinlich - und wurden sofort bemerkt.

»Wenn die Computer eingeschaltet sind und die Sonnenfleckaktivität nicht allzu groß ist, treffen wir unser Ziel in achtundneunzig von einhundert Fällen«, sagte Morrison. Er korrigierte die Einstellung eines Geräts, woraufhin auf einer Flüssigkristallanzeige neue Werte angezeigt wurden.

Außer ihm und Ventura war sonst niemand in der zweiten Steuerzentrale von HAARP. Hier führte Morrison normalerweise seine

Kalibrierungen durch und bisweilen – wie jetzt – nutzte er die Geräte auch für eigene, verbotene Zwecke.

Das Schöne daran war, dass sich nicht feststellen ließ, wo die von der Sendeausstattung generierten Frequenzen hingingen. Da den Sommer über bis auf Wartung und Kalibrierungen nicht an dem Projekt gearbeitet wurde, würde ihm kein echter Wissenschaftler über die Schulter sehen – und die Wachen hatte keine Ahnung, was er hier wirklich machte.

Ventura in seiner Verkleidung als bebrillter Wissenschaftler lachte.

Morrison runzelte die Stirn. »Was finden Sie daran so lustig?«

»In einigen Kreisen wird eine Genauigkeit von achtundneunzig Prozent als Misserfolg angesehen«, erwiderte Ventura.

Morrison stellte noch ein anderes Gerät ein, dann drehte er sich um und sah Ventura fragend an.

»Um 1900 herum gab es einen Kunstsägemühlenmeister namens Adolph 'Ad' Topperwein. Im Dezember 1906 beschloss dieser Mann, einen neuen Rekord aufzustellen. Er ließ von einer Sägemühle in San Antonio, Texas, eine Menge hölzerner Würfel anfertigen, die eine Kantenlänge von jeweils 5,7 Zentimeter besaßen.«

»Eine Menge? Wissenschaftlich gesehen ist das nicht sehr präzise.«

»Moment, Sie werden gleich verstehen, worauf ich hinaus will.«

Ventura hielt Daumen und Zeigefinger ein Stück weit auseinander und deutete die Dicke eines durchschnittlichen Lehrbuches an. »Die Klötzchen waren ungefähr so groß, etwas größer als ein Golfball.«

Morrison warf einen Blick auf das Steuerpult und drückte eine Taste. Über den Computerbildschirm huschten noch mehr Zahlen. »Okay. Und?«

»Ad ging mit ein paar Werfern, einigen offiziellen Zeugen, drei selbstladenden Gewehren vom Typ Winchester M-03 Kaliber .22 und – hier bin ich schon wieder unpräzise – *jeder Menge* Munition auf den Festplatz von San Antonio. Seine Helfer stellten sich etwa acht Meter von ihm entfernt auf. Einer von ihnen warf ein Klötzchen hoch in die Luft und Ed gab einen Schuss ab, nur einen, einen pro Klötzchen.

Er hat mehr als tausendvierhundert der kleinen Klötzchen getroffen, bevor er einmal daneben schoss. Danach traf er mehr als vierzehntausendmal hintereinander.«

»Du meine Güte. Das ist eine Menge, da stimme ich Ihnen zu.«

»Moment, ich bin noch nicht fertig. Ad hat das eine Woche lang gemacht, sieben Stunden pro Tag. Danach hatte er auf *fünfzigtausend* Klötzchen geschossen. Von diesen *fünfzigtausend* Schüssen gingen genau vier daneben.«

»Großer Gott«, wunderte sich Morrison. »Und das mit einem *Gewehr*? Es war keine Schrotflinte?« Als Kind hatte Morrison mit dem Gewehr seines Vaters vom Kaliber .22 Zielschießen geübt. Die Vorstellung, dass jemand auf *fünfzigtausend* Klötzchen schoss, die in acht Meter Entfernung auf einem Tisch lagen und dabei nur vier verfehlte, war schon erstaunlich. Aber sie zu treffen, wenn sie in die Luft geworfen wurden? Das war *unglaublich*.

Ventura lächelte. »Es kommt noch besser. Er schoss im Schnitt mehr als eintausend Klötzchen pro Stunde ab, eines alle dreieinhalb Sekunden, und er ist früher fertig geworden als geplant war – er hatte sich nämlich zehn Tage gegeben. Er hatte den Rekord aufgestellt und hätte aufhören können, aber das wollte er nicht. Stattdessen ließ er von seinen Helfern die am wenigsten beschädigten Klötzchen heraussuchen, besorgte sich noch etwas Munition und fing wieder an zu schießen. Nach einer Woche Dauerschießen war

er etwas müde, daher sank seine Trefferquote ein wenig, aber er schoss noch drei Tage weiter.

Insgesamt hat er auf 72.500 Klötzchen geschossen. Getroffen hat er 72.491. Neun Klötzchen hat er also verfehlt.

68,5 Stunden Dauerschießen. Obwohl es seitdem Schützen gegeben hat, die mehr Klötzchen getroffen haben als er, hat es keiner von ihnen unter den gleichen Bedingungen geschafft, daher ist sein Rekord bis heute ungebrochen. Ich habe ein Bild von Topperwein. Er sitzt mit dem Gewehr in der Armbeuge in einem schwarzen Anzug – mit Krawatte –, hohen Stiefeln und einem Feldherrenhut auf einem Berg zerschossener Holzklötzchen.«

Morrison schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht einmal vorstellen, siebzigtausendmal mit dem Finger zu wackeln, geschweige denn so viel Konzentration aufzubringen, um so oft so genau zu schießen.«

»Ehrlich gesagt, ich auch nicht. Topperwein war der beste Kunstschütze, den es je gegeben hat. Aber er war auch ein eher ungebildeter Mann aus einer kleinen Stadt in Texas, der mit einfachen Gewehren des Kalibers .22 geschossen hat. Keine Laserzielvorrichtung, keine Schießbrille, kein elektronischer Gehörschutz, nichts. Nicht unbedingt das, was man Hightech nennen würde. Seine Trefferquote lag bei 99,998 Prozent. Über hundert Jahre später, mit dem ganzen Zeug hier« – Ventura deutete auf die Computer –, »könnte man denken, dass sich dieses Ergebnis verbessern ließe.«

Morrison überlegte kurz. Ja, das sollte wohl möglich sein. Aber er konnte innerhalb einer Stunde mit einem einzigen Knopfdruck siebzigtausend Menschen Amok laufen lassen. Kein Mann mit einem Gewehr kam auch nur annähernd an dieses Ergebnis heran.

Er schaltete das System für seinen »Test« ein. Ein akustisches

Warnsignal ertönte und auf dem Steuerpult blinkte eine rote Lampe. Er streckte die Hand nach der Steuerung aus, einem durch eine Klappe gesicherten Knopf. Die Summer heulten und die rote Warnlampe blinkte, als er die Klappe hob und den Knopf drückte.

Das sind jetzt meine Holzklötzchen ...

### *Multnomah Falls, Oregon*

John Howard stand neben dem Restaurant und sah zu seiner Familie hinüber, die gerade ein schmales Band aus Wasser bewunderte, das aus großer Höhe in ein kaltes Wasserbecken am Fuß des hohen Felsvorsprungs spritzte. Sie hatten etwa vierzig Kilometer außerhalb von Portland Halt gemacht, an der Columbia River-Schlucht, und besichtigten einen der höchsten Wasserfälle des Landes, der hier im zweiten Abschnitt mehr als 180 Meter in die Tiefe stürzte. Er war wunderschön, aber im Frühling, wenn die Schneeschmelze den Nebenfluss anschwellen ließ, sicher noch beeindruckender.

Um sie herum war alles feucht und überall waren Moose und Schimmel zu sehen, die in dem ständigen Sprühnebels des Wasserfalls wuchsen. Howard griff nach seinem Virgil – dem Virtual Global Interface Link –, das er am Gürtel trug. Es war ein großartiges Spielzeug, nur wenig größer als ein Standard-Pager oder ein kleines Mobiltelefon und mit GPS, Uhr, Radio, TV, Modem, Kreditkarte, Kamera, Scanner und sogar mit einem winzigen Faxgerät ausgerüstet, mit dem sich Weavewire-Kopien herstellen ließen. Es gab zwar Modelle für Zivilisten, aber die Militärversion war leistungsfähiger – zumindest jetzt noch. Er hatte gehört, dass Sharper Image verbesserte Geräte auf den Markt bringen wollte.

Auf dem winzigen Bildschirm des Virgil erschien das lächelnde Gesicht von Sergeant Julio Fernandez.

»Meinen Glückwunsch, General. Ich hätte nicht gedacht, dass sie es so lange aushalten. Jetzt wird wohl ein anderer die Wette gewinnen.«

»Ich rufe nur an, um mich kurz bei Ihnen zu melden, Sergeant.«

»Das Land kommt auch ohne Sie sehr gut zurecht, Sir. Keine Kriege, keine Terroristen, die Quantico in ihre Gewalt bringen wollen – wenn man einmal von den neuen FBI-Rekruten absieht – und die Republik steht auch noch.«

»Ich wollte Sie nur wissen lassen, wo ich bin.«

»John, wir bekommen ein Peilsignal von Ihrem GPS, jedenfalls so lange, bis der Akku leer ist. Wir wissen, wo Sie sind. Soll ich Ihnen den genauen Längen- und Breitengrad sagen?«

»Julio, Sie verspielen sich jegliche Sympathien bei mir.«

»General, Sie sind in Urlaub. Entspannen Sie sich. Unternehmen Sie was Nettes. Sollten die Franzosen oder die Schweizer vorhaben, in unser Land einzufallen, werde ich Sie sofort anrufen. Das verspreche ich.«

Howard empfahl ihm etwas zu tun, das anatomisch völlig unmöglich war und – selbst wenn es möglich gewesen wäre – für einen heterosexuellen Mann nicht in Frage kam.

Fernandez lachte. »Klingt unbequem, General. Adios.«

Howard lächelte, als er das Virgil wieder an seinen Gürtel hakte. Manchmal meinte er wirklich, dass alles im Chaos versank, wenn er die Stadt verließ. Aber das war für einen alten Soldaten ganz normal.

Nadine und die Kinder wollten unbedingt auf die kleine Brücke, die unmittelbar neben dem Wasserfall lag und Howard schloss sich ihnen an. Sie würden alle nass werden, aber das gehörte schließlich dazu.

Als sie den feuchten Pfad zur Brücke hinaufgingen, erinnerte er

sich an die Zeit, in der er zum ersten Mal in dieser Gegend gewesen war. Es war 1999 oder 2000 gewesen, im späten Herbst oder frühen Winter. Ein Freund aus der Armee, Willie Kohler, hatte Zweihundert-Dollar-Eintrittskarten für einen Boxkampf an der Küste ergattert. Nicht gerade die besten Plätze, aber ziemlich gut, nur etwa 15 oder 18 Meter vom Ring entfernt. Der Kampf fand in einem der indianischen Kasinos statt, die von den Indianerstämmen in der Gegend aufgemacht worden waren. Chinook und dann noch etwas. Chinook Winds, so hieß das Casino. In Lincoln City.

Jetzt, wo er darüber nachdachte, konnte er sich besser an den Boxkampf erinnern. Sie hatten ihm ein ziemlich blödsinniges Motto verpasst, wie »*Rumble in the Jungle*« oder »*Thrill in Mantilla*« oder so ähnlich ... »*Commotion at the Ocean*«, das war es gewesen. Er und Willie hatten sich großartig dabei amüsiert.

Er war zwar nicht der größte Boxfan der Welt, aber als er noch jünger gewesen war, hatte er in der Armee geboxt und an einigen Kämpfen als Halbschwergewicht teilgenommen. Obwohl er auch einiges ausgeteilt hatte, war er meistens der Verlierer gewesen und hatte bald mit dem Boxen aufgehört, aber er sah immer noch gerne jemandem zu, der etwas vom Boxen verstand. So weit er sich erinnern konnte, waren es damals sechs oder acht Kämpfe im Casino gewesen, alle mit ziemlich leichten Boxern und bei einigen war es sogar um eine Meisterschaft gegangen. Die interessantesten Kämpfe hatte es in der Untergewichtsklasse gegeben. Ein schwarzer Boxer aus Washington D.C. hatte seinen Gegner ohne viel Mühe in der zweiten Runde zu Boden gehen lassen. Einige Kämpfe wurden von weiblichen Boxern durchgeführt, unter denen eine junge Frau in Rot gewesen war, ein Fliegengewicht, das höchstens 122 oder 123 Pfund gewogen, aber einen großartigen Schlag gehabt hatte – und tolle Beine obendrein. Es war erst ihr dritter Kampf als Profiboxerin

gewesen, aber sie hatte wirklich Talent gehabt. Damals war Boxen noch nicht als Verbrechen gegen die Menschlichkeit angesehen worden und Frauen hatten gerade erst angefangen, sich diesen Sport zu erobern. Außerdem war es damals auch noch nicht politisch inkorrekt gewesen, die Beine einer Frau zu bewundern ...

Aber am besten konnte er sich daran erinnern, dass sie damals zwischen den einzelnen Kämpfen schlechte Rap-Musik abgespielt hatten und das auch noch viel zu laut. Man hätte den Besuchern Ohrstöpsel vorschreiben sollen, da es um einiges lauter als auf dem Schießplatz gewesen war – und seiner Meinung nach erheblich weniger melodisch. Nach dem zweiten oder dritten Kampf waren er und Willie so weit gewesen, dass sie beinahe die Lautsprecher zusammengetreten hätten, um endlich Ruhe zu haben. Aber genau wie bei Waffenausstellungen musste man auch bei Boxkämpfen höflich bleiben – man konnte ja schließlich nicht wissen, ob der Kerl, dem man gerade sein Bier aufs Hemd geschüttet hatte, nicht vor einigen Jahren Anwärter auf einen Titel im Halbschwergewicht gewesen war. Egal, in welchem Selbstverteidigungssystem man trainiert war, ein guter Profiboxer konnte immer ein paar Schläge landen – und wer würde in so einer Situation den ersten Schlag wagen?

Howard lächelte, während er in den Dunst des Wasserfalls kletterte. Zu beiden Seiten des Weges wuchs jetzt eine Menge Grün – Moose, Farne, alle möglichen Arten wasserliebender Pflanzen.

Julio hatte Recht. Er sollte sich entspannen und seinen Urlaub genießen. Sein Sohn wuchs heran und würde bald in einem Alter sein, in dem er sich mehr für Mädchen und Autos interessierte als für Bumerangs und Familienausflüge. Er sollte die Zeit mit seiner Familie genießen, solange er noch konnte. Schließlich war er hier im Wilden Westen, wo mit Sicherheit nichts von militärischer Be-

deutung passieren würde – zumindest nichts, worüber er sich jetzt Gedanken zu machen brauchte.

Nadine drehte sich um und lächelte ihn an: »Macht Spaß, nicht wahr?«

»Ja«, sagte er. »Großen Spaß.«

## 11

*Donnerstag, 9. Juni  
Quantico, Virginia*

Jay Gridley war nicht gerade begeistert davon, wieder arbeiten zu müssen. Ja, sicher, er verdiente sich damit seine Brötchen und Spaß machte ihm sein Job auch, aber jetzt, nach seinem Urlaub mit Soji – selbst wenn er die meiste Zeit davon in einem zugigen Zelt in strömendem Regen verbracht hatte –, konnte er seiner Arbeit nichts mehr abgewinnen. Er hätte nie gedacht, dass er einmal diese Einstellung haben würde, aber so war es nun mal.

Obwohl Jay eigentlich noch bis Montag Urlaub gehabt hätte, hatte er am späten Donnerstagnachmittag bei der Net Force vorbeigeschaut. Das lag daran, dass Soji Patienten hatte, um die sie sich kümmern musste, sich aber geweigert hatte, einen Laptop oder ein Netztelefon mit auf ihre Tour zu nehmen, so dass sie das Zelt und ihre Campingausrüstung zusammengepackt hatten und in die Zivilisation zurückgekehrt waren. Soji unterrichtete in ihrer Netzpersönlichkeit als tibetanischer Mönch Sojan Rinpoche die Grundzüge des Buddhismus und bot außerdem eine Art psycho-spirituelle erste Hilfe für Menschen an, die verschiedene Formen von Gehirn-

verletzungen erlitten hatten, gewöhnlich als Folge von Drogen oder Schlaganfällen. Und so hatten sie sich auch kennen gelernt, online, als es Jay nach der Jagd auf den Mann mit dem Quantencomputer furchtbar schlecht gegangen war.

Soji hatte ein Apartment in Los Angeles, aber sie wollte – zumindest für die nächste Zeit – von Jays Wohnung aus arbeiten. Er hoffte, dass er sie überreden konnte, für immer zu bleiben, obwohl er noch nicht den Mut gefunden hatte, sie zu fragen, ob sie bei ihm einziehen würde, geschweige denn, ob sie ihn heiraten wolle. Aber er würde sie schon noch fragen. Sehr bald schon.

Commander Michaels war in seinem Büro, als Jay vorbeikam. Er winkte der Empfangsdame zu. »Hat er Zeit?«

»Ja, gehen Sie ruhig rein.«

»Jay? Was machen Sie denn hier? Sie sollten doch erst am Montag wieder hier sein. Wie war der Urlaub?«

»Die Moskitos haben uns so zugesetzt, dass wir zurückgekommen sind, um eine Bluttransfusion zu beantragen. Bis auf die Plagegeister war es großartig. Wie läuft das Geschäft?«

»Es ist nicht viel los. Nichts Größeres. Die üblichen Betrügereien im Netz, Viren, illegale Pornoseiten. Aber soweit wir wissen, versucht gerade niemand, die Weltherrschaft an sich zu reißen.«

Jay wollte Michaels fragen, ob er etwas von Toni Fiorella gehört hatte – ihre Kündigung hatte das Team der Net Force schwer getroffen –, aber dann ließ er es bleiben. Toni hatte Jay von London aus angerufen und er hatte gehört, dass sie auch mit einigen anderen ihrer ehemaligen Kollegen bei der Net Force telefoniert hatte. Aber ihm war immer noch nicht ganz klar, was zwischen ihr und dem Chef vorgefallen war. Allerdings musste es ziemlich übel gewesen sein, denn Michaels war es sehr schlecht gegangen, obwohl er versucht hatte, das Ganze zu überspielen.

»Überhaupt nichts Interessantes?«

»Nein. Na ja, vielleicht doch. Wissen Sie, was HAARP ist?«

»Sicher – der Atmosphärenbrenner oben in Alaska.«

Die Jungs mit den Hüten aus Aluminiumfolie sind ganz wild darauf. Was ist passiert? Ist er geschmolzen?«

»Einer der Wissenschaftler, die an dem Projekt arbeiten, behauptet, dass sich jemand in das Computersystem gehackt und etwas gestohlen hat.«

»Warum sollte man sich die Mühe machen? Die Technologie ist völlig verstaubt; sie geht auf Tesla zurück und das ist jetzt schon über einhundert Jahre her.«

Michaels zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es auch nicht. Aber ich habe einen kleinen VR-Ausflug im Netz gemacht und es sieht wirklich so aus, als hätte sich jemand Zugang zu ihrem Computer verschafft.«

»Vielleicht Teenager, die in der Gegend herumhacken.«

»Wäre möglich. Wenn Sie möchten, können Sie es gerne überprüfen.«

»Soji hat in den nächsten Tagen viel zu tun. Ich werde es mir einmal ansehen, um mich wieder ans Arbeiten zu gewöhnen.«

»Hintergrundmaterial und die Ergebnisse meiner Nachforschungen finden Sie in der Arbeitsdatei unter 'HAARP'.«

»In Ordnung, Chef. Bis Montag.«

»Grüßen Sie Soji von mir«, sagte Michaels.

Jay ging in sein Büro und sah die Sachen auf seinem Schreibtisch durch, aber bis auf einige ausgedruckte Berichte gab es eigentlich nichts Neues. Seine E-Mails und die Telefonaufnahmen hatte er schon über ein Virgil abgerufen, das er aus dem Büro mitgenommen hatte, daher war er so gut wie auf dem Laufenden.

Nur so zum Spaß schaltete er seinen Computer ein und las die

Informationen über HAARP durch, die sein Chef ihm gegeben hatte. Darunter befand sich auch ein Videofilm über Michaels' Gespräch mit dem Wissenschaftler, der mit einer versteckten Kamera aufgenommen worden war.

Das hörte sich alles sehr interessant an. Gedankenkontrolle? Das wäre einen Einbruch in das Computersystem zwar wert, war aber auch nicht sehr wahrscheinlich. Mit Niederfrequenzen wurde schon lange herumgespielt, aber bis jetzt hatte sich bei den Versuchen nie etwas Konkretes ergeben. Trotzdem war die Thematik faszinierend.

Jay schaltete seinen Computer aus. Er war jetzt mehrere Stunden im Büro gewesen. Es war Zeit, nach Hause zu gehen. Schließlich musste Soji ja nicht *ununterbrochen* online sein ...

Aber als er auf die Tür zuging, um das Büro zu verlassen, schaltete sich die Kommunikationseinheit seines Computers ein und die erotische, heiser klingende Frauenstimme, die er eigens dafür programmiert hatte, hauchte: »Jay! Eingehendes Gespräch der Priorität eins, Jay! Mach schon! Geh ans Telefon, du Traum meiner schlaflosen Nächte!«

*Freitag, 10. Juni  
Longhua, China*

Als er vor zwanzig Jahren Angehöriger der chinesischen Armee gewesen war, hatte Jing Lu Han irgendwann einmal eine russische Makarow-Pistole eingesteckt und sie zwei Jahrzehnte lang versteckt. Niemand hatte ihn je damit gesehen – zumindest niemand, der noch am Leben war, um es zu bezeugen. Es war die einzige Möglichkeit, an eine solche Pistole zu kommen, denn soweit sich alle erinnern konnten, hatte es in oder um Longhua herum nie

Russen gegeben und bis auf seine Zeit in der Armee hatte Jing sein ganzes Leben lang dort gelebt. Egal, wie Jing sich die Pistole beschafft haben mochte, sie war jedenfalls die Waffe, mit der er in den frühen Morgenstunden des Freitags 17 Einwohner seines Heimatdorfs erschoss. Er ging seelenruhig durch die Straßen, schoss auf jeden, der herauskam, um zu sehen, was der Lärm sollte. Er machte, was Geschlecht, Alter oder Verwandtschaftsverhältnis anging, keinerlei Unterschiede. Als die Sonne aufging, hatte er auf Männer, Frauen, Kinder, Freunde und Verwandte geschossen. Nachdem Jing Nummer 17 – seinen hässlichen, dummen Cousin Low Tang – erschossen hatte, hatte er noch zwei Dutzend Patronen für die Pistole übrig, aber es spielte keine Rolle, wie viele er damit noch hätte verwunden oder töten können, denn zu diesem Zeitpunkt wurde er von einem halben Dutzend Einwohnern der Stadt überwältigt und mit Sicheln und Sensen in Stücke gehackt. Die sechs Männer zerstampften die blutigen Fetzen, die von Jing übrig blieben, unter ihren Sandalen – bevor sie ihre Waffen gegeneinander richteten.

Der einzige Überlebende des Gemetzels konnte seinen Triumph nur kurz genießen, da er kurze Zeit später von einer älteren Lehrerin, die ihm mit einer Heckenschere zielsicher die Halsschlagader durchtrennte, getötet wurde. Der Blutlache nach zu urteilen brauchte er nicht einmal eine Minute, um völlig auszubluten. Die Lehrerin richtete die Heckenschere dann gegen sich selbst und stieß sie sich mehr als zehnmal in den Bauch, bevor Schock und Blutverlust sie ohnmächtig werden ließen. Eine Straße weiter wurden vier Frauen von einer fünften getötet, als diese mit einem 48 Jahre alten Ford-Traktor in die kleine Gruppe fuhr und eine Stunde lang, bis dem Traktor das Benzin ausging, immer wieder über die Leichen fuhr, vor und zurück, vor und zurück. Dann schließ die Frau auf dem Fahrersitz ein.

In der einzigen anständigen Markthalle der kleinen Stadt fanden 19 Menschen, die hierher geflohen waren, um dem Gemetzel zu entkommen, den Tod, als ein weiblicher Teenager das Gebäude ansteckte. Sie kamen alle in den Flammen um. Das Mädchen wurde von einer älteren Frau getötet, die sich hinter sie schlich und ihr mit einer Schaufel den Schädel einschlug. Die Frau wiederum wurde von einem sehr großen nackten Mann ums Leben gebracht, der sie packte und dann auf sie fiel. Sie erstickte unter seinem Gewicht, während er nur dalag und kicherte.

Innerhalb von sechs Stunden kamen 97 Einwohner der Stadt ums Leben, 21 weitere wurden so übel zugerichtet, dass sie später an ihren Verletzungen starben, und etwa hundert weitere waren so schwer verletzt, dass sie im Krankenhaus behandelt werden mussten. Die Nachricht von dem Massaker verbreitete sich nicht sofort, da sämtliche aus der Stadt führenden Fernmeldekabel von einem Mann durchgeschnitten und verbrannt worden waren, der sich anschließend mit einem Stück der Leitung erhängte.

Longhua hatte schon einmal bessere Tage gesehen.

*Donnerstag Quantico, Virginia*

Michaels hob den Blick von seinem Laptop und den ausgedruckten Berichten, Fotos und Videos auf seinem Schreibtisch und sah Jay an. »Wie sind wir da rangekommen? Der Bericht ist sehr detailliert.«

»Einige der Fotos und Videoaufnahmen wurden nachträglich mit einem Spionagesatelliten aufgenommen und dann durch den Computer gejagt, einiges wurde uns vom Ermittlungsteam der Chinesen zur Verfügung gestellt, ein paar der Aufnahmen kommen von einer ramponierten, blutigen Kamera, die am Tatort gefunden

wurde. Die Berichte sind von einem meiner Freunde bei der CIA, die sie so wie meistens bekommen hat – sie haben sie von einem ihrer chinesischen Computerspione gekauft, die auf solche Sachen angesetzt werden. Es ist alles aktuell«, sagte Jay.

Michaels sah sich noch einmal das Foto der Frauen an, die von dem Traktor überrollt worden waren. Sie waren fast völlig zu einem blutigen Brei zermahlen und kaum noch als Menschen zu erkennen.

»Was wissen wir? Und warum müssen wir von der Net Force es wissen?«

Jay gab ihm eine kurze Zusammenfassung: »Longhua, China, eine kleine Stadt in den Bergen, etwa hundertfünfzig Kilometer nordöstlich von Peking, in der Nähe der alten Mongolei. In Longhua ist nichts los – zumindest war da früher nichts los.

Mein Maulwurf bei der CIA hat mir gesagt, dass es noch ein anderes Dorf namens, ähm – « er warf einen Blick auf den Laptop vor sich – »Daru gibt, das ein paar tausend Kilometer südlich von Longhua liegt, an der Küste gegenüber Formosa. Dort ist vor zwei Tagen das Gleiche passiert. Die Chinesen versuchen natürlich mit allen Mitteln, das Ganze unter den Teppich zu kehren, aber unseren Quellen nach ist es genauso abgelaufen. Gruppenwahnsinn in Kombination mit mörderischer Gewalt. Die Überlebenden in beiden Städten sagen genau das Gleiche aus. Aus heiterem Himmel sind alle übergeschnappt und haben angefangen, sich gegenseitig anzugreifen, ohne einen ersichtlichen Grund. Einschließlich der überlebenden Einwohner, die danach befragt werden konnten. Sie haben nichts Böses geahnt und *bum!*, plötzlich geraten alle in einen Mordrausch, dem sie hilflos ausgeliefert sind. Keiner von ihnen kann es erklären. Aber mit einem Mal haben es alle für eine glänzende Idee gehalten, ihre Familie und die Nachbarn umzubringen.«

»Zu welchem Ergebnis sind die chinesischen Ermittler gekommen?«

»Sie stehen vor einem Rätsel. Sie haben Rauschgift, Gift, bewusstseinsverändernde Drogen im Trinkwasser, Krankheiten, die Wetterlage, ein Erdbeben und sogar schlechtes Feng Shui in Betracht bezogen, aber nichts davon kommt in Frage. Was immer es auch verursacht hat, es hat keine Spuren hinterlassen.«

»Und was denkt die CIA?«

»Chef, die CIA denkt nicht, sie sammelt nur Daten und gibt sie weiter. Ich habe mit meinem Freund vereinbart, dass er mich mit Priorität eins anruft, wenn ihm etwas Merkwürdiges auf den Schreibtisch kommt, und nur deshalb haben wir es bekommen.«

»Ich bin sicher, dass Ihr Freund entzückt wäre, wenn er wüsste, was für eine hohe Meinung Sie von ihm haben. Und was denken Sie?«

»Na ja, für mich sieht das so aus, als hätte jemand eine Art Test durchgeführt.«

Michaels starre vor sich hin. »Und Sie glauben, dass es die Chinesen sind, die ihren eigenen Leuten so etwas antun?«

»Sicher bin ich mir nicht, aber warum nicht? Wem fällt es schon auf, wenn es plötzlich ein paar Chinesen weniger gibt? Da, wo es passiert ist, haben sie noch eine Milliarde mehr.«

»Jay ...«

»Tut mir Leid, das war geschmacklos.«

»Aber die chinesischen Ermittler scheinen von diesen Berichten ziemlich überrascht zu sein.«

»Die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut? Das passiert doch ständig, überall auf der Welt. Der Staat informiert die CIA nicht. Der Geheimdienst informiert die

Armee nicht. Wir gehören zum FBI, aber die Jungs vom FBI sa-

gen uns auch nicht alles. Warum sollte es in China anders sein? Und die Ermittler könnten genauso gut daran mitarbeiten, die Sache zu vertuschen.«

»Und warum geht uns das Ganze etwas an, Jay? Wieso liegt es jetzt bei der Net Force auf dem Schreibtisch?«

»Als Sie mich gebeten haben, ein bisschen mehr über dieses HAARP-Projekt herauszufinden, trudelte unmittelbar darauf das hier ein. Es kam mir irgendwie bekannt vor. Erinnern Sie sich noch an diesen Wissenschaftler, mit dem Sie gesprochen haben, während ich in Urlaub war? Der Wissenschaftler von HAARP?«

»Morrison. Ja, sicher.«

»Genau. Na ja, er erwähnte etwas von Gedankenkontrolle und Radiowellen auf Niederfrequenz.«

»Er sagte, es sei nicht machbar.«

»Kann sein. Aber vielleicht geht es doch. Vielleicht haben die Chinesen in den Computern von HAARP gesucht und etwas gefunden. Und da die beiden Vorfälle genau das sind, was jemand ausprobieren würde, wenn er die entsprechende Technologie hätte, sehe ich hier einen unmittelbaren Zusammenhang.«

»Die Chinesen?«

»Möglich. Sie haben ein paar Leute, die ziemlich gute Hacker sind. Vielleicht haben die Jungs von HAARP einen Teil des Puzzles gefunden und die Chinesen wussten, wo sie es einsetzen sollten. Sicher bin ich mir nicht und es scheint auch ziemlich weit hergeholt zu sein, aber *ich* würde das Ganze überprüfen.«

Michaels nickte. »Ich hoffe, dass Sie sich irren. Ich hoffe, dass niemand sonst auf diesen Zusammenhang kommt und glaubt, es sei unsere Aufgabe, dieses Problem zu lösen. In Ordnung. Finden Sie so viel wie möglich darüber heraus. Wenn die Sache in China damit zusammenhängt, möchte ich nicht, dass es uns unvorbereitet

erwischt. Zumindest sollten wir sagen können, dass wir in der Sache ermitteln, wenn uns jemand danach fragt.«

»Verstanden, Chef. Ich kümmere mich darum.« Nachdem Jay gegangen war, holte Michaels ein paar Mal tief Luft. *Lass es ein Virus sein, das sie bis jetzt noch nicht gefunden haben, und nicht etwas, das jemand aus einem amerikanischen Computer gestohlen hat. Bitte. Das hätte mir jetzt gerade noch gefehlt ...*

## 12

*Donnerstag, 9. Juni  
Washington D.C.*

Es war schon einige Zeit dunkel, als Tonis Flugzeug auf dem Dulles Airport in Washington landete. Sie hatte in New York in ein kleineres Flugzeug umsteigen müssen und wusste, dass ihr ihre Mutter die Hölle heiß machen würde, wenn sie erfuhr, dass ihre Tochter auf dem New Yorker JFK-Flughafen gewesen und nicht in der Wohnung in der Bronx angerufen hatte, aber damit konnte sie sich jetzt nicht aufhalten. Ihre Mutter würde sich ganz genau danach erkundigen, wie das denn nun mit Alex gelaufen sei, und selbst ihre Meisterin würde mehr wissen wollen, als Toni zurzeit zu sagen bereit war.

Sie hatte gedacht, das Ganze wäre aus und vorbei, aber vielleicht war es das ja doch nicht und bis sie sich Klarheit verschafft hatte, wollte sie nicht damit anfangen, mitfühlende Ohren mit ihrem Leid vollzuheulen. Dazu würde sie sowieso eine Freundin brauchen, jemanden, der all den peinlichen Einzelheiten zuhören würde –

und dafür waren ihre Mutter und ihre Meisterin denkbar ungeeignet.

Mama Fiorella hatte ein halbes Dutzend Kinder großgezogen – die meisten von ihnen Söhne – und bei sechs Kindern wusste sie mit Sicherheit über Sex Bescheid, aber über Sex Bescheid zu wissen und darüber zu *sprechen* war etwas völlig anderes. Toni erinnerte sich an ein Gespräch mit einem ihrer älteren Brüder. Damals war sie etwa 19 Jahre alt gewesen und ihr Bruder hatte sie gerade nach Frauen ausgefragt, als ihre Mutter ins Zimmer gekommen war. Kaum hatte Mama die Worte »weiblicher Orgasmus« vernommen, war sie auch schon verschwunden, schneller als Hudini sich von seinen Fesseln befreien konnte.

Nein, das Gespräch über Alex und Sex und Liebe würde warten müssen, bis sie eine ihrer Kommilitoninnen vom College besuchen konnte, Dirsiba Mae oder Mary Louise, mit denen sie seit ihrem Studium in Kontakt geblieben war. Frauen, die selbst leidvolle Erfahrungen gemacht und sich an ihrer Schulter ausgeweint hatten. »Der Männerkrieg«, so hatten sie es damals genannt. Einige Schlachten konnte man gewinnen, andere wiederum verlor man, aber der Krieg selbst endete nie.

Die Fahrt mit dem Taxi durch die schwüle Sommernacht war viel zu schnell vorbei – was völlig normal war, da sie es plötzlich gar nicht mehr eilig hatte, zu Alex zu kommen. In London, tausende Kilometer entfernt, war es noch unbedingt notwendig gewesen, Alex so schnell wie möglich zu sehen. Aber je näher sie ihm kam, desto unsinniger erschien ihr ihre Idee. Sie konnte doch nicht einfach ohne Vorwarnung bei Alex auftauchen. Was, wenn er gar nicht zu Hause war? Was, wenn er nicht mit ihr reden wollte?

Was, wenn er nicht *allein* war?

Diese Möglichkeit hatte Toni noch gar nicht in Betracht gezogen.

Was, wenn er mit einer Frau im Bett war und sich unter der Decke gerade allerhand abspielte?

Sofort erschien vor ihrem inneren Auge ein grinsendes, grünäugiges Monster, das hämisch lachte. Mit ihrer verdammten Eifersucht wurde sie einfach nicht fertig. Wenn jemand sie angriff, konnte sie ihn mit einem Schlag oder einem Wurf besiegen, aber dieses fiese, hinterhältige Monster stachelte sie immer dann mit seinem Dreizack an, wenn sie es am wenigsten erwartete. Dann, noch bevor sie Zeit gehabt hatte zu reagieren, nahm es die Beine in die Hand und verschwand wieder. Sie hasste dieses Gefühl und sie hasste sich dafür, dass sie nichts dagegen tun konnte. Toni wusste, das sie sich in dieser Beziehung nichts vormachen konnte. Man verbrachte nicht sein halbes Leben damit, eine Kampfsportart zu lernen, mit der man andere problemlos auf die Matte legen konnte, ohne sich darüber klar zu werden, dass man sich in bestimmten Situationen nur schwer beherrschen konnte. Sie glaubte eigentlich nicht, dass Alex in der Zwischenzeit eine neue Freundin gefunden hatte – er hatte nach der Trennung von seiner Exfrau mehrere Jahre lang nicht einmal ein Rendezvous mit einer Frau gehabt –, aber schließlich war nichts unmöglich. Vielleicht hatte er nach der Beziehung zu ihr ja wieder Blut geleckt und war auf die Suche nach einer Frau gegangen, die ihm das Bett wärmte? Das würde die Sache natürlich komplizieren.

Bei dem Gedanken daran schüttelte Toni den Kopf. Okay. Es war egal, was sie vorfinden würde, denn schließlich ging sie ja nicht zu ihm, um eine tränenreiche Versöhnungsszene auf die Bretter zu legen. Sie ging zu ihm, weil sie Antworten haben wollte. Antworten, die Alex ihr weiß Gott schuldig war.

Und schon hielt das Taxi vor seiner Wohnung an.

Alex' Eigentumswohnung lag in einer relativ ruhigen Straße in

einem vornehmen Viertel der Stadt, in dem sowohl Eigentumswohnungen als auch Häuser gebaut worden waren. Reiche Leute ließen sich nicht dazu herab, hier zu leben, arme Leute konnten es sich nicht leisten, aber die Eigenheime und Apartmenthäuser waren solide und repräsentativ und passten zu dem Job, den Alex hatte. Nette Wohnung, nettes Viertel und – bis zu diesem schrecklichen Augenblick in London – netter Kerl.

Sie musste wissen, warum sich das geändert hatte. Es ergab keinen Sinn. Toni bezahlte den Taxifahrer, zog ihren Koffer auf seinen kleinen Rädern hinter sich her bis zur Eingangstür und blieb stehen. Und dort stand sie dann. Eine ganze Weile.

Innen im Gebäude brannte Licht und spät war es auch noch nicht. Sie brauchte nur zu läuten.

Ihr war bewusst, dass sie zu schnell atmete und ihre Hände feucht waren. Die Nacht war warm und schwül, aber deshalb schwitzte sie nicht. Mit einem Mal wurde ihr klar, dass sie Angst hatte. Und da sie sich sonst immer gegen alles und jeden wehren konnte, jagte ihr das einen großen Schrecken ein.

Toni holte tief Luft, atmete sie zur Hälfte wieder aus und nahm all ihren Mut zusammen. Sie klingelte und hörte, wie es läutete. Dann nur noch Stille. Wie lange diese andauerte, konnte sie nicht sagen, aber für sie waren es etwa 15.000 Jahre.

»Ja?«

Als sie seine Stimme über die Gegensprechanlage hörte, war dies das erste Mal, dass sie mit ihm sprach, seit er vor sieben Wochen London verlassen hatte. Erst jetzt wurde ihr klar, wie sehr sie ihn vermisst hatte und die einfache Frage verblüffte sie derart, dass sie nur »Hallo« sagen konnte.

»Toni? Bist du das? Rühr dich nicht vom Fleck. Ich bin gleich unten.«

Trotz allem wurde ihr ganz warm ums Herz, als sie die Freude in seiner Stimme hörte.

*Gakona, Alaska*

Ventura machte die Runde bei seinen Wachposten. Er hatte ein Team aus sechs Personen – sich selbst nicht miteingerechnet – zusammengestellt. Angesichts der Bedrohung, der sein Kunde ausgesetzt war, hätten es eigentlich mehr sein sollen, aber hier, mitten in der Wildnis, würde es auffallen, wenn er sein Team vergrößerte. Seine Leute gaben sich als Vogelbeobachter aus, die nach Eulen Ausschau hielten, was es ihnen ermöglichte, draußen mit Ferngläsern, Nachtsichtgeräten und Kameras durch die Gegend zu laufen, aber sie durch die Wälder patrouillieren zu lassen ging schon fast zu weit. Den Einheimischen würden seine Leute mit Sicherheit auffallen, und obwohl sie alle mit den entsprechenden Gerätschaften ausgerüstet waren und einen Schnellkurs in Vogelkunde hinter sich hatten, würden sich echte Ornithologen nicht von ihnen täuschen lassen.

Zum Glück gab es hier oben nicht gerade viele Gesetzeshüter. Falls die Vogelliebhaber jemandem auffallen sollten, würde derjenige wohl kaum die Polizei rufen, und selbst wenn er es täte, würde es auf der Dringlichkeitsliste der überarbeiteten Beamten nicht gerade an erster Stelle stehen. *Merkwürdig aussehende Vogelbeobachter? Die sehen doch immer merkwürdig aus. Was machen sie? Im Wald herumlaufen und durch ihre Ferngläser gucken? Oh, wow. Sehr verdächtig! Sie glauben, dass die Jungs die Bäume stehlen wollen? Kodiakbären über die Staatsgrenze schmuggeln? Jetzt machen Sie mal halblang!*

Ventura hatte alle in der Two Moose Lodge untergebracht, einem relativ neuen Motel mit 15 Zimmern, das nur wenige Kilometer von

der HAARP-Anlage entfernt lag und mit seinem Anbau im Blockhausstil eher wie ein Apartmenthaus aussah. Zusätzlich zu den fünf Männern, die draußen Wache schoben und genau beobachteten, wer in die Nähe des letzten Zimmers am westlichen Ende des Gebäudes, wo sein Kunde schlief, kam, hatte er in Morrisons Zimmer noch einen weiteren Mitarbeiter untergebracht, eine junge Frau. Missey White, die mit einer abgesägten Schrotflinte, einem kurzläufigen Revolver und einigen Messern bewaffnet war, würde für einen potenziellen Attentäter eine Riesenüberraschung sein, denn dieser würde sie wegen ihres wohlgeformten Hinterns und der vollen Brüste, die nur notdürftig von einem Minirock mit knappem Oberteil bedeckt wurden, mit Sicherheit für Morrisons Bettähnchen halten. Wenn die Einheimischen wussten, dass Morrison verheiratet war, würden sie Missey für seine Geliebte halten, mit der er sich hier in der Wildnis, wo seine Frau nichts davon mitbekam, ein bisschen amüsierte. Mrs. Morrison würde nicht unangemeldet hereinplatzen, da sie von zwei Mitarbeitern Venturas, die in Port Townsend in Morrisons Straße ein Haus gemietet hatten, rund um die Uhr beobachtet wurde. Wenn es jemand auf den Kunden abgesehen hatte, musste man davon ausgehen, dass er eventuell auch einen Anschlag auf die Ehefrau verübt. Obwohl sie eigentlich nicht seine Zielperson war, war es sicher nicht verkehrt, sie zu beobachten, wenn sie und der Kunde getrennt waren.

Seine beiden Mitarbeiter – wieder ein Team, das aus einem Mann und einer Frau bestand – hatten nur ein paar Stunden gebraucht, um festzustellen, dass Mrs. Morrison, geborene Shannon Bell, nicht gerade die Treueste aller Ehefrauen war. Seit dem Beginn der Überwachung am Montag hatte Mrs. Morrison dreimal einen jungen und ausgesprochen gut gebauten Lederhandwerker namens Ray Duncan aufgesucht. Jedes Mal war sie über eine Stunde lang in

seinem Laden geblieben – bei verschlossener Eingangstür. Venturas Mitarbeiter waren aufgrund ihres geröteten Gesichts und breiten Lächelns beim Verlassen des Ladens der Meinung, dass Mrs. Morrison wohl keine Anprobe für maßgeschneiderte Mokassins hinter sich hatte – es sei denn, die Anprobe hatte stattgefunden, während sie mit beiden Füßen in der Luft auf Duncans Couch gelegen hatte.

Ventura sah keinen Grund, dies seinem Kunden gegenüber zu erwähnen. Der 27-jährige Ray Duncan wohnte seit über zehn Jahren in der Stadt – und hatte dort schon gewohnt, als die Morrisons hingezogen waren. Eine Überprüfung hatte ergeben, dass bis auf einige Strafzettel und eine fallen gelassene Anklage wegen eines Marihuana-Joints nichts gegen ihn vorlag.

Mrs. Morrisons außereheliche Aktivitäten waren für den Schutz der Zielperson irrelevant. Trotzdem war Vorsicht angebracht.

»Wie sieht es aus?«, fragte Ventura.

Der grauhaarige Mann, mit dem er sprach, schien etwa sechzig Jahre alt zu sein. Er trug eine Anglerweste und einen Segeltuchhut mit einem weichen Rand, dazu Overall und knöchelhohe Schuhe sowie ein Fernglas und einen Digital-Camcorder, die er sich um den Hals gehängt hatte. Aus seiner Hemdtasche ragten ein schon etwas ramponiertes Exemplar von *Petersons Vogelführer Amerika* und eine kleine Taschenlampe hervor.

Der ältere Mann lachte. »Na ja, viel ist nicht los. Vor ein paar Minuten ist etwas, das wie eine große Ratte aussah, hinter die Mülltonnen dort drüben gelaufen. Vielleicht war es auch ein Sumpfbiber oder ein Opossum – Zoologie ist nicht meine starke Seite. Und vor fünfzehn Minuten ging das Licht im Badezimmer von Zimmer 5 an. Es brannte zwei Minuten, dann ging es wieder aus. Was noch? Oh, ja, ein paar richtig dicke Moskitos sind mir um die Ohren geschwirrt.«

Ventura grinste ihn kurz an. »Wäre Ihnen eine Schießerei wie die mit den mexikanischen Drogenhändlern etwa lieber?«

»Nein, aber wenn alle Einsätze so aufregend wären wie dieser, müsste ich Viagra nehmen, um nicht einzuschlafen. Das hier ist doch ein Kinderspiel.«

»Das haben Sie von den Mexikanern zuerst auch gesagt.«

Der ältere Mann sah ihn an. »Gehen Sie davon aus, dass es brenzlig werden könnte?«

»Das ist sogar sehr wahrscheinlich, obwohl es noch eine Weile dauern dürfte, bis es so weit ist. Ich halte Sie auf dem Laufenden.«

Ventura schlenderte davon wie ein Mann, der einen Abendspaziergang unternahm, und ging zu seinem nächsten Wachposten, den er ein paar hundert Meter weiter stationiert hatte.

Beim Gehen dachte er noch einmal über seinen Kunden und dessen Lage nach. Er hatte kein Problem mit dem, was sein Kunde tat, das ging nur diesen etwas an – solange es sich nicht auf seine Arbeit auswirkte. Ventura hielt sich nicht lange damit auf, ob ein Auftrag moralisch vertretbar war oder nicht. Er hatte seine eigenen Grundsätze, die nicht sehr viel mit dem Wertesystem eines normalen Bürgers zu tun hatten. Zwar war er der Meinung, dass er meistens unmoralisch handelte, aber für einen wie ihn, der so viele Menschen getötet hatte, galten nicht mehr dieselben Regeln wie für normale Menschen. Er wusste, was Soziopathen waren, aber zu der Sorte gehörte er nicht. Er hatte geliebt und gehasst, hatte ganz normale Regungen und Gefühle verspürt. Einmal war er sogar verlobt gewesen, aber die Frau hatte die Verlobung wieder gelöst, weil sie nicht bereit gewesen war, irgendwo länger zu bleiben. In Südamerika hatte er ein Kind gezeugt, und obwohl es inzwischen schon zwanzig war, schickte er der Frau und seiner Tochter – die er offiziell zwar nicht kannte, mit der er sich aber einige Male heimlich

getroffen hatte – immer noch Geld. Um einige der Menschen, die er eliminiert hatte, tat es ihm Leid und er wünschte, er hätte sie nicht töten müssen. Also war er weder geistig gestört noch labil, er war nur an einen Beruf geraten, der mit Mord und Gewalt zu tun hatte, und zufällig sehr gut darin gewesen.

Natürlich war er lange genug in seiner Branche, um zu wissen, dass die meisten Regierungen genauso unmoralisch handelten wie er in manchen – wenn nicht allen – Dingen. Vor allem dann, wenn sie nicht dem prüfenden Blick der Öffentlichkeit ausgesetzt waren. Er hatte Staatsanwälte getroffen, die einen Serienmörder auf freien Fuß gesetzt hatten, nur damit sie Material gegen Drogenhändler bekamen. Er hatte Geheimdienstleute getroffen, die zugelassen hatten, dass sämtliche Einwohner eines Dorfes niedergemetzelt wurden, weil sie sonst eine verdeckte Operation gefährdet hätten. Er hatte Kindersoldaten getroffen, die zu ihren Sturmgewehren gegriffen und alte Frauen und Babys zu blutigem Brei zerschossen hatten – nur weil sie an dem Tag gerade schlechte Laune hatten. Sie alle hatten sich eingeredet, dass sie für eine gute Sache arbeiteten und dass der Zweck die Mittel heilige. Dass das, was sie getan hatten, moralisch vertretbar sei.

In dieser Beziehung machte Ventura sich nichts vor.

Leibwächter für einen Mann zu spielen, der ein Gerät zur Gedankenkontrolle erfunden hatte und dieses für eine Menge Geld an eine ausländische Macht verscherbeln wollte, trug sicher nichts zur Verbesserung der Welt bei. Ventura würde nichts von dem Geld sehen und das wollte er auch nicht. Er hatte einen Auftrag bekommen und den würde er auch erfüllen. Geld war dabei zweitrangig, es bedeutete nichts, vor allem, wenn man schon so viel zur Seite gelegt hatte, dass man für den Rest seines Lebens in Luxus leben konnte, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Es ging um die per-

sönliche Herausforderung, um das Erreichen der Ziele, die man sich setzte. Wenn er den Auftrag bekam, jemanden zu töten, tötete er die Zielperson. Wenn er den Auftrag bekam, jemanden am Leben zu halten, hielt er ihn am Leben. So einfach war das.

Hier in der Wildnis, wo er die Schusslinien um seinen Kunden kontrollieren konnte, würde es verhältnismäßig einfach sein, ihn am Leben zu halten. Wenn eine zweite Gruppe aus Vogelbeobachtern auftauchte, würde Ventura keine voreiligen Schlüsse ziehen, sie aber als ernst zu nehmende Gefahr ansehen.

Ein Mordanschlag war nicht sehr wahrscheinlich. Noch nicht. Er rechnete eher damit, dass Morrison entführt, gefoltert und *dann* hingerichtet wurde. Außerdem würde es erheblich schwerer sein, ihn zu beschützen, wenn sie in die Zivilisation zurückkehrten.

Aber darüber konnte er sich später noch den Kopf zerbrechen. Wenn man sich zu viele Sorgen um die Zukunft machte, war die Wahrscheinlichkeit größer, dass man in der Gegenwart eine Schwäche zeigte, die von jemandem ausgenutzt wurde. Natürlich musste man auch an morgen denken, aber man lebte nicht im Morgen. Man musste den Moment nutzen.

Immer.

Der zweite Mann seines Überwachungsteams sah zu, wie Ventura über den Parkplatz, der von gelb leuchtenden Lampen auf hohen Holzpfosten beleuchtet wurde, auf ihn zukam. Einige der Insekten waren offenbar zu dumm, um zu merken, dass sie gar nicht zu dem gelben Licht vordringen konnten, denn Dutzende von ihnen schwärzten in dichten Kreisen um die Lampen und warfen sich immer wieder gegen das Glas, das die Glühbirnen bedeckte.

Der als Vogelliebhaber getarnte Mann behielt eine Hand unter den Schößen seines weiten, kurzärmeligen Hemdes, das er ungeknöpft über der Hose trug, bis er sicher war, dass der Mann, der

auf ihn zukam, wirklich Ventura war. Wenn man arbeitete, durfte man nicht einen Augenblick lang unaufmerksam sein.

Nie.

## 13

*Donnerstag, 9. Juni  
Washington D.C.*

Michaels konnte es kaum glauben. »Toni! Ich bin so froh, dass du hier bist.«

Sie nickte. »Kann ich reinkommen?«

»Oh, ja, natürlich, komm rein, komm rein.« Er wollte ihren Koffer nehmen.

»Das mach ich schon«, sagte sie.

Als sie in seiner Wohnung standen, breitete sich eine verlegene Stille aus.

»Möchtest du etwas trinken? Oder essen?« Sie sah großartig aus. Er musste sich beherrschen, um das strahlende Lächeln zu unterdrücken, das sich auf seinem Gesicht breit machen wollte.

»Wir müssen miteinander reden«, sagte sie.

Sein Magen krampfte sich zusammen, trotzdem sagte er: »Ja.«

»Warum hast du mich angelogen?«

»Ich ... ich ...«

»Du hast gesagt, du hättest mit ihr *geschlafen!*«

»Toni ...«

»Sie sagt, du hättest *nicht* mit ihr geschlafen. Was stimmt jetzt, Alex?«

Sie stand ihm genau gegenüber. Ihre Wut war fast mit Händen zu greifen. »Hast du mit Angela Cooper geschlafen oder nicht?«

»Nein«, entgegnete er mit leiser Stimme.

»Verdammt, Alex! Was ist nur mit dir los!?«

Er hob die Hände und ließ sie gleich wieder fallen. »Ich – es ist schwer zu erklären.«

»Du wirst es mir aber erklären. Und zwar *jetzt. Sofort.*«

Er nickte und fing an zu erzählen.

Als er fertig war, schüttelte sie den Kopf. »Warum hast du mir nicht gesagt, was zwischen euch passiert ist?«

Er hatte viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Zu viel Zeit.

»Weil ich mich geschämt habe.«

»Du hast einer blendend aussehenden Frau, die alles versucht hat, um dich ins Bett zu kriegen, einen Korb gegeben und dafür schämst du dich?«

»Ich hätte nicht mit ihr Essen gehen sollen, ich hätte nicht so viel Bier trinken sollen und ich hätte auf keinen Fall mit in ihre Wohnung gehen, mich ausziehen und mir von ihr den Rücken massieren lassen sollen.«

»Stimmt. Und warum hast du es trotzdem getan?«

Er hatte auch darüber nachgedacht. »Du und ich, wir hatten gerade ein paar Probleme. Ich war mit der Situation in England überfordert, in meinem Job lief es nicht so, wie ich wollte, in unserer Beziehung auch nicht und dazu kam dann noch der ganze Mist mit Megan, Susie und diesem Privatdetektiv. Angela ist eine attraktive, intelligente Frau, die ihr Interesse an mir deutlich gezeigt hat. Das hat mir geschmeichelt. Nichts von dem kann eine Entschuldigung für mein Verhalten sein, aber ich wollte, dass du es weißt.«

»Du bist ein Idiot«, sagte sie.

»Ich weiß. Ich hätte nie mit hochkommen dürfen«, entgegnete er.

»So könnte man es auch ausdrücken«, sagte Toni mit einem anzuglichen Grinsen. Alex fiel ein tonnenschwerer Stein vom Herzen. »Aber das habe ich gar nicht gemeint. Du bist ein Idiot, weil du es mir nicht gesagt hast.«

»Als ich dich an dem Morgen in der Hotelhalle gesehen habe, war ich fest davon überzeugt, dass du mir nicht glauben würdest. Du warst sicher, dass ich mit Angela geschlafen hatte, und wolltest nicht darüber reden. Erinnerst du dich noch? Du hast gesagt, dass du kein Wort mehr darüber hören möchtest.«

Sie runzelte die Stirn, als würde sie versuchen, sich zu erinnern. »Das habe ich gesagt?«

»Es spielt keine Rolle mehr. Die Wahrheit ist, dass ich nackt auf einem Tisch lag, mit einer nackten Frau auf mir, und durchaus das Verlangen nach mehr hatte.«

»Aber du hast es nicht dazu kommen lassen.«

»Der Gedanke legt den Grundstein für die Tat.«

Sie lächelte wieder und schüttelte den Kopf. »Der Meinung bin ich nicht. Du hast ein schlechtes Gewissen, weil du damals daran *gedacht* hast? Du bist wirklich ein Idiot. Wenn man uns für unsere Gedanken hängen könnte, würden wir alle die Radieschen von unten sehen. Man kann nicht immer kontrollieren, was man denkt – nur das, was man *tut*. Du hättest uns beiden eine Menge Kummer erspart, wenn du es mir einfach gesagt hättest, Alex, auch wenn ich nichts davon hören wollte.«

»Ja, das ist mir jetzt auch klar.«

Sie nahm seine Hände in die ihren. »Komm her.« »Zu Befehl.«

Und mit einem Mal war Michaels Leben wieder sehr, sehr schön.

*Freitag, 10. Juni  
Anchorage, Alaska*

Sie waren auf dem Flughafen und warteten darauf, an Bord der Maschine der Alaskan Airlines nach Seattle gehen zu können, als Morrisons neues Mobiltelefon piepste. Er erstarrte. Das waren sie! Er sah zu Ventura hinüber, dann setzte er das drahtlose Headset auf und rückte das kleine Mikrofon zurecht: »Ja?«

Eine klare, akzentfreie Stimme sagte: »Guten Morgen. Ich habe gehört, dass sie einen Gebrauchtwagen verkaufen.«

Morrison lief es kalt über den Rücken. Plötzlich hatte er das Bedürfnis, die nächste Toilette aufzusuchen. Das war der Satz, mit dem sie sich zu erkennen geben sollten. Und die Nummer dieses Telefons, das er bar bezahlt und auf einen erfundenen Namen hatte registrieren lassen, kannte nur derjenige, der seine anonyme Nachricht gelesen hatte, die er auf einer sicheren, von den Chinesen ins Netz eingestellten Seite hinterlassen hatte.

Er deckte das Mikrofon mit dem Daumen ab. »Es sind die Chinesen«, sagte er zu Ventura.

Ventura sah auf seine Uhr. »Dreißig Sekunden«, sagte er, während er auf das Telefon deutete. »Nicht mehr. Kommen Sie mit.«

Morrison nickte und stand auf. Er nahm den Daumen vom Mikro, während Ventura seine Kommunikationseinheit aus der Tasche holte und leise hineinzusprechen begann.

»Ja, ich habe ein Auto zu verkaufen.«

»Ich würde es mir gerne ansehen«, sagte der Mann. »Wann haben Sie denn Zeit?«

»Haben Sie Ihre Nummer blockiert?«

»Nein.«

»Dann rufe ich zurück.«

»Ich freue mich darauf.«

Morrison unterbrach die Verbindung.

»Meine Leute haben die Nummer des Anrufers gescannt. Wir haben ihn. Gehen Sie dort rein und werfen Sie das Telefon in einen Mülleimer«, sagte Ventura.

»Soll ich es ausschalten?«

»Lassen Sie es eingeschaltet. Sie wissen wahrscheinlich schon, wo Sie sind, aber dann haben Sie wenigstens etwas, nach dem Sie suchen können.«

Morrison verschwand in der Toilette. Ventura winkte zwei jüngeren Männern zu, die Shorts und T-Shirts trugen und große Rucksäcke bei sich hatten. Sie gingen vor Morrison in die Toilette. Ventura blieb draußen im Korridor.

Nachdem Morrison sich vergewissert hatte, dass ihn niemand beobachtete, warf er das Mobiltelefon in den Behälter unter dem Handtuchspender. Dann benutzte er das nächste Urinal.

Als er wieder herauskam, sagte Ventura: »Vor dem Flughafen wartet ein Wagen auf uns. Gehen wir.«

»Glauben Sie, dass sie so schnell hier sein können?«

»Sie könnten das Telefon schon allein aufgrund des Trägersignals lokalisieren, wenn Sie es nicht weggeworfen hätten – größere Geheimdienste haben Zugang zu einigen hoch entwickelten Geräten. Sie werden wahrscheinlich jemanden herschicken. Und es wird mit Sicherheit kein Trio aus Chinesen mit überlangen Fingernägeln sein, die bunte Seidenpyjamas tragen, Fu-Manchu-Schnurrbärte haben, sich lächelnd nach allen Seiten verbeugen und wie die Inkarnation der gelben Gefahr aussehen. Viel eher eine blonde, norwegische Krankenschwester mit großen Brüsten, die neben einem kleinen, alten Mann mit Krückstock geht – also genau die Leute, die Sie am wenigstens mit dem chinesischen Geheimdienst in Verbin-

dung bringen würden. Sie haben natürlich Agenten hier, die innerhalb weniger Minuten jede größere Stadt erreichen können. Zum Glück gehört Anchorage nicht zu diesen Städten. Wenn Sie einen guten Remailer verwendet haben, werden sie eine Weile brauchen, um Ihre E-Mail zurückzuverfolgen. Nach einiger Zeit wird es ihnen aber gelingen. Ich schätze, sie werden innerhalb von ein oder höchstens zwei Tagen wissen, wer Sie sind, selbst wenn Sie sie nicht zurückrufen.«

Morrison musste schlucken. »Der Anbieter, den ich verwendet habe, hat mir Anonymität garantiert.«

Ventura lächelte und sah einen Moment lang wie ein menschlicher Hai aus. »Wenn jemand den Anbieter anruft und fragt, wird er natürlich keine Antwort bekommen. Aber jede Anonymität geht den Bach runter, wenn Ihr Anbieter die Spitze eines scharfen Messers in seinem Rücken spürt, genau über der Niere.«

»Das würden die tun?«

»Aber ja. Ich würde es jedenfalls tun.« Er lächelte wieder und in diesem Moment hatte Morrison vor Ventura genauso viel Angst wie vor den Chinesen. Gott sei Dank stand der Mann auf seiner Seite.

»Sie werden wissen, dass Sie auf dem Flughafen sind, aber da das Telefon nicht auf Ihren Namen läuft, wissen Sie nicht, wer Sie sind, also werden sie erst einmal nach dem Telefon suchen. Wenn sie es gefunden haben, werden sie nach allein reisenden Männern suchen. Sie reisen unter einem falschen Namen und sind Teil einer Gruppe von drei Passagieren, darunter zwei Frauen, daher wird es eine Weile dauern, bis sie Sie finden. Mit ausreichend Rechenleistung können sie sich in alle Flüge einklinken, die heute abgehen, und jeden Passagier überprüfen. Einer oberflächlichen Untersuchung werden unsere falschen Identitäten zwar standhalten, aber

wenn sie tief genug graben können, werden sie herausfinden, dass die Ausweise falsch sind. Das wird ihnen allerdings nicht viel nützen, denn sie werden lediglich feststellen, dass wir nach Seattle fliegen wollten, aber nicht im Flugzeug saßen.

Vermutlich könnten wir Ihr Haus in Washington erreichen, bevor sie herausgefunden haben, wer Sie sind. Die Chinesen meinen es ernst und hier geht es nicht um 'falls', sondern nur um 'wann'.«

»Meine Frau ...«

» ... wird von meinen Mitarbeitern beobachtet und ich habe gerade noch ein paar Leute zur Verstärkung hingeschickt. Ihr wird nichts passieren. Außerdem gehen wir nicht dorthin.«

»Wohin gehen wir dann?«

»An einen Ort, an dem ich kontrollieren kann, wer zu uns kommt.«

»Werden wir dorthin *fahren*?«

»Nein, wir fahren zu einem privaten Flugplatz und mieten da ein Flugzeug. Wir sollten so schnell wie möglich starten.«

Nachdem Morrison das alles gehört hatte, sah er die Leute im Terminal des Flughafens mit anderen Augen. Diese jungen Männer mit ihren Snowboards, das schwule Pärchen, das über einen Laptop gebeugt dasaß und lachte, der große Mann im grauen Anzug, der eine Aktentasche trug ... Jeder von ihnen konnte bewaffnet sein und es auf ihn abgesehen haben.

»Ich glaube allerdings nicht, dass die Chinesen jetzt schon ihr Einsatzteam schicken, um Sie zu schnappen«, sagte Ventura, als könnte er Morrisons Gedanken lesen.

»Sie wissen von den Tests, die Sie in China durchgeführt haben, und sie wissen auch, welche Auswirkungen das für die beiden Dörfer gehabt hat. Und sie wissen, dass Sie auch darüber informiert sind. Aber sie wissen nicht mit Sicherheit, ob Sie das Ganze verur-

sacht haben. Sie werden es überprüfen müssen. Und wenn sie Ihnen glauben, werden wir extrem vorsichtig sein müssen ...«

Morrisons Mund wurde plötzlich staubtrocken. Er hatte gewusst, dass es so kommen würde, aber bis jetzt war es ihm nie so ... *real* vorgekommen. Der Kloß in seinem Magen fühlte sich an, als würde er gerade Achterbahn fahren. Aber im Augenblick konnte er nichts dagegen tun. Er hatte es selbst so gewollt.

»Das ist nicht gerade das, was ich erwartet hatte«, sagte Morrison.

»Ist es nie«, antwortete Ventura.

## 14

*Freitag, 10. Juni  
Portland, Oregon*

Die Meisterschaften im Bumerangwerfen fanden im Washington Park statt, was Tyrone ziemlich komisch fand. Jetzt waren sie ein paar tausend Kilometer von Washington D.C. hergefahren und landeten in einem Park in Oregon, der genauso hieß. Allerdings sah er ganz anders aus als die Parks in seinem Viertel zu Hause. Es war ein riesiges Gelände mit vielen Hügeln, großen immergrünen Bäumen, dem Zoo von Portland, einem Forstgebäude und noch vielem mehr. In einiger Entfernung des Parkplatzes vor dem Zoo hatte man eine ebene Fläche aus dem Gelände geschnitten, das groß genug war, um drei oder vier Fußballteams gleichzeitig darauf spielen zu lassen. Das Feld war mit etwas bewachsen, das Tyrone für Golfrasen hielt. Er war kurz geschnitten und wirkte viel gepflegter

als die robustere Grassorte, die auf vielen Rasenflächen bei ihm zu Hause wuchs.

»Klasse Platz für den Wettkampf«, sagte Nadine.

»Ja.«

Die Meisterschaften fanden offiziell erst ab morgen statt und die Wettkämpfe, an denen sie teilnehmen wollten, standen erst am Sonntag auf dem Programm, aber trotzdem waren etwa zwanzig Werfer draußen auf dem Rasen und übten ihre Würfe. Grellbunte Bumerangs wirbelten wie verwischte Farbtupfer durch die warme Sommerluft.

Tyrone drehte sich zu seinem Vater um. »Ist das okay?«

Sein Vater blickte sich um und nickte dann. »Hier seid ihr gut aufgehoben. Deine Mom und ich sind in ein paar Stunden wieder da.«

Tyrone nickte und dachte dabei schon an die Würfe, die er gleich üben wollte. Sein Dad hatte ein Auto gemietet und das Wohnmobil auf dem Parkplatz ihres Hotels gelassen, das Greenwood Inn hieß. Seine Eltern wollten sich das Stadtzentrum von Portland ansehen, aber Tyrone und Nadine erst allein lassen, wenn sie den Park gesehen hatten. Angesichts der vielen Familien mit kleinen Kindern und dem Mangel an Bandeninsignien oder jungen Männern, die sich gegenseitig mit Flaschen bewarfen, hatte sein Vater dann entschieden, dass Tyrone und Nadine hier ungefährdet den Nachmittag verbringen konnten.

»Hast du deine Kreditkarte?«

»Ja.«

»Und dein Telefon?«

»Ja, Dad.«

»Ist es eingeschaltet?«

Tyrone verdrehte die Augen und sah gen Himmel. Er zog das

kleine Telefon von seinem Gürtel und hielt es hoch, damit sein Vater das Display sehen konnte. »Ja, Dad.«

Er war doch kein Baby mehr! Und außerdem waren sie hier in Portland, nicht in Baltimore. Fast hätte Tyrone das auch gesagt, aber dann wurde ihm klar, dass das vielleicht nicht so intelligent war, und er hielt den Mund. Er war gerade dabei zu lernen, dass diese Strategie manchmal das Beste war. Wenn man nichts sagte, konnte man auch nicht festgenagelt werden.

Nadine fing an, ihre Bumerangs auszupacken.

Sobald Tyrones Eltern weg waren, suchten er und Nadine nach einer Stelle, an der sie üben konnten. Auf dem Rasen waren große Kreise aufgezeichnet, aber die meisten waren schon von anderen besetzt. Das war nicht weiter schlimm – sie hatten wasserlösliche Kreide dabei und konnten selbst einen Kreis ziehen.

»Da drüben«, sagte Nadine. »Der Wind kommt aus dem Süden, aber es ist fast windstill und wir haben genug Platz für die Würfe.«

»Schau mal, ist das nicht Jerry Prince?« Er deutete auf einen Mann in der Nähe.

Sie sah in die Richtung, in die er zeigte. »Ich glaube schon.«

Der beste Langzeitwerfer der Welt. Letztes Jahr hatte er die Internationalen Meisterschaften gewonnen und außerdem war er Inhaber eines Weltrekords. Man sagte, dass er seinen Bumerang an windstillen Tagen acht Minuten in der Luft halten konnte, und dann munkelte man noch etwas von einem 14-Minuten-Flug vor Zeugen, der aber inoffiziell war.

»Komm, wir sehen ihm eine Weile zu. Vielleicht können wir noch etwas von ihm lernen.«

Sie lachte. »Du mit Sicherheit. Ich weiß schon, wie man wirft.«

»Du weißt, wie man dumme Witze macht, aber das ist auch alles. Ich werde hier meine drei Minuten schaffen.«

Er wedelte ihr mit der Stoppuhr vor der Nase herum.

»Vermutlich wirst du es eher schaffen, über deine Füße zu stolpern und dir mit dem Bumerang die Zähne einzuschlagen.«

Er lachte. Sie war wirklich lustig.

Bei den meisten Bumerangwettkämpfen gab es verschiedene Disziplinen – Genauigkeit, Entfernung, Figuren- und Schnellwerfen, Doppelteams, Mannschaftswerfen und so weiter. Tyrone und Nadine wollten beide an der Meisterschaft im Langzeitwerfen teilnehmen. Dabei musste man einen leichten Bumerang in die Luft werfen und ihn so lange wie möglich dort halten. Bei dieser Disziplin hatten die Schiedsrichter keine Probleme – sie schauten auf ihre Stoppuhr und der Bumerang, der am längsten in der Luft gewesen war, hatte gewonnen. Eine Weile hatte man noch mit den Regeln herumgespielt und bei verschiedenen Wettkämpfen andere Bestimmungen zu Grunde gelegt – man hatte drei Würfe, von denen einer nicht gewertet wurde, oder man hatte drei Würfe und konnte sich den besten aussuchen –, aber inzwischen hatte man sich geeinigt. Wenn man innerhalb des Kreises stand, hatte man einen Übungswurf, aber der nächste Wurf zählte. Mehr hatte man nicht. Man musste den Bumerang fangen, wenn er zurückkam, und dabei innerhalb des offiziellen Kreises stehen, ansonsten wurde der Wurf nicht gewertet. Der Rekord für einen Jugendlichen in Tyrones Altersklasse lag bei 3,5 Minuten, aber es gab Werfer, die inoffiziell und unter wechselnden Wetterbedingungen geworfen und ihren Bumerang erheblich länger in der Luft gehalten hatten. Die längste inoffiziell gemessene Zeit in dieser Disziplin lag bei über 18 Minuten, aber solche Zeiten schafften nur erwachsene Profis. Allein die Vorstellung, dass ein Bumerang 18 Minuten lang in der Luft herumschwirrte, war schon schwierig.

Tyrone hatte bei den Meisterschaften im letzten Jahr mit dem

Möller Indian Ocean, einem L-förmigen Leichtgewicht aus Pertinax, einem Schichtpressstoff aus Papier und Phenolharz, geworfen und sich mit einer Zeit von 2,41 Minuten den dritten Platz erkämpft. Die Gewinnerin – Nadine, die er bei dem Wettkampf kennen gelernt hatte – hatte ihn um sieben Sekunden geschlagen und mit dem gleichen Modell geworfen wie er, so dass er ihren Sieg nicht auf eine bessere Ausrüstung hatte schieben können. Auf dem zweiten Platz war ein Junge aus Puerto Rico gelandet, der mit einem Bailey MTA Classic geworfen hatte, aber da es Tyrones erster Wettkampf überhaupt gewesen war, war er mit seinem dritten Platz mehr als zufrieden gewesen.

Aber dieses Jahr war das anders. Dieses Jahr wollte er den ersten Platz. Nadine war die amtierende Meisterin, aber er hatte sie schon geschlagen – beim Üben jedenfalls. Wenn er sie schlagen wollte, musste er besser sein als sie, denn sie würden beide mit dem gleichen Modell werfen. Der neue Takahashi Silk Leaf, den er sich gekauft hatte, verbesserte seine Zeiten um zehn bis 15 Sekunden und mit dem blauen Bumerang würde er es bestimmt schaffen. Aber Nadine hatte ihn genauso oft geschlagen wie er sie, daher war es alles andere als sicher, ob es ihm auch gelingen würde. Vielleicht war der Wind launisch oder die Thermik unberechenbar, vielleicht hatte man gerade einen guten oder einen schlechten Tag. Man wusste es erst, wenn der Moment des Wurfs gekommen war.

Nadine stellte ihre Tasche auf den Boden und begann, mit den Schultern zu rollen. Man konnte nicht werfen, ohne vorher die Muskeln warm zu machen und zu dehnen, sonst riskierte man eine Gelenkverletzung oder einen Muskelriss. Selbst wenn man sehr beweglich war, konnte man sich etwas zerren und das wollte man natürlich vermeiden – vor allem dann, wenn man in zwei Tagen bei einer internationalen Meisterschaft an den Start ging.

»Ich sehe hier weder Indianer noch Güterzüge«, stellte Tyrone fest, während er mit der linken Hand seinen rechten Ellbogen erst hoch und dann hinter den Kopf zog. In seiner Schulter krachte es, als würde jemand mit den Fingern knacken.

»Und es sieht auch nicht so aus, als ob es regnen würde«, erwiderte Nadine.

»Hoffentlich nicht. Das wäre ja furchtbar.«

Nach ein paar Minuten hatten sie sich aufgewärmt. Die Sonne schien, es war warm, aber nicht zu heiß und der Wind wehte kaum merklich. Ein großartiger Tag zum Werfen.

### *Washington D.C.*

Michaels hatte sich durchaus einige Male in seinem Leben besser gefühlt als jetzt. In seiner Hochzeitsnacht. An dem Tag, an dem seine Tochter geboren wurde. Vielleicht auch in der ersten Nacht, die er mit Toni verbracht hatte, in dem Bett, in dem sie jetzt auch lagen, aber dieser Moment zählte eindeutig zu den besten seines Lebens. Toni war wieder da und sie lagen beide nackt unter der Bettdecke. Das trug einiges dazu bei, um ihn die Schwierigkeiten, die er in letzter Zeit gehabt hatte, vergessen zu lassen.

»Wie spät ist es?«, fragte sie. Ihre Stimme klang noch ganz verschlafen.

»Acht Uhr.«

»Du kommst zu spät zur Arbeit.«

»Ich rufe an und sage, dass ich krank bin.«

Sie grinste. »Ich muss mal auf die Toilette.«

»Tu dir keinen Zwang an. Ich mache uns in der Zwischenzeit einen Kaffee. Wir treffen uns dann in ein paar Minuten wieder hier.«

»Mhm.«

Er hatte Kaffee gemacht, zwei Tassen eingeschenkt und war wieder ins Bett gegangen, bevor Toni aus dem Bad zurück war.

»Das ging aber schnell«, sagte sie, während sie nach einem der schweren Porzellanbecher griff und den Kaffeeduft einatmete. »Mmm.«

»Willst du dich noch ein bisschen mit mir darüber unterhalten, wie dumm ich bin?«

»Du müsstest dich gleich ein paar Tage krankmelden, damit wir dieses Thema erschöpfend behandeln können.«

»Okay. Und wie soll es jetzt weitergehen?«

»Wir könnten zusammen unter die Dusche gehen.« Sie lächelte ihn über den Rand des Bechers hinweg an.

»Oh, ja, damit könnte ich mich durchaus anfreunden. Aber ich habe eigentlich etwas gemeint, das mehr mit der Zukunft zu tun hat.«

»Wir könnten nach der Dusche wieder ins Bett gehen ...«

»Ähm, Toni ...«

»Ich weiß, ich weiß. Aber verschieben wir doch alles andere auf später, okay?«

Michaels nickte. Er wollte sie nicht drängen. Aber er wollte auch nicht, dass sie aufstand, sich anzog und

ging-

»Genug geredet«, sagte sie. »Taten sprechen lauter als Worte.«

»Wirklich? Vielleicht solltest du mir das einmal zeigen, ich kann mich nämlich nicht daran erinnern.«

Sie warf ihm ihr Kissen an den Kopf. »Das solltest du aber!«

## *Portland, Oregon*

»Glaubst du, den Kindern geht es gut?«, fragte Howard.

»Soll ich fahren?«, antwortete seine Frau. »Man kann nämlich nicht gleichzeitig fahren und sich Sorgen machen. Wir sind in einer Stadt mit lauter glücklichen Leuten, John. Zumindest, wenn man sie mit der Stadt vergleicht, in der wir wohnen. Die beiden sind in einem Park mit vielen anderen Menschen und spielen mit *Bumerangs*. Es wird ihnen schon nichts passieren.«

Sie fuhren durch einen Tunnel auf dem Highway 26, der direkt ins Stadtzentrum von Portland führte. Die Wände des Tunnels waren weiß gefliest und makellos sauber. Nicht nur einfach weiß – es war keinerlei Graffiti darauf zu sehen.

»Das ist die sauberste Stadt, in der ich je gewesen bin«, sagte sie, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »Kein Abfall, keine Bierflaschen, es sieht aus wie Disney World.«

Jemand hupte. Es gab immer jemanden in einem Tunnel, der nur hupte, um das Geräusch zu hören, das er machte. Er nickte in Richtung des hupenden Autofahrers. »Ja, aber die Idioten sind sie auch nicht losgeworden.«

»Bleib auf der mittleren Spur«, sagte sie, als sie aus dem Tunnel herausfuhren.

Portland war wirklich eine hübsche Stadt. Seit seinem letzten Besuch hier war viel gebaut worden und die Aussicht auf die Berge war nicht mehr ganz so frei wie früher. Auf dem Mount Hood lag immer noch Schnee, obwohl es schon Juni war, und auf dem Mount Saint Helens links davon auch. Er hatte sich mit Leuten unterhalten, die hier gelebt hatten, als der Vulkan im Frühling 1980 ausgebrochen war. Offenbar war es ein beeindruckendes Naturschauspiel gewesen.

Der erste Ausbruch hatte fein gemahlene Steinbrocken nicht nur in die Luft, sondern nach allen Seiten geschleudert und zahlreiche Bäume umgerissen, ein »Steinwind«, der alles vernichtet hatte, was sich ihm in den Weg gestellt hatte. Bei der Explosion waren pyroklastische Ströme aus Asche und Schneeschmelze entstanden, die Flüsse und Seen überflutet, Brücken zerstört und schließlich ein Touristenhotel unter sich begraben hatten – das bis auf einen alten Mann, der nicht hatte gehen wollen, zum Glück leer gewesen war. Die meisten Menschen, die damals gestorben waren, hatten sich innerhalb der vom Staat festgelegten Sicherheitszone befunden. Es hätte noch viel mehr Opfer geben können.

Einem alten Sergeanten zufolge, von dem Howard wusste, dass er während des Vulkanausbruchs in der Stadt gewesen war, hatte der Vulkan wie nach einem Atomangriff ausgesehen. Riesige Wolken aus pulverisierten Felsbrocken hatten in der Stratosphäre gehangen. An dem Tag hatte der Wind nicht in Richtung der Stadt geweht, daher hatte sie von dem großen Ascheregen nichts abbekommen. Allerdings war während der nächsten Ausbrüche dann doch noch einiges an Asche über der Stadt heruntergekommen. Der alte Sergeant hatte gesagt, es wäre so gewesen, als würde man neben einem Betonwerk wohnen, Wolken aus feinem, grauen Staub, die wie Pulverschnee auf der Straße herumwirbelten. Als der Ascheregen am stärksten gewesen war, hatte man Flugzeuge umleiten müssen, da sonst die Triebwerke ausgefallen wären. Die Luftfilter der Autos waren innerhalb weniger Stunden verstopft gewesen und mussten ausgetauscht werden. Die Menschen hatten damals Staubmasken getragen, um nicht an der Asche zu ersticken. Man konnte sich nur schwer vorstellen, wie es damals gewesen war. Und wenn man sich jetzt die Stadt ansah, bemerkte man nicht mehr das Geringste davon.

»Bleib auf dieser Spur.«

»Ich habe dich schon gehört, als du es das erste Mal gesagt hast. Wer fährt diesen Wagen, ich oder du?«

»Du fährst. Ich navigiere. Das ist eindeutig wichtiger.«

Howard musste grinsen. Gab es etwas Schöneres als eine intelligente Frau? Selbst wenn ihre Intelligenz manchmal Schwächen beleuchtete, die er lieber im Dunkeln gelassen hatte, tat das ihrer Attraktivität keinen Abbruch. »Zu Befehl. Du bist der Navigator.«

Sie lächelte und warf einen Blick auf das GPS-System des Wagens, das in das Armaturenbrett eingebaut war. Auf dem kleinen Bildschirm wurde eine Stadt karte angezeigt.

»Bleib auf dieser Straße – das ist die Market –, bis wir zur Front Street kommen, dann biegst du links ab. Ordne dich sofort auf der rechten Spur ein und bieg an der Hawthorne Bridge nach rechts ab. Das Restaurant, das wir suchen, heißt Bread and Inc. Es ist dreißig Blocks östlich vom Willamette River.«

In diesem Moment piepste Howards Virgil. Er drückte auf den Empfangsknopf. »Ja?«

»Hi, Dad. Ich bin's, Tyrone. Ich wollte nur wissen, wie es euch geht. Uns geht es gut. Allen geht es gut, überhaupt keine Probleme und was ist mit euch?«

»Als Klugscheißer machst du dich nur unbeliebt, Tyrone.« Er schüttelte den Kopf. »Aber danke, dass du angerufen hast.«

Tyrone machte die Stimme eines Piloten nach. »Roger, verstanden, Elterneinheit zwei-null-zwei. Warten auf eure Rückkehr. Over und Ende..«

»Er ist ein guter Junge«, sagte Nadine, als Howard das Virgil ausschaltete.

»Ja, ich weiß. Ich finde es nur schade, dass ein Teenager aus ihm geworden ist.«

»Du hast es doch auch überlebt.«

»Ja. Einmal. Ich weiß aber nicht, ob ich es noch einmal kann.«

»General Howard, ich habe großes Vertrauen in Sie. Sie sind schließlich eine Führungspersönlichkeit. Er ist doch nur ein Junge, das kann nicht so schlimm sein, oder?«

Sie mussten beide grinsen.

## 15

*Freitag, 10. Juni  
Coeur d'Alene, Idaho*

Zwei bewaffnete Wachposten – *schwer* bewaffnete Wachposten – traten aus einem aus Zedernholzplanken gebauten Pavillon und bedeuteten den Autos, an einem großen, aus Holz und Draht gebauten Tor anzuhalten. Die Männer trugen Tarnanzüge und einer von ihnen hielt sein Sturmgewehr auf den Boden rechts neben dem Auto gerichtet, während der andere Wachposten auf sie zukam. Abgesehen von den Gewehren waren sie mit Handfeuerwaffen, großen Fahrtenmessern und einigen am Gürtel befestigten Granaten ausgerüstet.

*In der Montur müssen sie vor Hitze umkommen*, dachte Morrison. Hier draußen waren es fast dreißig Grad, obwohl sie unter Bäumen standen.

»Colonel Ventura«, sagte der Wachposten. Er salutierte. »Schön, Sie zu sehen, Sir.«

Am Steuer saß Missey, Morrisons Zimmergenossin von letzter Nacht. Als sie durch das Tor auf einen drei Meter hohen Zaun zu-

fuhrten, dessen oberes Ende mit Stacheldrahtschlingen gesichert war, sagte Morrison: »Colonel Ventura? Wo sind wir denn hier gelandet?«

»Der Dienstgrad ist ehrenhalber«, antwortete Ventura. »Ich habe für den Mann, der das Ganze hier leitet, einmal einen Auftrag erledigt. Und am besten nennen wir es ... Patriotenlager.«

Vor ihnen fuhr ein Wagen mit Venturas Leuten, hinter ihnen ein zweiter. Es waren Spezialfahrzeuge, die Ventura bei einer Autovermietung gemietet hatte, von der Morrison nicht annahm, dass sie Hertz viele Kunden abspenstig machte. Der Mann, der ihnen die Autos gegeben hatte, war von Kopf bis Fuß – einschließlich des Gesichts – tätowiert und die Fahrzeuge waren in bar bezahlt worden.

Die Fahrt hierher hatte dann etwa 45 Minuten gedauert.

Morrison zählte zwei und zwei zusammen: Idaho, Männer mit Waffen in paramilitärischer Ausrüstung, Stacheldraht. »Das ist eine Miliz«, warf er ein. »Neonazis oder weiße Extremisten?«

»Sagen wir mal, wenn Sie schwarz wären, hätte ich erheblich mehr Schwierigkeiten, Unterstützung von Ihnen zu bekommen.«

»Großer Gott.«

»Ja, die Leute hier halten große Stücke auf ihn, aber ich bezweifle, dass er sehr viel Zeit im Lager verbringt.«

Morrison schüttelte den Kopf.

»Andererseits ist es sehr unwahrscheinlich, dass sich hier jemand hereinschleicht und Sie entführt. Und bestimmt niemand, der auch nur im Entferntesten asiatisch aussieht.«

»Sie sagten doch, dass die Chinesen niemanden schicken würden, der chinesisch aussieht.«

Die Autos fuhren an zwei weiteren bewaffneten Wachposten in Tarnanzügen vorbei, die neben einem Hummer, einem großen Mili-

tärfahrzeug, standen. Die beiden sahen schweigend zu, wie sie vorbeifuhren, und als Morrison einen Blick hinter sich warf, bemerkte er, dass einer in eine Kommunikationseinheit sprach.

»Wenn sie Ihnen nachspionieren wollten, wäre das auch so. Aber bestimmte Aufgaben wollen die Chinesen nicht delegieren – sie trauen sich gegenseitig nicht und Rundaugen schon gar nicht. Wenn man mit ihnen ein Treffen vereinbart, um ihnen etwas zu geben, das sie haben wollen, werden sie jemanden schicken, der chinesisch aussieht und sich auch so verhält. Sie wollen nicht, dass man Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit bekommt.«

Die schmale, unbefestigte Straße schlängelte sich durch ein zweites, dichtes Waldstück und führte dann auf eine gerodete Fläche, die etwa 12.000 bis 16.000 Quadratkilometer groß war. In der Mitte der Lichtung standen einige Wohncontainer aus Blech und Holz, die alle in einem stumpfen Olivgrün gestrichen waren. Im Hintergrund ratterte eine große Klimaanlage, die heißen Dampf in die Luft spuckte.

Hier standen noch mehr Militärfahrzeuge und noch mehr bewaffnete Männer – und auch einige Frauen mit Waffen – herum. An einem hohen Holzmast vor dem größten Gebäude flatterten zwei Fahnen, oben das Sternenbanner der Vereinigten Staaten und darunter eine weiße Flagge, auf der sich anscheinend zwei gelbe Blitze über der Strichzeichnung einer Hand kreuzten.

»Die Söhne des weißen Mannes«, erklärte Ventura, als ihm auffiel, dass Morrison sich die Fahnen ansah. »Beauftragt von Gott dem Allmächtigen, die Bösen zu zerschmettern, das Unreine auszumerzen und allen in den Hintern zu treten, die es wagen sollten, ihr Blut mit dem der einzigen wahren Rasse zu mischen.«

»Und diese Leute sind *Freunde* von Ihnen?«, fragte Morrison.

»Diese Leute« werden mir helfen, die bösen Chinesen daran zu

hindern, Sie zu entführen, ausbluten zu lassen und dann höflich zu lächeln, während sie Ihrer Witwe ein silbernes Tablett mit Ihrem Kopf überreichen, dem sie vorher noch einen Apfel in den Mund gestopft haben. Wir sind hier keine Familie, aber Verbündete nimmt man, wie sie kommen – und manchmal muss man dazu eben über einige geringfügige kulturelle oder philosophische Unterschiede hinwegsehen.«

Morrison seufzte, sagte aber nichts mehr. Ventura hatte sicher Recht. Er wollte mit Leuten verhandeln, die fünftausend Jahre Erfahrung in politischen Intrigen hatten. Grausam zu sein war kein Problem für eine Kultur, die derart viel Übung darin hatte. Und Ventura hatte er schließlich wegen seines Könnens angeheuert. Solange er seine Arbeit machte, war es Morrison egal, wie er das anstellte.

»Sie werden jetzt Ihren Freund, der das gebrauchte Auto kaufen möchte, anrufen und ihn bitten, zu einem kurzen Gespräch herzukommen. Es wird ihm zwar nicht gefallen, aber er wird kommen, insbesondere, wenn er inzwischen herausgefunden hat, wer Sie sind – und dass Sie wirklich etwas haben, das für ihn von Interesse ist.«

»Und dann?«

»Na ja, sobald sie wissen, dass Sie sich an einem Ort aufhalten, an dem sie nicht zu Ihnen gelangen können, werden wir von hier verschwinden. Alle weiteren Gespräche mit den Chinesen können über das Lager geleitet werden – der General hat ein paar elektronische Spielereien hier installiert – und mit etwas Glück können wir ihnen bis zum Abschluss des Geschäfts vormachen, dass Sie immer noch hier sind.«

»Und wenn wir das Geschäft abgeschlossen haben?« »Ein Schritt nach dem anderen, Dr. Morrison. Wir brechen unsere Brücken erst

ab, wenn es sein muss. Übrigens – wenn Sie gleich aus dem Wagen steigen, sollten Sie davon ausgehen, dass alles, was wir sagen, aufgezeichnet wird. Hier drin können sie uns nicht hören, da im Wageninnern eine spezielle Elektronik installiert ist, aber Sie können darauf wetten, dass draußen jemand mit einem Richtmikrofon oder sogar einem Laserabhörgerät steht und jedes unserer Worte aufnimmt.« »Haben Sie vorhin 'Verbündete' gesagt?« »Wenn man niemandem vertraut, wird man auch von niemandem betrogen. Gute Taktik ist alles. Ah. Der General will uns begrüßen.«

Jackson »Bull« Smith war genauso wenig ein General wie Ventura ein Colonel, aber die Meute aus Idioten, die in seinem Lager in den Wäldern von Idaho um ihn herumscharwenzelte, hielt ihn dafür. Vor dreißig Jahren war Smith Infanterist bei der amerikanischen Armee gewesen und hatte ein bisschen im Nahen Osten und danach in einem der nicht enden wollenden europäischen Kriege herumgeballert, aber über den Rang eines Sergeants war er nie hinausgekommen. Diesen Dienstgrad hatte er allerdings nur deshalb bekommen, weil er während seiner letzten beiden Dienstzeiten im Versorgungslager seiner Einheit eingesetzt war. Trotzdem kannte er die Armee so gut wie jeder anständige Unteroffizier, war im Einsatz gewesen – wofür man ihn mit einem Purple Heart und einem Bronze Star ausgezeichnet hatte – und darüber hinaus auch noch ungewöhnlich gerissen. Es stimmte, dass man eine Armee nicht ohne Sergeant führen konnte, und Smith kannte sich gut genug aus, um eine Gruppe aus geistig unterbelichteten Möchtegern-Soldaten zusammenstellen zu können, denen er die Grundzüge militärischer Disziplin eingeblätzt hatte.

Wenigstens waren sie gute Räuber, denn auf diese Weise wurde das Lager und die kleine Armee finanziert. Bis jetzt hatten Sie Supermärkte, Banken, ein Kino, einen Geldtransporter und ein kleines

Spielcasino der Indianer überfallen, ohne dabei erwischt zu werden oder einen Mann zu verlieren und ohne allzu viele der umstehenden Passanten zu erschießen. Ventura kannte ihre Vorgehensweise und hatte ihre Raubzüge im Auge behalten. Er schätzte, dass die Jungs von Smith allein im letzten Jahr etwa sechs bis sieben Millionen Dollar erbeutet hatten.

Für sieben Millionen konnte man sich in Idaho jede Menge Wälde und Einmannpackungen kaufen.

Als Smith zu ihm trat und ihm die Hand schütteln wollte, nickte Ventura dem Mann in einer kurzen, knappen Bewegung zu. »General.«

»Luther, bitte, nennen Sie mich doch 'Bull'.«

Ventura unterdrückte ein Lächeln. »Vor den Männern wollte ich Sie nicht so nennen, um die Disziplin nicht zu untergraben.«

»Verstehe«, erwiderte Smith.

Ventura wusste nicht, wie viel Smith von dem Mist mit der weißen Vorherrschaft wirklich glaubte – falls er überhaupt daran glaubte. Das Geld und die Macht waren ihm wahrscheinlich wichtiger, da Smith während seiner Militärzeit und auch sonst nie eine besondere Abneigung oder Hass gegen eine der »gemischten« Rassen gezeigt hatte, aber möglich war schließlich alles. Der alte Bulle, der inzwischen auf die sechzig zuging, hatte seine Miliz vor etwa zehn Jahren gegründet. Trotz der rustikalen Umgebung lebte der General hier in Saus und Braus. Gutes Essen, viel Alkohol, Frauen, Spielzeuge aller Art und einige hundert Männer, die ihn bewunderten und ihm blind gehorchten. Als alternder Exsergeant ohne besondere Fähigkeiten konnte man seine Zeit durchaus schlechter verbringen.

Vor fünf Jahren, als Ventura noch als Killer gearbeitet hatte, hatte Smith über die üblichen Mittelsmänner Kontakt mit ihm aufge-

nommen und ihm einen Auftrag erteilt. Ein einflussreicher Politiker aus dem Parlament von Idaho hatte Smith, der damals das Waldstück, in dem sich nun das Lager befand, kaufen wollte, im Weg gestanden. Er hatte argumentiert, es sei ein Verstoß gegen die Landnutzung oder Gefährdung der Staatswälder oder etwas in der Art. Der Politiker, ein US-Senator, wusste, was Bull und seine Jungs vorhatten und dass sich schon zu viele dieser Gruppen in Idaho breit gemacht hatten. Der Bundesstaat kam langsam in Verruf deswegen. Touristen wollten nicht zusehen, wie die Jungs Krieg spielten – zumindest nicht die Touristen, die Idaho haben wollten. Es war ausgesprochen schlecht für das Tourismusgeschäft, wenn der Stammhalter der Familie beim Beerenzapfen von einer Horde waffenbegeisterter Idioten in paramilitärischer Ausrüstung niedergemäht wurde, die ihn für den Feind oder Bambi gehalten hatten – und genau das war mindestens einmal passiert.

Wenn er das Ganze nicht auf legalem Weg stoppen konnte, gab es auch andere, zweifelhaftere Methoden, um sich durchzusetzen, und der Senator kannte ein paar Leute, die sich darauf spezialisiert hatten. Das allerdings kam Bull und seinen Verschwörungsfantasien mehr als gelegen.

Der Politiker kam durch einen Unfall ums Leben – das war jedenfalls das Ergebnis der Ermittlungen – und Smith bekam sein Waldstück. Bull gehörte jedoch nicht zu den Männern, die jemanden, der ihnen einmal einen Gefallen getan hatte, einfach vergaßen.

»General, ich möchte Ihnen Professor Morrison vorstellen. Er arbeitet gerade an einem Geheimprojekt der Marine und der Air Force und wir gehen natürlich nicht davon aus, dass sie ihn ordentlich beschützen können.«

»Verstehe«, erwiderte Smith. Er hielt Morrison die Hand hin, der sie ergriff. »Verräter gibt es überall.«

»Traurig, aber wahr«, sagte Ventura.

»Mein Adjutant wird Ihnen zeigen, wo Ihre Leute biwakieren können, und Sie und der Professor kommen später zum Abendessen zu mir.«

»Eine ausgezeichnete Idee, General«, bedankte Ventura sich.

Als Smith ein paar Meter vor ihnen war, sagte Morrison: »Wie wollen Sie ihm erklären, dass ein chinesischer Agent hierher kommt, um mit mir zu sprechen?«

»Sie meinen den chinesischen Doppelagenten? Wir füttern unsere asiatischen Freunde mit falschen Informationen, das wissen Sie doch, Professor. Der General weiß, wie Geheimdienste arbeiten. Er hat seine Ohren überall.« Ventura tippte sich aufs Ohr und hoffte, dass Morrison noch wusste, was er ihm im Auto über die Abhörvorrichtungen des Generals erzählt hatte.

Jetzt fiel es Morrison wieder ein. »Ah, ja, verstehe. Sie haben natürlich Recht. Ein Mann in der Position des Generals weiß über solche Aktionen natürlich Bescheid.«

»Selbstverständlich. Ein guter Soldat, der General. Er macht seiner Rasse alle Ehre.« Ventura drehte das Gesicht so, dass Morrisons Kopf einer eventuell vorhandenen Kamera die Sicht versperrte und blinzelte ihm zu. Dann rückte er das verdeckte Holster an seinem Gürtel zurecht. Bis auf die Undercoveragenten des FBI, die die Organisation inzwischen mit Sicherheit unterwandert hatten, waren die Leute des Generals vermutlich einigermaßen loyal, aber trotzdem war es besser, die Augen aufzuhalten, so wie sonst auch. Falls es sein musste, konnte er die Coonan aus dem Holster ziehen und zwei Schüsse innerhalb einer Sekunde abfeuern. Mit John Wesley Hardin, der seine Waffe aus einem Hüftholster zog, konnte er damit zwar nicht konkurrieren, aber für ein Holster, das verdeckt unter der Weste getragen wurde, war es immer noch ziemlich

schnell. Und bis sie mit Smith in einem der Container verschwunden waren, würden seine Leute ihm den Rücken decken.

So weit, so gut. Aber sehr bald schon würde die ganze Sache um einiges interessanter werden.

## 16

*Samstag, 11. Juni  
Washington D.C.*

Die Stimme war weiblich, erotisch, heiser und so programmiert, dass alles, was sie sagte, wie eine Aufforderung klang, mit ihr ins Bett zu gehen: »Alex? Gespräch der Priorität eins. Alex? Gespräch der Priorität eins. Alex?«

»Ist ja gut, ich hab's gehört! Computer, Alarm beenden.«

»Ich dachte, du wolltest diese Stimme ändern«, sagte Toni, die neben ihm lag.

»Ich habe noch nicht herausgefunden, wie ich Jays Programm umgehen kann.«

»Und du willst der Leiter der Net Force sein.«

»Jay ist nicht umsonst der beste Programmierer, den wir in der Net Force haben.« An den Computer gerichtet Sagte Michaels: »Gespräch annehmen, ohne Bild.«

»Hallo, Chef.«

Wenn man vom Teufel spricht. »Was ist los, Jay?«

»Tut mir Leid, dass ich Sie so früh zu Hause störe, aber ich habe etwas über diese Sache mit den Chinesen auf den Schreibtisch bekommen. Das sollten Sie sich besser einmal ansehen.«

Michaels schaute auf die Uhr. Viel zu früh. »In Ordnung. Können Sie es mir rüberschicken?«

»Das ist wahrscheinlich keine gute Idee, Chef. Ich muss es Ihnen schon selber sagen.«

Michaels seufzte. »Ich bin in einer Stunde im Büro.«

Als Jay das Gespräch beendet hatte, drehte Michaels sich zu Toni hin. »Schon wieder eine Krise.«

»Daran kann ich mich noch gut erinnern.«

»Warum kommst du nicht mit?«

»Ich habe gekündigt. Hast du das schon vergessen?«

»Dein Job wartet auf dich – ich habe noch niemanden eingestellt, um dich zu ersetzen.«

»Reden wir ein andermal darüber. Ich muss mir erst über einiges Klarheit verschaffen.«

Michaels lächelte. »Ich dachte, das hätten wir schon erledigt.« Er meinte damit die Tatsache, dass sie beide nackt unter derselben Decke lagen.

»Nein, wir haben die private Seite zurechtgerückt. An der Geschäftlichen arbeite ich noch.«

»Dann komm eben als Besucherin mit.«

»Nein, geh nur. Ich werde noch ein bisschen schlafen.«

»Wirst du noch hier sein, wenn ich wieder komme?«

»Vielleicht.«

Sie mussten beide lachen.

### *Quantico, Virginia*

Michaels lehnte sich zurück. »Fangen Sie an.«

»Ich kann Ihnen einiges über die Theorie erzählen. Aber das beweist immer noch nicht, dass es auch funktioniert.«

»Jay, ich habe ein warmes Bett verlassen, um mir das hier anzuhören. Einwand zur Kenntnis genommen. Los jetzt.«

»In Ordnung. Einiges zum Hintergrund: Das menschliche Gehirn arbeitet in einem verhältnismäßig kleinen bioelektrischen Frequenzbereich und obwohl es einige Überschneidungen gibt, wird dieser normalerweise in vier Gruppen eingeteilt:

Der Betazustand, manchmal auch ›Betawellen‹ genannt, liegt zwischen dreizehn und dreißig Hertz und ist die so genannte ›normale‹ Ebene des aktiven Wachzustandes. Am oberen Ende, bei dreißig Hertz oder etwas höher, sind wir schon im Zustand der Belastung – Wut, Angst, Stress und so weiter –, aber der größte Teil des bewussten menschlichen Denkens läuft in diesem Bereich ab.

Unterhalb Beta liegt der Alphazustand, von acht bis dreizehn Hertz, der normalerweise bei einem Zustand tiefer Entspannung oder bei Tagträumen auftritt, gleichzeitig aber mit einer größeren Konzentrationsfähigkeit einhergeht. Diese Frequenz kann man durch Meditation, Selbsthypnose oder ähnliche Techniken verhältnismäßig einfach erreichen. Seit über vierzig Jahren gibt es spezielle Geräte – Biofeedback oder ›Gehirnwellensynthesizer‹ –, mit denen sich Alphawellen produzieren lassen. Man kann sie in jedem größeren Elektronikladen oder Esoterikgeschäft kaufen. Es soll Leute geben, die nur die Augen zu schließen brauchen, um sich in den Alphazustand zu versetzen.«

Michaels nickte. Er hatte schon einiges über diese Thematik gelesen. Es kam ihm irgendwie bekannt vor. »Ich bin noch wach.«

Jay sprach weiter: »Unterhalb von Alpha liegt Theta, bei vier bis sieben Hertz. Diese Frequenzen treten bei fortgeschrittener Meditation oder bei intensivem Beten auf und gehen mit intensiven Wach-Erinnerungen und Traumphasen einher.

Unterhalb Theta sind die Deltawellen angesiedelt, von 0,5 bis

sieben Hertz, und früher hat man angenommen, dass diese Frequenzen nur im Tiefschlaf auftreten. Einige Menschen, beispielsweise indische Yogis oder tibetanische Priester, können sich jedoch gezielt in den Deltazustand versetzen, und obwohl es so aussieht, als würden sie schlafen, nehmen sie aktiv an Gesprächen teil und können sich später, wenn sie wieder ›wach‹ sind, noch genau daran erinnern. Es gibt einige Variationen bei diesen Frequenzbereichen und bei einigen Menschen liegen die Frequenzen höher oder niedriger, aber das sind in die groben Zügen die Grundlagen dazu.«

»Okay«, sagte Michaels. »Jetzt weiß ich also über Gehirnfrequenzen Bescheid.«

Jay nickte. »Über mehrere Jahre hinweg haben Geheimdienste verschiedener Regierungen damit experimentiert, Radiowellen im extremen Niederfrequenzbereich auszustrahlen, um den menschlichen Bewusstseinszustand zu verändern. In den Fünfzigern konstruierten die Russen eine Maschine namens Lida, mit der Menschen angeblich empfänglicher für Hypnose gemacht wurden. Die Nordkoreaner testeten während des koreanischen Krieges ähnliche Geräte an amerikanischen Kriegsgefangenen. Sie haben nicht sehr gut funktioniert, aber das lag sicher nicht daran, dass sie sich nicht genug Mühe gegeben haben.

In der ehemaligen Sowjetunion bestrahlten die Russen die amerikanische Botschaft in Moskau jahrelang mit Mikrowellen, die auf das Büro des Botschafters gerichtet waren. Die CIA hat das erst 1962 entdeckt und es gab ein paar Gerüchte darüber, inwiefern sich das auf die Botschafter ausgewirkt hat, einschließlich einer leukämieähnlichen Krankheit und mehreren Todesfällen nach Krebserkrankungen. Es konnte allerdings nie etwas bewiesen werden.

1976 fingen Funkamateure auf der ganzen Welt ein sonderbares Signal auf, das aus der Sowjetunion kam und später als ›russischer

Specht bekannt wurde, wegen des abgehackten Tons, mit dem es den Funkverkehr störte. Man vermutete, dass das Signal von großen Teslasendern ausgestrahlt wurde und die CIA stellte die These auf, dass es den Empfänger unterdrücken oder verwirren sollte.«

»Tesla? Wie in Teslaspule?«

Jay grinste. »Jetzt muss ich Ihnen einiges über Nikola Tesla erzählen. Es gibt ein paar Leute, die den Tunguska-Zwischenfall – eine Explosion im Zehn- bis Fünfzehn-Megatonnenbereich, die 1908 in Sibirien sechstausend Quadratkilometer Kiefernwald zerstört hat – für einen Test beziehungsweise einen missglückten Test mit einem von Teslas Riesensendern hielten.«

»Ich dachte, es wäre ein Komet gewesen«, warf Michaels ein.

»Chef, Sie denken wahrscheinlich auch, dass John F. Kennedy von Oswald erschossen wurde. Anhänger der Verschwörungstheorie glauben, dass das lediglich die Tarngeschichte war. Einige sagen, es sei ein außerirdisches Raumschiff gewesen, andere halten es für ein Schwarzes Loch, das sich verirrt hatte, wieder andere sind sicher, dass es etwas mit Antimaterie zu tun hatte, aber ich wette, dass Tesla seine Hand im Spiel hatte. Er war ein offiziell anerkanntes Genie. Abgesehen davon, dass er das Wechselstromsystem entwickelte und patentieren ließ und George Washington damit zu einem schwerreichen Mann machte, konstruierte er auch die erste funktionierende Leuchtstofflampe, lange bevor Edisons inzwischen vergessener Laborgehilfe die weniger effektive Glühbirne erfand. Tesla ließ alle möglichen Geräte und Verfahren patentieren. Seine Patente bildeten die Grundlage für Röntgengeräte. Er verklagte Marconi – den Prozess hat er übrigens gewonnen –, weil dieser seine Arbeiten zur Entwicklung eines Radios gestohlen hatte. Von Tesla stammten auch die Verfahren, die später zur Entwicklung von Radar und Tomografie verwendet wurden. 1904 baute er in

Colorado Springs einen riesigen Generator für seine Experimente zur drahtlosen Übertragung von elektrischer Energie. Mit Hilfe von – wie er es nannte – 'stationären Erdwellen' ließ er zweihundert Glühbirnen, die vierzig Kilometer entfernt aufgestellt worden waren, aufleuchten, indem er die Elektrizität nicht in Leitungen, sondern in den *Erboden* leitete. Er konnte künstliche Blitze herstellen mit einer Leistung von einigen wenigen bis 300.000 Watt, die mehr als vierzig Meter lang waren; den Donner konnte man noch fünf- und zwanzig Kilometer weiter in der nächsten Stadt hören. Tesla war seiner Zeit weit, weit voraus und besaß mit Sicherheit die Ausrüstung, um ein paar Bäume umzuhauen. Es wäre möglich, dass es das letzte Experiment einer ganzen Reihe war, bei denen, wie behauptet wird, unter anderem das französische Schiff *Lena* versenkt wurde – durch Blitze, die in mehreren Kilometern Entfernung ausgelöst wurden.

»Anscheinend hatte Tesla nicht viel übrig für die Franzosen«, warf Michaels lächelnd ein.

»Er hatte für niemanden viel übrig«, erwiderte Jay.

»1906 erhielt Tesla finanzielle Unterstützung von J.P. Morgan und baute daraufhin einen noch größeren Generator als den Colorado, dieses Mal auf Long Island. Siebzehn Stockwerke hoch, mit einer gigantischen Metallkugel an der Spitze, die mehr als fünfundfünfzig Tonnen wog. Es kam zu einem Streit zwischen ihm und Morgan, außerdem traf er ein paar unkluge Entscheidungen und schließlich ging ihm das Geld aus, bevor er beweisen konnte, dass es funktionierte. Seiner Theorie zufolge konnte man die Energie auf einen bestimmten Punkt richten und sie in eine Art Todesstrahl verwandeln, der die Leistung einer kleinen Atombombe hatte und an jeden beliebigen Punkt der Erde geschickt werden konnte, indem man ihn von der Ionosphäre abprallen lässt.«

»Faszinierend, Jay. Kommen Sie heute noch irgendwann zur Sache?«

»Es gibt eine großartige Geschichte über Tesla. Einmal ging er mit einem Hammer und einer Stoppuhr auf eine Brücke und schlug in regelmäßigen Abständen mit dem Hammer auf das Metall. Fast wäre es ihm gelungen, sie durch Resonanzschwingungen zum Einsturz zu bringen. Tesla war jedem anderen Wissenschaftler seiner Zeit um Längen voraus.«

»Jay. Hallo. Sind Sie noch da? Erde an Jay?«

»Es ist genau die *gleiche Technologie*, Chef. Sie pumpen Energie in die Luft, ohne Leitungen dafür zu verwenden! Die Leute von HAARP tun genau das, was Tesla vor hundert Jahren schon einmal gemacht hat.«

»Verstehe. Ich bin beeindruckt. Er war ein Genie. Kommen Sie zur Sache.«

»Na ja, meinem Maulwurf beim CIA zufolge – und das ist jetzt für alle CIA-Agenten, die unser Gespräch abhören: Ihr werdet ihn nie finden – haben die Russen selbst nach dem Zusammenbruch der bösen, bösen Sowjetunion ihre Experimente mit extremen Niederfrequenzen fortgesetzt und dafür Geräte verwendet, die im Wesentlichen denen von Tesla ähnelten. Soweit wir wissen, hat der Iwan die Zauberformel noch nicht gefunden. Abgesehen von HAARP – das ist die stärkste Sendeanlage – gibt es weltweit noch andere ›Atmosphärenbrenner‹ an verschiedenen Standorten und zwar mindestens ein Dutzend, nicht miteingerechnet jene, die irgendwo im Wald versteckt werden. Und wenn man die Ionosphäre zum Ablenken der Wellen benutzt – das ist wie beim Billardspielen, wenn man den Ball über Bande spielt –, kann jeder dieser Sender die Ursache für den Amoklauf der Chinesen gewesen sein, falls jemand die richtige Frequenz dafür herausgefunden hat. Und nach

dem, was wir schon wissen, sieht es wirklich so aus, als wäre es jemandem gelungen.«

»Für mich klingt das wie Science-fiction.«

»Nein, Chef, genau das ist es nämlich nicht – es ist eine uralte Technologie, die eine Menge mit bereits bekannten Grundlagen zu tun hat. Jeder mit ein bisschen Draht und viel Zeit kann die Anlage dafür bauen. Es geht dabei nicht um die technische Ausrüstung, sondern um die Frequenzen. Bei der Plug-and-Play-Technologie braucht man auch kein technisches Genie zu sein, damit das Ganze funktioniert. Tesla hat die Grundlagen dazu vor einem Jahrhundert entwickelt. Wir sollten diese Theorie etwas genauer untersuchen.«

»Und wie sollen wir das Ihrer Meinung nach anstellen?«

»Das ist der Teil unserer Arbeit, der eine Menge Spaß machen wird. Wir begeben uns einfach in die wundervolle Welt der VR und suchen uns die Antwort im Netz. Ich wette, dass irgendjemand irgendwo irgendwann einmal Informationen darüber ins Netz gestellt hat und selbst wenn er sie gut versteckt hat – ich werde sie finden.«

Michaels nickte. Gedankenkontrolle. Eine Vorstellung, die ihm Angst machte.

»Was ist mit Morrison? Sollen wir ihn überprüfen?«

»Aber ja. Ich werde mir heute Nachmittag einmal seine Dateien ansehen. Und Sie können darauf wetten, dass ich alles, was jemals jemand über diesen Dr. Morrison erfahren hat, finden werde.«

Michaels schüttelte wieder den Kopf.

*Samstag, 11. Juni  
Portland, Oregon*

John Howard sah zu, wie sein Sohn die Bumerangwerfer beobachtete. Der Wettkampf war in vollem Gang und es gingen immer gleich mehrere Werfer an den Start. Die grellbunten Kunststoffbumerangs schwirrten in allen möglichen Flugmustern durch die Luft. Abgesehen von Computern waren Bumerangs das Erste, was Tyrone wirklich zu interessieren schien. Na ja, bis auf das Mädchen, das dem Jungen vor ein paar Monaten das Herz gebrochen hatte. Wie hatte sie geheißen? Belladonna? Es war natürlich unvermeidlich gewesen und vielleicht war es sogar besser, dass es so schnell gegangen war, aber für Tyrone war es eine schmerzliche Erfahrung gewesen. Und über den ersten Liebeskummer kam man nie richtig hinweg. Howard konnte sich noch gut daran erinnern, mehr als 25 Jahre nachdem ihm das Herz gebrochen worden war. Er hatte es sogar Tyrone erzählt, weil er gehofft hatte, es würde ihm dabei helfen, Belladonna zu vergessen. Vielleicht hatte es ja tatsächlich geholfen. Er hoffte es jedenfalls.

Ah, ja, die wunderschöne Lizbeth Toland, die ihn mit seinem besten Freund betrogen hatte, als er 16 gewesen war. Er hatte beide verloren, seine Freundin und seinen Freund. Es war eine halbe Ewigkeit her und angesichts seines fortgeschrittenen Alters bedeutete es nicht mehr viel, nur eine winzige Unebenheit auf der Straße seines Lebens, aber die Erinnerung daran würde nie völlig verblasen. Selbst nach all den Jahren spürte er die Traurigkeit von damals noch, obwohl der schmerzhafte Stachel, der früher immer da gewe-

sen war, inzwischen verschwunden war. Es war ein Weg, den er nicht gegangen war, und er hatte nie bereut, danach einen anderen gegangen zu sein. Wenn er mit Lizbeth zusammengeblieben wäre, hätte er Nadine nie kennen gelernt, Tyrone nie gezeugt und nie das Leben geführt, mit dem er heute so zufrieden war. Vielleicht wäre dieses andere Leben besser gewesen, aber er bezweifelte es. Er würde Nadine und ihren Sohn nicht gegen alles Gold der Welt eintauschen.

Er musste lächeln, als er sah, mit wie viel Begeisterung Tyrone und seine neue Freundin bei der Sache waren. Zum Glück schien die kleine Nadine nicht die gleiche erotische Wirkung auf Tyrone zu haben wie Belladonna damals; die beiden wirkten eher wie Kameraden und Howard war froh, dass es so war. Alles andere hatte noch Zeit.

Nach einer Karriere bei den amerikanischen Streitkräften, zuerst beim Militär, dann als Leiter des militärischen Arms der Net Force, wo er auch den Sprung zum General geschafft hatte, war er der Meinung, dass er es sich verdient hatte, etwas mehr Zeit mit seiner Familie zu verbringen.

Es kam ihm vor, als hätte er erst gestern geheiratet, als wäre Tyrone erst vor ein paar Stunden geboren worden und nun stand er hier vor ihm und war schon ein Teenager. Noch ein Augenzwinkern und der Junge würde im College sein, selbst heiraten, vielleicht Kinder haben. Eines Tages würde Howard nach unten sehen und eine kleinere Ausgabe vor sich sehen, die ihm bis knapp ans Knie reichte und »Opa! Opa!« zu ihm sagte.

Solche Gedanken führten dazu, dass ein Mann innehalt und sich mit seinem Leben auseinandersetzte.

»Wo warst du denn gerade?«, wollte seine Frau wissen.

»Ich habe nur über meinen Enkel nachgedacht.«

»Ach ja? John, verschweigst du mir etwas?«

»Nein, nein. Ich meinte Tyrones Sohn.«

»Du meine Güte, er ist doch erst dreizehn. Lass ihm noch ein paar Jahre Zeit, bevor wir anfangen, Enkelkinder von ihm zu verlangen.«

Er legte den Arm um sie. »Einverstanden. Zwei Jahre, Oma.«

Sie legte den Kopf an seine Brust. »Niemand wird mich je 'Oma' nennen. Nicht in diesem Leben. Auf keinen Fall.«

### *Coeur d'Alene, Idaho*

*Es hat wirklich nicht lange gedauert*, dachte Morrison. Er hatte gestern angerufen und kaum einen Tag später fuhr drei Meter von ihm entfernt eine schwarze Limousine vor, in der ein chinesischer Agent saß. Er schluckte. Sein Mund war trocken.

Ventura, der in seiner Nähe stand, hatte sich umgezogen und trug jetzt ein grünes T-Shirt, Jeans und Cowboystiefel. Er gab sich keine Mühe, die Pistole zu verstecken, die in einem Holster an seiner rechten Hüfte steckte und hatte die Daumen in die Taschen der Jeans gesteckt, als wäre er ein großer Junge, der nichts anderes zu tun hatte, als in der Sonne herumzustehen. Morrison konnte Venturas Augen nicht sehen, da der eine Sonnenbrille trug, aber er war sich ziemlich sicher, dass sein Leibwächter die Limousine ständig im Auge behielt. Es war eine gute Idee gewesen, den Mann anzuheuern. Es ging ihm entschieden besser, seit Ventura sich um seine Sicherheit kümmerte.

Sechs Meter hinter ihnen stand General Smith, der von zweien seiner Männer mit Sturmgewehren im Anschlag flankiert wurde.

Die Tür der Limousine öffnete sich und ein kleiner, fast kahlköpfiger Chinese mit einem rundlichen Gesicht stieg aus. Er trug einen

weißen Sommeranzug aus Seide und weiche, italienische Schuhe aus grauem Leder. Der Chinese lächelte Morrison an und verbeugte sich leicht. »Ich nehme an, Sie sind Dr. Morrison?«

Morrison nickte und lächelte nervös zurück.

»Ich bin Qian Ho Wut, aber meine Freunde nennen mich ›Chilly‹. Ich freue mich, sie kennen zu lernen.« Der Mann war wahrscheinlich in den Vereinigten Staaten geboren worden und auf gewachsen – man hörte nicht die Spur eines Akzents.

Chilly Wu? Es war ziemlich schwierig, einen solchen Namen mit grausamen Foltermethoden in Verbindung zu bringen. Er schien völlig harmlos zu sein.

»Mr. Wu, darf ich Ihnen meinen Partner vorstellen, Mr. ...«

» ... Ventura, nicht wahr? Ich freue mich, auch Sie kennen zu lernen, Sir.« Wu streckte die Hand aus, als wollte er Ventura die Hand schütteln, aber dieser grinste den Chinesen nur breit an und ließ seine Hände dort, wo sie waren.

Wu lächelte wieder und es sah so aus, als würden er und Ventura ein lautloses Gespräch miteinander führen, obwohl Morrison nicht sagen konnte, um was es dabei

ging-

»Gentlemen. Wo können wir uns unterhalten?«

»Warum fahren wir nicht ein bisschen herum«, sagte Ventura. Es war keine Frage. »Dann können wir Ihnen gleich die Sehenswürdigkeiten zeigen.«

»Gewiss.« Wu wies mit der Hand auf die Limousine.

»Wir haben ein Fahrzeug.« Ventura deutete mit einem Nicken auf eines der gemieteten Spezialfahrzeuge.

Ventura hatte Morrison bereits vor der Ankunft des Chinesen über diesen Schritt informiert. Im Innern des Fahrzeuges konnte Smith ihr Gespräch nicht abhören.

»Natürlich«, erwiderte Wu. »Haben Sie ein schattiges Plätzchen, wo mein Fahrer parken und auf mich warten kann?«

»Da drüben unter den Bäumen bei der Garage wäre nicht schlecht.«

Wu beugte sich in den Wagen und wandte sich mit einem melodischen Singsang aus chinesischen Worten an seinen Fahrer, der in der gleichen Sprache antwortete.

»Eine Toilette ist in der Garage«, warf Ventura ein.

Wu drehte sich erstaunt um. »Ah. Sie sprechen Mandarin?«

»Eigentlich nicht. Nur ein paar Worte, die ich einmal in einem Restaurant aufgeschnappt habe, als es ans Bestellen ging.«

Wus Lächeln wirkte jetzt etwas nervös, aber er drehte sich wieder zu seinem Fahrer um und sprach weiter mit ihm. Dieses Mal hörte es sich für Morrison etwas anders an, obwohl es immer noch chinesisch zu sein schien.

Der Fahrer antwortete ihm.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Ventura, »solange er sich nicht allzu weit vom Wagen entfernt, kann er eine Zigarette rauchen und sich die Beine vertreten. Ich werde einen meiner Männer bitten, ein Auge auf ihn zu haben, damit er von niemandem gestört wird.«

»Ich stelle fest, dass Sie auch ein paar Worte Kantonesisch aufgeschnappt haben. Sie müssen ein großer Freund der chinesischen Küche sein. Aber wäre es keine bessere Taktik gewesen, wenn Sie so getan hätten, als würden Sie nichts verstehen? Dann hätten Sie vielleicht etwas Nützliches erfahren.«

Ventura zuckte mit den Achseln. »Aber Sie hätten doch sowieso nichts Nützliches gesagt, nicht wahr, Mr. Wu?«

»Nennen Sie mich 'Chilly', Luther. Ich freue mich immer, wenn ich mit einem Profi zusammenarbeiten kann. Das vereinfacht vieles, finden Sie nicht auch?«

Walker, der immer noch die Kluft eines Vogelbeobachters trug, saß am Steuer, Ventura neben ihm. Wu und Morrison hatten sich in den Fond des Dodge Intrepid zurückgezogen. Walker trug Kopfhörer, die an einen DVD-Spieler angeschlossen waren und seine Ohren mit lauter Musik volldröhnten, so dass er praktisch taub war. Die Kopfhörer waren eine Vorsichtsmaßnahme. Obwohl Ventura lange genug mit ihm zusammengearbeitet hatte, um zu wissen, dass Walker den Mund halten konnte, war es immer besser, auf Nummer Sicher zu gehen.

Ventura hatte seine Pistole aus dem Holster gezogen und so auf den Sitz gelegt, dass sie von den beiden Männern im Fond nicht gesehen werden konnte. Wu sah zwar nicht danach aus, aber er war gefährlich – Ventura hatte so viele dieser Männer kennen gelernt, dass er genau wusste, wann er einen von ihnen vor sich hatte. Es war etwas in den Augen und in der Körpersprache. Wu spielte es herunter – der Seidenanzug und die teuren Schuhe – und er trug auch keine Waffe bei sich, die groß genug gewesen wäre, um aufzufallen, aber einen solchen Gegner zu unterschätzen, war immer ein Fehler.

Bei Wu konnte das ohne Weiteres tödlich enden. Die Verhandlungen hatten gerade erst begonnen und wahrscheinlich lag noch keine echte Bedrohung vor, aber für ein »wahrscheinlich« riskierte man nicht Kopf und Kragen.

»Was genau haben Sie zu verkaufen, Dr. Morrison? Wäre es zu voreilig, wenn ich Sie Patrick nennen würde?«

Wu gab ein wenig an. Er nannte sie beim Vornamen, nur um damit zu zeigen, dass er seine Hausaufgaben gemacht hatte und wusste, mit wem er es zu tun hatte. Wahrscheinlich hatten die Chinesen den Remailing-Anbieter unter Druck gesetzt, um Morrisons Identität herauszufinden, was wohl nicht sonderlich schwierig ge-

wesen sein dürfte. Aber sie wussten auch, dass Ventura den Fall übernommen hatte und das war schon ziemlich beeindruckend. Es bedeutete, dass sie eine Menge Leute darauf angesetzt hatten. Aber das war ja auch beabsichtigt gewesen.

»Ein äußerst effektives Autodesign«, antwortete Morrison.

»Das ist alles? Nur das Design? Keine Teile? Keine Räder, kein Motor, keine Karosserie?«

»Ein Student der Elektrotechnik könnte Ihnen die benötigten Teile bauen, Mr. Wu. Ich kann Ihnen nur zeigen, was Sie tun müssen, damit sie funktionieren.«

»Ich verstehe. Und wie viel verlangen Sie für dieses ... Design?«

»Vierhundert Millionen Dollar.«

Wu schmunzelte. »Ziemlich viel für einen Gebrauchtwagen.«

»Wenn Sie nicht vollkommen zufrieden sind, bekommen Sie Ihr Geld zurück.«

»Können Sie uns einen Beweis dafür geben, dass eine Lieferung möglich ist?«

Morrison lächelte. »Sie wollen einen Beweis? Wenn Sie das nächste Mal aufs Land kommen, sollten Sie die Dörfer Daru und Long-hua besuchen und die Überlebenden fragen, wie es ihnen in letzter Zeit so ergangen ist.«

Wu sah erst Ventura und dann Morrison an. »Sind Sie sicher, dass Luther auch die Details erfahren soll?«

»Ich habe keine Geheimnisse vor Mr. Ventura.«

Wu nickte. »Also gut. Diese Namen hätte sich jeder mit guten Verbindungen zu Geheimdiensten – wie Luther – beschaffen können. Woher wissen wir, dass Sie uns nicht betrügen wollen?«

»Wie würden Sie sich denn überzeugen lassen?«

»Nun, Sie könnten uns die Technologie geben, wir testen sie und dann bekommen Sie Ihr Geld.«

Morrison lachte und nach einem Moment fing auch Wu an zu lachen. »Nur so ein Gedanke«, sagte Wu.

»Versuchen Sie es mal mit einem anderen Gedanken.«

Wu rieb sich das Kinn und gab vor zu überlegen. Ventura nahm seine Pistole und richtete den Lauf der Waffe auf die Rückenlehne des Beifahrersitzes, so dass er auf Wu zielte. Falls der Mann eine unerwartete Bewegung mache, würden die Chinesen sich einen neuen Vermittler suchen müssen – und die Autovermietung würde zumindest neue Sitzbezüge kaufen müssen. »In Ordnung. Wie wäre es mit einer kleinen Probefahrt? Wir fahren einmal um den Block und sehen, wie der Motor läuft. Dieses Mal bestimmen wir das Ziel. Wenn er dann genauso gut funktioniert wie in Daru und Longhua, haben wir bestimmt großes Interesse an Ihrem Wagen.«

»Zu meinem Preis?«

»Er scheint mir angemessen zu sein – allerdings nur unter der Voraussetzung, dass in absehbarer Zeit niemand mit dem gleichen Modell in der Gegend herumfährt.«

»Mit Sicherheit nicht.«

»Wie groß ist der Wagen denn? Wie viele, ähm, *Personen* können denn mitfahren?«

»Ab einem bestimmten Punkt werden die Ergebnisse schlechter. Mit mehr Leistung ließe sich das natürlich wieder ausgleichen, aber zurzeit liegt die Grenze bei einem Radius von sechzehn Kilometern.«

Wu nickte. »Ich glaube, wir haben die Metapher mit dem Auto lange genug strapaziert. Ich muss meinen Vorgesetzten Ihr Angebot unterbreiten. Wir werden Ihnen die Koordinaten für den Test zukommen lassen, Sie führen den Test durch, und wenn er funktioniert, können wir uns über die Bedingungen für den Verkauf unterhalten. Wären Sie damit einverstanden?«

»Ja.«

»Gut. Wollen wir zurückfahren?«

Ventura nickte und tippte Walker auf die Schulter. Walker sah ihn an und Ventura zeigte mit dem Finger auf das Wagendach, deutete einen kleinen Kreis an und wies dann hinter sich. Der Fahrer nickte und lenkte den Wagen auf ein staubiges Feld neben der Schotterstraße, um zu wenden.

»Ein faszinierender Ort, Luther. Gehören Sie zu den Anhängern?«, fragte Wu, während sie ins Lager zurückfuhren.

»Nein. Ich bin ein unbeteiligter Zuschauer. Man arrangiert sich eben.«

»Wie wahr. Wir haben ähnliche Einrichtungen in unserem Land. Ab und zu entdeckt die Regierung ein solches Nest voller Unzufriedener und merzt sie aus. Versäumt man das, hat man es innerhalb kurzer Zeit mit Idioten zu tun, die bereit sind, sich unbewaffnet vor einen Panzer werfen. Es ist besser, solche Leute zu zertreten, bevor sie zu mutig werden. Der Unterschied zwischen unseren beiden Ländern besteht allerdings darin, dass die Amerikaner *wissen*, wo sich solche Leute aufhalten, und nichts dagegen tun.«

»Der Preis der Freiheit«, erwiderte Ventura.

»Ich bin schon immer der Meinung gewesen, dass Freiheit überbewertet wird«, sagte Wu. »Sie verursacht mehr Unruhe, als sie wert ist. Ordnung ist sehr viel besser. Aber für Leute wie uns – Sie und ich – ist das eigentlich gar nicht so wichtig, nicht wahr?«

Ventura zuckte mit den Achseln. »Jeder muss sich irgendwo aufhalten. Da ist ein Ort genauso gut wie der andere.«

»Schon möglich.« In Wus gleichgültigem Gesichtsausdruck blitzte etwas auf, etwas Kaltes und Hässliches, das nur einen kurzen Augenblick lang zu erkennen war. Ventura musste sich beherrschen, um nicht abzudrücken und den kleinen Mann auf der Stelle

zu erledigen. Der Chinese sah zwar aus, als könnte er keiner Fliege etwas zuleide tun, aber Ventura hatte das Gefühl, dass Chilly Wu bei jeder Art von Kampf ein ernst zu nehmender Gegner sein würde. Mit etwas Glück würde er es nicht herausfinden müssen. Und wenn doch, würde es mit Sicherheit blutig enden. Ventura hoffte nur, dass es nicht sein Blut sein würde.

## 18

*Vermillion River, Lafayette, Louisiana*

Jay lächelte, als er das Szenario sah, das seinem Chef so gut gefallen hatte. Michaels hatte ein Faible für Sümpfe – ein paar Mal hatte Jay die Standardszenarios seines Chefs benutzt und es waren immer Boote auf Bayous oder ähnliche Sachen gewesen. Sie waren nicht schlecht, besser als das meiste, was man fertig kaufen konnte, aber nicht ganz so strukturiert wie die, die Jay normalerweise entwickelte. Er hatte einige nette Details hinzugefügt – jedenfalls war er der Meinung, dass sie ganz nett waren –, obwohl sie Michaels vielleicht gar nicht auffallen würden. Aber schließlich arbeitete sein Chef im Management und VR-Programmierung war nicht gerade seine Stärke.

Als er in dem flachen, von einem Außenbordmotor angetriebenen Skiff – oder wie immer ein solches Boot in der Heimat des Cajun auch genannt wurde – auf dem schmalen Fluss fuhr, beschloss Jay, weiter mit diesem Szenario zu arbeiten. Er hatte eine Menge zu tun und es war einfacher, ein bereits vorhandenes Szenario zu benutzen, als ein völlig Neues zu entwickeln. Und daher tuckerte er

jetzt weiter an dem spanischen Moos und dem Alligator vorbei, bis er das Dewdrop Inn erreicht hatte.

Als er den Namen der Kneipe erkennen konnte, musste er wieder lächeln.

Jay, der einen kleinen Rucksack bei sich hatte, ging auf die Eingangstür zu. An der Tür lehnte ein bärtiger, abgerissen aussehender Hinterwälzler, der lediglich einen Overall trug. Jay ging schnurstracks mit einem Lächeln im Gesicht auf ihn zu. Der Typ gehörte zu der Sorte von Einheimischen, von denen man sich erzählte, dass ihr Vater auch gleichzeitig ihr Bruder oder ihr Onkel sein konnte.

»Wir haben geschlossen.«

»Ich weiß. Ich wollte dir nur sagen, dass gerade jemand an der Hintertür ist und versucht einzubrechen.«

Der Türsteher brauchte ein paar Sekunden, bis er verstanden hatte – vermutlich, weil er in den unendlichen Weiten seines Gehirn irgendwo ein dinosaurierähnliches Untergehirn hatte, in dem die Information erst ein paar Mal hin- und herwandern musste, bevor er begriff. Er runzelte die Stirn, stieß sich von der Wand ab und schlurfte davon, um sich die Hintertür anzusehen.

Jack wartete, bis er um die Ecke war, dann öffnete er mit einer dünnen Stahlfeile das Schloss an der Eingangstür, trat ein und verschloss die Tür hinter sich.

Der Türsteher – in Wirklichkeit ein Firewall-Programm für das Computersystem von HAARP, das den Zugang von außen verhindern sollte – war zwar stark, aber nicht sehr intelligent. Er würde nach hinten gehen, sehen, dass niemand da war, der versuchte über die Hintertür einzubrechen, und dann wieder auf seinen Posten am Eingang der Kneipe zurückkehren. Wenn jemand fragte, würde er sich zwar daran erinnern, dass Jay da gewesen war, aber da er Jay

nicht mehr sah, würde er sich nicht weiter um ihn kümmern. Er würde gar nicht auf die Idee kommen, im Innern der Kneipe nachzusehen – dazu reichten seine Fähigkeiten nicht aus.

Das war das Problem mit Software. Und mit Hardware auch. Computeranwender zögerten ein Upgrade aus allen möglichen Gründen hinaus, was sie teuer zu stehen kam. Der militärische Arm der Net Force hatte immer noch einige taktische Computer mit einem RAM von weniger als einem Gigabyte – und *verwendete* sie auch noch –, obwohl es inzwischen Systeme gab, die um den Faktor zehn bis 15 leistungsfähiger waren. Wenn man die Schreibtischhengste beim Militär darauf ansprach, brummelten sie lediglich, dass es reichte, um die bewährten Programme laufen zu lassen – die Software sei zuverlässig und sicher, wozu dann mehr Leistung mit einer ungetesteten Hardware oder Software, die immer dann ausfiel, wenn die Lage kritisch war? Eine sehr kurzsichtige Einstellung, wie Jay fand; er jedenfalls arbeitete immer nur mit der allerneuesten Technologie. Viele Leute glaubten, dass man auch dann zu Ergebnissen kam, wenn man langsam und gleichmäßig arbeitete, obwohl *schnell* und gleichmäßig doch erheblich besser war.

Aber das war ja schließlich nicht *sein* Problem.

Jay fand die Geldkassette unter der Theke, die im Bericht seines Chefs erwähnt worden war. Er holte ein Paar Latexhandschuhe aus seinem Rucksack, zog sie an und beugte sich vor, um die Geldkassette zu untersuchen. Sofort sah er die Kratzer, die zeigten, dass jemand das Vorhängeschloss aufgebrochen hatte. Jay summte vor sich hin, während er eine kleine Sprühdose aus dem Rucksack nahm und damit eine dünne Schicht Trockenpulver auf das Schloss sprühte. Er blies das überschüssige Pulver weg und sprühte aus einer zweiten Spraydose eine Art flüssigen Klebstoff auf das Pulver.

Als die chemische Reaktion der beiden Sprays eintrat, wurden mehrere Fingerabdrücke sichtbar. Jay holte einen Streifen durchsichtigen Klebebands aus seinem praktischen Rucksack. Er presste ihn vorsichtig gegen das Schloss, zog ihn wieder ab und klebte ihn dann auf eine weiße Plastikkarte.

Nur so zum Spaß nahm er seine Pick-Gun und ein Torsionsgerät und öffnete das Vorhängeschloss. Alles in allem brauchte er dafür sechs Sekunden. Ein Kinderspiel.

In der Kassette lagen Papiere, Geld, ein paar Münzen – die virtuelle Darstellung einiger elektronischer Dateien. Jay holte einige der Papiere heraus und überflog sie kurz, aber ihr Inhalt interessierte ihn nicht so sehr wie die Frage, wer vor ihm hier eingebrochen hatte. Er klappte den Deckel der Kassette zu, ließ das Vorhängeschloss einschnappen und ging auf die Hintertür zu.

Er wollte die Fingerabdrücke mit ins Büro nehmen und überprüfen lassen. In Wirklichkeit würde er natürlich E-Kodes verfolgen und verschiedene Server überprüfen, um herauszufinden, welche Spuren sein Vorgänger bei dem Einbruch hinterlassen hatte. Wenn der Dieb so dumm gewesen war, keine Handschuhe zu benutzen, würde Jay ihn mit Sicherheit finden. Wahrscheinlich war er nicht so dumm gewesen, aber man konnte nie wissen. Wenn Gauner dieser Art intelligent genug waren, um so zu arbeiten, dass man sie hinterher nicht erwischte, waren sie in der Regel auch intelligent genug, um mit einem ehrlichen Job mehr Geld zu verdienen als mit ihren elektronischen Raubzügen. Allerdings nicht immer. Manche waren intelligent, aber faul. Einige brauchten den Adrenalinstoß, den sie bei ihrem verbotenen Tun fanden.

Jay konnte sich an einen Fall erinnern, bei dem sich der Leiter eines großen Softwareunternehmens nur des Nervenkitzels wegen in Computersysteme von Privatpersonen gehackt und allen mögli-

chen Schwachsinn wie Adressen oder Einkommen daraus kopiert hatte, obwohl er sich diese Informationen problemlos – und auf *legalem* Weg – woanders hätte beschaffen können. Er benutzte das Material nicht einmal, sondern speicherte es lediglich in einer Datei mit seiner Ausbeute. Der Hacker richtete keinerlei Schaden an und nahm nie etwas mit, das einen Wert besaß – es war das elektronische Äquivalent eines Ladendiebstahls. Wenn der Mann gewollt hätte, hätte er die meisten Firmen, in die er sich gehackt hatte, *kauen* können. Als Jay ihn aufgespürt hatte, hatte er nur gelacht und widerspruchslos die Geldbuße bezahlt. Und am nächsten Tag hatte er vermutlich lustig weitergehackt. Ein Junkie, der den Nervenkitzel brauchte.

Jay hatte ständig mit solchen Typen zu tun, Hacker, die dachten, sie seien schneller oder klüger oder besser, und eine Bestätigung dafür brauchten. Er konnte das gut verstehen – wenn er nicht zur Net Force gegangen wäre, würde er heute wahrscheinlich das Gleiche machen. Aber jetzt war es sein Job, solche Leute festzunageln.

Jay hatte sich mit den Besten der Branche angelegt und obwohl es nicht immer schnell oder einfach gegangen war, hatte er sie am Ende alle besiegt. Zum mindest jene, von denen er wusste. Vielleicht gab es Ganoven im Netz, die so gut waren, dass sie das perfekte Verbrechen begehen konnten, von dem niemand wusste, dass es überhaupt geschehen war. Aber Jay glaubte eigentlich nicht, dass es viele gab – falls es überhaupt welche gab –, die so gut waren. Und er glaubte auch nicht, dass der Hacker, der in den Computer von HAARP eingebrochen war, zu den Besten gehörte, denn sonst hätte er keine Kratzer am Schloss hinterlassen. Das Ganze würde ziemlich einfach sein.

Jetzt musste er noch ein bisschen mehr über diesen Dr. Morrison herausfinden. Und das dürfte sogar noch einfacher sein.

Tyrone und Nadine hatten den ganzen Vormittag über den Teilnehmern der verschiedenen Wettkämpfe zugesehen und vor allem die Senioren im Langzeitflug beobachtet. An den unglaublichen Rekord von Jerry Prince kam niemand heran, aber einige der Werfer waren ziemlich gut.

Nach dem Mittagessen beschlossen sie, noch ein wenig zu üben, und gingen dazu auf ein dafür vorgesehenes, abgetrenntes Gelände, das ein Stück weiter den Hügel hinauf lag.

Tyrone sah sich die im Sonnenlicht liegende Wiese an, auf der bereits einige andere ihre Würfe übten. Dann wanderte sein Blick zu Nadine. Sie sah nicht so gut aus wie Bella, aber bei diesem Licht, hier auf der grünen Wiese, kamen andere Vorzüge zum Vorschein, die Bella nicht besessen hatte. Nadine war eine *Persönlichkeit*, jemand, der gern mit ihm zusammen war, jemand, mit dem er gern zusammen war – ein Mädchen, das er nicht nur wegen seines hübschen Gesichts mochte.

»Wieso grinst du denn wie ein Idiot vor dich hin? Denkst du etwa, du kannst mich morgen schlagen?«

Tyrone schüttelte den Kopf. »Ach, nichts.«

»Na, dann komm, ich gebe dir noch ein paar Tipps für deine Wurftechnik.«

»An meiner Wurftechnik gibt es nichts mehr zu verbessern.«

»Das glaubst *du*!«

Sie mussten beide lachen. In diesem Moment war Tyrone der Meinung, dass sein Leben eigentlich nicht mehr besser werden konnte. Oder vielleicht doch – wenn er die Meisterschaft gewann!

»Haben Sie schon mal mit einer Handfeuerwaffe geschossen, Mr. Morrison?«

Sie standen auf einer der Schießanlagen, die auf dem Gelände der Miliz errichtet worden waren. Obwohl es schon fast neun Uhr abends war, hatten sie immer noch genug Tageslicht, um die Ziele – Umrisse menschlicher Oberkörper aus Pappe, die an Holzpfosten befestigt waren – erkennen zu können. Von ihrem Standpunkt aus, einem auf den Boden gemalten Kreidestrich, neben dem ein verwitterter, roh zusammengezimmerter Tisch stand, waren etwa ein Dutzend davon in unterschiedlichen Entfernung zu sehen.

Morrison schüttelte den Kopf. »Nein. Als Junge habe ich mit Gewehren und Schrotflinten geschossen, aber eine Pistole habe ich noch nie in der Hand gehalten. Meine Eltern hatten es mir verboten.«

»Das Prinzip ist gleich. Sie benutzen eine Zielvorrichtung, um die Waffe auf das Ziel auszurichten, drücken ab, bumm, die Waffe geht los. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass man mit einer Waffe mit kürzerem Lauf nicht so gut zielen kann, außerdem haben die meisten Handfeuerwaffen erheblich weniger Durchschlagskraft als ein Gewehr oder eine Schrotflinte. Eine Handfeuerwaffe kann man problemlos verdeckt mit sich führen, aber dafür ist sie nicht sehr zuverlässig als Mannstopper«, sagte Ventura.

Er deutete auf den Tisch, auf dem mehrere Pistolen lagen. »Sie werden jetzt einige der Waffen ausprobieren, nur um zu sehen, mit welchem Modell Sie am besten zurechtkommen. Wir haben keine Zeit mehr zum Üben, aber die Pistole ist sowieso nur für den äußersten Notfall gedacht – wenn Ihnen der Feind direkt gegenübersteht. Wenn Sie zu der Waffe greifen müssen, sind meine Leute und

ich vermutlich tot und Ihre Chancen zu überleben werden, ehrlich gesagt, sehr gering bis null sein. Aber die werden vermutlich nicht davon ausgehen, dass Sie bewaffnet sind, daher könnten Sie sie vielleicht überraschen.«

Morrison nickte. Wieder einmal rebellierte sein Magen. So weit hatte er nicht gedacht. Die Vorstellung, entführt oder ermordet zu werden, war für ihn eher eine theoretische Möglichkeit gewesen. Als er jetzt die Waffen auf dem Tisch sah, wurde ihm klar, dass es bitterer Ernst war.

»Ideal wäre es, wenn Sie sich die größte Handfeuerwaffe aussuchen würden – je größer und schneller die Kugel, je mehr Patronen, desto besser. Das wäre eine halbautomatische Glock .40, die schwarze aus Kunststoff da drüben. Daneben haben wir einen Revolver, einen Taurus .357. Diese beiden haben die größte Durchschlagskraft. Wenn Sie mit einer Kugel aus einer dieser beiden Waffen einen Angreifer frontal in den Oberkörper treffen, wird er in neun von zehn Fällen kampfunfähig zu Boden gehen.«

Ventura schüttelte den Kopf. »Ich muss mich entschuldigen. Wenn ich Ihnen unter normalen Umständen Schießen beibringen würde, würde ich ganz woanders beginnen. Aber wir haben keine Zeit. Wir fangen damit an.«

Morrison setzte die Kopfhörer auf, die Ventura ihm gab.

»Der Gehörschutz ist elektronisch«, erklärte Ventura. »Sie hören völlig normal, bis die Waffe abgefeuert wird, dann wird der Lärm ausgefiltert. Diese beiden Pistolen sind besonders laute Waffen. Wenn Sie eine davon ohne Gehörschutz im Innern eines Wagens abfeuern, könnte Ihr Trommelfell platzen. Halten Sie die Waffe mit beiden Händen. Stellen Sie sich so hin, Arme ausgestreckt, in einem gleichschenkligen Dreieck. Es ist wichtig, dass sie die Waffe gut im Griff haben. Das Visierbild sollte so aussehen.« Ventura malte mit

einem Filzstift eine Zeichnung auf den Tisch. »Richten Sie die Waffe so aus, dass Sie den Holzpfosten in der Kimme und das Ziel genau darüber haben. Wenn Sie schießen müssen, werden Sie wahrscheinlich keine Zeit für ein sauberes Visierbild haben, da der Angreifer unmittelbar vor Ihnen stehen wird. Sie brauchen also lediglich die Waffe so auf ihn zu richten, als würden Sie mit dem Finger auf ihn zeigen. Hier.«

Er gab Morrison die schwarze Kunststoffpistole. »Wenn Sie den Rücken der Waffe vor der Brust des Angreifers sehen können, reicht das für einen Schuss aus nächster Nähe.«

»Wie nah?«

»Näher als sechs Meter. In Ihrem Fall eher zwei bis zweieinhalb Meter.«

»Okay.«

»Die Glock funktioniert so: Stecken Sie das Magazin hier hinein, ziehen Sie den Schlitten zurück, um eine Patrone in den Lauf zu transportieren, und drücken Sie ab. Es gibt keine Sicherung am Gehäuse. Zielen, abdrücken. Ganz einfach. Verreißen Sie den Schuss nicht. Nehmen Sie das Ziel direkt vor uns und schießen Sie zweimal.«

Der aus Karton gefertigte menschliche Oberkörper mit Kopf war knapp vier Meter von ihnen entfernt. Morrison holte tief Luft, richtete die Glock auf das Ziel und drückte ab. Die Waffe sprang ihm fast aus der Hand und der zweite Schuss ging los, bevor er richtig zielen konnte und war wahrscheinlich etwas zu hoch ...

Er senkte die Waffe und sah sich das Ziel an. Es war vollkommen unversehrt. Wie hatte er nur so danebenschießen können? Das Ziel war doch direkt vor ihm!

»Der erste Schuss ging zu weit nach rechts, der zweite war zu hoch und zu weit rechts. Versuchen Sie es mal mit der Taurus.«

Fünf Minuten später wäre Morrison vor Scham am liebsten im Boden versunken. Er hatte zehn Schüsse aus fünf Waffen abgegeben. Nur zwei der Kugeln hatten den Karton getroffen, beide sehr weit rechts und fast schon am Rand. *Zwei.*

»Machen Sie sich keine Gedanken darüber«, sagte Ventura. »Auf diese Entfernung verfehlten sogar ausgebildete Polizisten ihr Ziel. Haben Sie das Video gesehen, in dem Polizeibeamte ein paar Männer in einem Lastwagen wegen eines abgelaufenen Nummernschilds angehalten haben? Die Jungs wurden wegen anderer Straftaten gesucht, daher sind sie mit Gewehren in den Händen ausgestiegen. Einer von ihnen stand etwa vier Meter von einem Polizeibeamten entfernt. Die beiden haben fünf- oder sechsmal aufeinander geschossen und keiner hat den anderen getroffen. Wenn jemand eine Waffe auf Sie richtet, ist das viel schlimmer, als wenn Sie auf ein Ziel schießen, das nicht zurück schießt. Das Adrenalin lässt die Muskeln in Ihrer Hand unberechenbar werden.«

Morrison schüttelte den Kopf.

»Versuchen Sie es mal mit der hier. Smith & Wesson, Modell 317, eine Airlight.«

Er drückte Morrison die Waffe in die Hand.

»Sie ist nicht besonders schwer.«

»Die Airlight besteht fast völlig aus Aluminium. Sie wiegt nur etwa dreihundert Gramm und hat eine Magazinkapazität von acht Patronen des Kalibers .22.«

Morrison holte wieder tief Luft, richtete die kleine Waffe auf das Ziel und drückte ab. *Eins, zwei!* Der Rückstoß des Revolvers war nicht sehr stark, und als er sich das Ziel ansah, konnte er zwei kleine Löcher in der Mitte erkennen, die kaum mehr als zwei bis drei Zentimeter auseinander lagen. Wow!

»Noch mal. Dieses Mal drücken Sie so lange ab, bis die Waffe aufhört zu schießen.«

Morrison gehorchte.

Dieses Mal konnte er *sehen*, wie die Löcher im Karton entstanden. Sie waren nicht sehr groß, aber alle lagen im Zentrum des Ziels, bis auf eines, das einige Zentimeter oberhalb der anderen lag. Als die Trommel leer gefeuert war, fing der Hammer an zu klicken. Überrascht ließ Morrison die Smith & Wesson nach unten sinken.

»Sehr gut. Das ist Ihre Waffe«, sagte Ventura. »Sie ist leicht, einfach zu handhaben und fast ohne Rückstoß. Die Airlight hat zwar so gut wie keine mannstoppende Wirkung, aber ein richtiger Treffer mit einer kleinkalibrigen Kugel ist erheblich besser als ein danebengegangener Schuss aus einer Handkanone.«

Morrison sah sich die Waffe an.

»Ich zeige Ihnen, wie Sie nachladen, obwohl ich nicht davon ausgehe, dass es dazu kommen wird. Wenn es nur ein Angreifer ist, müssen Sie zielen und so lange schießen, bis er am Boden liegt oder wegrennt. Sind es mehrere, schießen Sie zweimal auf jeden, dann wiederholen Sie das Ganze. Zweimal kurz hintereinander. Wir werden das üben.«

Aber dazu kamen sie nicht mehr. Das Piepsen von Morrisons Mobiltelefon wurde von ihrem elektronischen Gehörschutz nicht ausgefiltert.

Das waren mit Sicherheit die Chinesen.

Morrison nahm seinen Kopfhörer ab und drückte auf die Empfangstaste des Telefons. »Hallo.«

»Hallo, Pat! Wir hatten doch ausgemacht, dass wir mit Ihrem Wagen eine Testfahrt machen. Ich weiß jetzt, wohin wir fahren können.«

Während Morrison Wu zuhörte, lud Ventura die Airlight nach

und drückte sie ihm in die Hand. Mit einem Mobiltelefon in der einen und einer Pistole in der anderen Hand hatte Morrison plötzlich das Gefühl, als hätte der warme Sommerabend sich in eine Eiszeit verwandelt.

## 19

*Sonntag, 12. Juni  
In der Luft über dem Norden von Idaho*

Der Hubschrauberpilot deutete nach unten. »Plinck Field!«, brüllte er, um den Lärm der Rotoren zu übertönen.

Ventura nickte. Sie flogen in sechshundert Meter Höhe und machten sich für den Landeanflug bereit. Er sah auf die Uhr. Obwohl es nicht sehr weit war, hatten sie für den Hubschrauberflug zum Privatflugplatz 45 Minuten gebraucht, was zum Teil daran lag, dass sie aus Sicherheitsgründen mehrfach den Kurs geändert hatten. Außerdem war der Privatflugplatz von Smiths Lager weiter weg als der Verkehrsflughafen von Coeur d'Alene. Ventura hatte den Hubschrauber bereits vor ihrer Ankunft im Lager gemietet, weil er wusste, dass sie ihn brauchen würden, wenn die Verhandlungen begonnen hatten. Auf dem Stützpunkt der Miliz waren sie sicher, aber sobald sie ihn verließen, waren ihre Chancen schon nicht mehr so gut. Sogar Morrison hatte das verstanden, nachdem Ventura es ihm erklärt hatte.

»Aber warum ein Hubschrauber?«, hatte er gefragt.  
»Weil sie wissen, dass wir das Lager verlassen. Sie wissen auch, wohin wir wollen – falls Sie den Test nicht mit einer Fernsteuerung

durchführen können, müssen Sie nach Alaska zurück, um HAARP zu starten. Ich habe meine Leute noch oben und von jedem, der dort zum Jagen oder Vogelbeobachten auftaucht, wird erst einmal angenommen, dass er bewaffnet und gefährlich ist. Zu der Anlage führt nur eine Straße und die können sogar ein paar Idioten in Tarnkleidung überwachen, wenn sie Ferngläser dabeihaben. Eine Stunde vor Ankunft des Hubschraubers wird die Hälfte meiner Leute in zwei der gemieteten Fahrzeuge zum Flughafen von Coeur d'Alene fahren. Dann haben die Chinesen etwas zu tun, falls sie dort sind. Sie werden wahrscheinlich mit einem Ablenkungsmanöver rechnen, daher wird der dritte Wagen fünfzehn Minuten nach den beiden ersten starten und in die entgegengesetzte Richtung fahren. Das dürfte sämtliche Heckenschützen ablenken, die sie eventuell dort postiert haben. Fünfundvierzig Minuten später haben wir ab. Sie werden nicht in der Lage sein, uns in der Luft zu folgen, ohne von uns bemerkt zu werden, und ich glaube nicht, dass sie es überhaupt versuchen werden. Selbst wenn es ihnen gelingen sollte, uns mit einem ihrer Spionagesatelliten zu verfolgen, werden wir nur kurze Zeit in der Reichweite des Satelliten bleiben, daher werden sie uns wieder verlieren, während wir immer noch in die falsche Richtung fliegen. Wenn sie sämtliche Ressourcen nutzen, werden sie vielleicht herausfinden, dass wir zu einem privaten Flugplatz unterwegs sind, aber bis sie wissen, welcher das ist und ihre Leute dort hingeschickt haben, sind wir schon wieder weg. Auf dem Flugplatz wartet bereits ein Charterflugzeug auf uns, in das wir umsteigen, sobald der Hubschrauber den Boden berührt.«

»Und wenn die Chinesen dies vorausgesehen und bereits ein paar Leute auf dem Privatflugplatz postiert haben?«

Ventura grinste. Langsam verstand der Mann, um was es ging.  
»Wenn sie so klug sind, werde ich sie erschießen müssen.«

Morrison überlegte kurz. »Das muss ein Vermögen kosten.«

»Ihre Brieftasche wird das kaum spüren, wenn Sie die Sache hier zu Ende bringen. Außerdem habe ich noch nicht einmal Ihren Vorschuss aufgebraucht.«

Morrison hatte zwar nichts gesagt, aber Ventura konnte sehen, dass er Angst hatte. Bei diesen »Geschäftspartnern« war das auch ganz gut so. Aber falls Morrison in dieser Phase der Verhandlungen eliminiert wurde, war es sehr wahrscheinlich, dass Ventura ihn auf seiner letzten Reise begleiten würde, und dazu war er noch nicht bereit. Er musste die Chinesen nur so lange beschäftigen, bis das Geschäft gelaufen war. Sobald das Geld überwiesen war und die Informationen den Besitzer gewechselt hatten, musste Morrison verschwinden und für immer untertauchen, obwohl er das noch nicht wusste. Mit genug Geld konnte man ohne weiteres spurlos verschwinden und den Rest seines Lebens in Luxus und Sicherheit verbringen – vorausgesetzt, man wusste, wie man das anstellte. Ventura wusste es und er würde Morrison auch entsprechende Ratschläge geben, aber er selbst wollte nicht untertauchen.

Morrison dachte wahrscheinlich, die Chinesen wären der Meinung, er würde niemandem erzählen, dass er amerikanische Staatsgeheimnisse an sie verkauft hatte und deshalb keine Bedrohung für sie darstellen, sobald das Geschäft gelaufen war. Damit hatte er nur zum Teil Recht. Die Chinesen hatten dann zwar die Software, aber sie würden auch die Hardware brauchen, damit das Ganze funktionierte, und so etwas konnte man nicht mehr vertuschen. Wenn der Geheimdienst eines größeren Landes feststellte, dass die Bürger des Landes aus heiterem Himmel Amok liefen und sich gegenseitig abschlachteten, würde es mit Sicherheit Ermittlungen geben. Und wenn erst einmal die Ursache klar war, würde es relativ einfach sein, die rauchende Pistole zu finden, denn die Pisto-

le würde sehr groß sein müssen. Ein paar Stealthbomber dürften ausreichen, um aufzuräumen. Sie würden sogar rechtzeitig genug wieder zu Hause sein, um sich das Ergebnis auf CNN anzuschauen.

Der Hubschrauber setzte auf dem Landeplatz auf, wobei die Rotorblätter heftigen Wind verursachten. Ventura klopfte Morrison auf die Schulter »Bleiben Sie hinter mir.«

Als sie den Hubschrauber verließen, zog Ventura seine Pistole aus dem Holster und hielt sie neben seinem Bein nach unten. Er lief auf eine alte DC-3 zu, die etwa einhundert Meter von ihnen stand. Die alte »Gonney Bird« warf ihr Backbordtriebwerk an, während sie auf die Maschine zuliefen. Eine Wolke aus weißem Auspuffrauch kam aus dem Triebwerk.

Ventura lächelte. Er hatte eine Schwäche für diese alten Flugzeuge, mit denen er schon überall auf der Welt herumgeflogen war. Die DC-3, die manchmal auch »Dakota« genannt wurde, gab es schon seit den Dreißigerjahren. Die Maschinen dieses Typs waren laut, langsam und kamen ohne Auftanken nicht sehr weit, aber sie waren so zuverlässig wie der Sonnenschein auf Hawaii. Ventura, der nur für den Notfall einige Grundkenntnisse im Fliegen besaß, hatte immer gedacht, dass er sich auf jeden Fall für eine DC-3 entscheiden würde, falls er jemals ein Flugzeug kaufen sollte. Kein überflüssiger Schnickschnack, aber sie brachte Passagiere und Fracht immer ans Ziel. Seiner Meinung nach war sie immer noch die beste Propellermaschine, die es gab.

Die Tür des Flugzeugs öffnete sich und eine kleine Rampe wurde heruntergelassen. In der Tür stand der Pilot, dessen breites Grinsen die Zahnlücken in seinem Mund enthüllte. Er zeigte Ventura den Mittelfinger, was bedeuten sollte, dass an Bord alles in Ordnung war. Ventura drehte sich um und bedeutete Morrison, in das Flug-

zeug zu steigen, während er die Umgebung im Auge behielt. Es war niemand zu sehen.

So weit, so gut. Wieder ein Punkt für die Rundaugen ...

### *Washington D.C.*

Im Einkaufszentrum war es sogar so spät am Nachmittag noch heiß und schwül, was um diese Jahreszeit aber keine Überraschung war. Toni war es eigentlich egal. Es war schön, etwas Bewegung im Freien zu bekommen, schön, wieder in den USA zu sein, und besonders schön, neben Alex zu gehen. Es kam ihr fast so vor, als wären die letzten Wochen nur ein böser Traum gewesen. Als wäre sie gerade aus einem unruhigen Schlaf erwacht und könnte sich noch gut an diesen bösen Traum erinnern, der aber schon unwirklich war.

Alex wollte, dass sie in ihren alten Job zurückkam, und eigentlich wollte sie das auch, aber ihr Job war ein Teil des Problems – für Alex zu arbeiten – und sie sah keine Möglichkeit, wie sie in dieser Hinsicht etwas verbessern konnte. Er konnte sie nicht mehr wie eine Mitarbeiterin behandeln, nicht mehr so wie damals, als sie noch kein Liebespaar waren. Es machte eine Menge aus und es führte zu allen möglichen Problemen. Er hatte sie plötzlich nicht mehr in Gefahrenzonen geschickt, als sie eigentlich an der Reihe gewesen wäre, und obwohl sie wollte, dass er sich Sorgen um sie machte, wie ein Mann sich eben um »seine« Frau Sorgen machte, hatte sie etwas dagegen, dass er sich als ihr *Chef* Sorgen um sie machte.

Aber arbeiten musste sie schließlich und in der Zwischenzeit hatte man ihr auch schon mehrere Jobs angeboten. Verschiedene Computerfirmen waren an sie herangetreten, weil sie sie als Leite-

rin ihrer Sicherheitsabteilung haben wollten, und sie hatten mit erheblich mehr Geld gelockt, als sie bei der Net Force verdient hatte. Diese Jobs waren noch mit einigen anderen Annehmlichkeiten verbunden: ein Auto, eine günstige Eigentumswohnung, ein klangvoller Titel. Sie hatte lange überlegt, ob sie eines der Angebote annehmen sollte. Die meiste Zeit über konnte sie dort arbeiten, wo sie wollte, aber wenn ein Notfall eintrat, musste sie natürlich vor Ort sein. Und obwohl sie nicht für Alex arbeiten wollte, wollte sie auch nicht so oft unterwegs sein, dass sie ihn überhaupt nicht mehr sah.

Dann gab es noch die Möglichkeit einer Versetzung. Alex hatte ihre Kündigung nie publik gemacht. Sie war gegangen, aber er hatte keinen seiner Vorgesetzten darüber informiert. Offiziell hatte sie unbezahlten Urlaub genommen und war daher immer noch bei der Net Force angestellt. Die Abteilung war eine mehr oder weniger unabhängige Organisation, gehörte verwaltungstechnisch gesehen aber zum FBI. In Quantico gab es mehrere Leute, die sie gerne in ihre Abteilung geholt hätten – und ein paar von ihnen harten auch angerufen. Aber obwohl sie dann in der Nähe von Alex arbeiten könnte, würde man sie für eine Art Verräter an der Net Force halten. Zwischen der CIA und dem FBI tobte ein erbitterter Konkurrenzkampf und zwischen der Net Force und dem FBI war es nicht anders. Die Mitarbeiter der Net Force hielten die »normalen« FBI-Beamten für Anfänger – man tolerierte sie zwar, ging ihnen aber so weit wie möglich aus dem Weg.

Wahrscheinlich würde Alex nicht gerade begeistert sein, wenn sie in eine andere FBI-Abteilung wechselte.

Aber eigentlich war es ja nicht seine Entscheidung, oder? Sie musste schließlich Geld verdienen, und da sie ja schon beim FBI war, wäre eine Versetzung in ein anderes Gebäude vielleicht das Einfachste. Dann könnte sie ihre Wohnung behalten und müsste

nicht komplett von vorn anfangen. Und mit Alex könnte sie sich wie bisher zum Mittagessen treffen – oder für eine Trainingsstunde im Fitnessraum.

Das Signal ihres Mobiltelefons ertönte – es war ein kurzes Stück aus einem über fünfzig Jahre alten Film, einer Komödie über einen Geheimagenten. Die Melodie war das Läuten des Spezialtelefons aus dem Film, das bei der fiktiven Geheimdienstorganisation für Anrufe des US-Präsidenten reserviert war. Diese kleine Aufmerksamkeit hatte sie natürlich Jay Gridley zu verdanken, der eine Schwäche für solche Spielereien hatte – und es nicht lassen konnte, private Hardware zu programmieren, wenn der Besitzer des Gerätes gerade nicht hinsah.

Sie warf einen Blick auf den kleinen Bildschirm, aber die Rufnummer des Anrufers war blockiert. Wenn sie ein Virgil bei sich gehabt hätte, hätte sie jetzt gewusst, wer anrief.

»Hallo?«

»Hallo, Toni. Wie geht es Ihnen?«

Ein gelangweilter Gott musste gerade ihre Gedanken gelesen und ein plötzliches Interesse an ihrem Leben entwickelt haben: Es war Melissa Allison höchstpersönlich, die Direktorin des FBI. Und das an einem Sonntag.

»Gut und Ihnen?«

»Geht so. Toni, ich habe gehört, dass Sie Interesse daran hätten, sich von der Net Force in eine andere FBI-Abteilung versetzen zu lassen. Stimmt das?«

Die Direktorin, die ihren Job bekommen hatte, weil sie genau wusste, in welchem Keller ein gutes Dutzend Politiker ihre Leichen vergraben hatten, hatte noch nie um den heißen Brei herumgedreht.

Toni hatte zwar erst vor wenigen Sekunden über eine solche Versetzung nachgedacht, aber sie hatte noch keine Entscheidung

getroffen. Doch das wollte die Direktorin sicher nicht hören. Sie wollte ein Ja oder ein Nein. *Auch wenn es dir jetzt gerade nicht passt, es ist so weit, Toni. Entscheide dich.*

Toni sah zu Alex hinüber, der ein junges Paar mit zwei kleinen Kindern beobachtete. Die beiden versuchten gerade, die lebhaften Kleinen einzufangen. Der etwa dreijährige Junge rannte im Kreis herum und trällerte dabei ein Kinderlied. Das kleine Mädchen, das etwa anderthalb Jahre alt war, rannte ihrer Mutter davon und stolperte in dem für Kleinkinder typischen, noch etwas unsicheren Gang über den Rasen. Alex lächelte.

»Toni?«

»Ja, ich hatte daran gedacht.«

»Sehr vernünftig«, sagte die Direktorin. Toni war sofort klar, dass Melissa über sie und Alex Bescheid wusste. »Ich habe morgen um dreizehn Uhr noch einen Termin frei. Kommen Sie doch vorbei, dann können wir uns in Ruhe darüber unterhalten.«

»In Ordnung.«

Und damit war das Gespräch auch schon zu Ende. Toni klipste das Telefon wieder an den Gürtel ihrer Jeans.

Alex riss sich von den Kindern los und sah sie an. Seinem Gesichtsausdruck konnte sie entnehmen, dass er wissen wollte, mit wem sie gerade gesprochen hatte.

Vielleicht war es egoistisch von ihr, aber sie wollte sich den Rest des Nachmittags nicht verderben. Wenn sie Alex erzählte, dass es die FBI-Direktorin gewesen war, würde sie auch den Rest erklären müssen, dann würde er darüber sprechen wollen und sie war einfach noch nicht so weit. Sie war erst so kurz wieder mit Alex zusammen und ihre Beziehung war noch nicht wieder so wie früher. Wenn er wüsste, dass sie mit dem Gedanken spielte, in eine andere Abteilung des FBI zu wechseln, würde er sich bestimmt aufregen.

Wahrscheinlich würde er keinen Ton sagen und seine Gefühle vor ihr verbergen – darin war er sehr gut –, aber das konnte sie jetzt überhaupt nicht brauchen.

Sie hakte sich bei ihm unter. »Es war nichts Wichtiges«, sagte sie. »Komm, ich möchte mir die Schaufenster von Smith's ansehen.«

Er lächelte sie an. »Einverstanden.«

Okay. Es war keine Lüge, aber auch nicht unbedingt die Wahrheit gewesen. Wenn sich bei dem Gespräch mit Melissa Allison etwas ergab, würde sie es ihm natürlich sagen. Aber warum sollte sie es jetzt ansprechen und ihnen den Nachmittag verderben? Vielleicht kam ja gar nichts dabei heraus. Es war doch nur ein Termin mit der FBI-Direktorin.

Als sie an dem jungen Paar mit den zwei Kindern vorbeigingen, lächelte Alex das kleine Mädchen an, das inzwischen müde geworden war und sich kurzerhand auf den kurz geschnittenen Rasen hatte fallen lassen.

»Hast du schon mal darüber nachgedacht, wie es wäre, Kinder zu haben?«, fragte Alex.

Toni traf die Frage wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie hielt an, als hätte sie plötzlich vergessen, wie man ging. Dann starrte sie ihn an. Kinder? Mit Alex? Natürlich hatte sie schon einmal darüber nachgedacht. Sie hatte sogar davon geträumt. Aber bevor sie sich so weit gefasst hatte, dass sie etwas sagen konnte, zuckte er mit den Achseln.

»War nur so ein Gedanke«, sagte er.

*Sonntag, 12. Juni  
Gakona, Alaska*

Kein einziger chinesischer Attentäter versuchte, sie aufzuhalten, als sie den alten Flugplatz einer Ölgesellschaft nördlich von Paxon verließen und Richtung Gakona fuhren. Ventura sagte, dass das auch nicht sehr wahrscheinlich wäre. Außerdem hatte er die Fahrtstrecke von zehn seiner Leute auf mögliche Hinterhalte hin untersuchen lassen und vor und hinter ihrem Wagen fuhren zwei Begleitfahrzeuge. Der ältere Mann, Walker, saß wieder am Steuer, Morrison neben ihm auf dem Beifahrersitz, Ventura im Fond. »Falls jemand auftaucht, wird er mich vermutlich mit Ihnen verwechseln, da der VIP normalerweise hinten sitzt«, hatte Ventura erklärt.

»Glauben Sie wirklich, dass sie hier sind?«

»Oh, sie sind garantiert hier, irgendwo da draußen. Ich bin mir allerdings nicht so sicher, ob sie jetzt schon einen Entführungsversuch starten werden. Vielleicht warten sie bis nach dem Test, um sicher zu sein, dass sie das, was sie behauptet haben, auch wirklich können.«

»Glauben Sie, dass wir in Sicherheit sind, wenn wir innerhalb der Anlage sind?«

»Nein. Ich habe mir den Dienstplan der Wachen besorgt, und falls irgendein neues Gesicht auftaucht, werde ich mich darum kümmern, aber der Zaun und ein paar schlecht ausgebildete Wachposten werden niemanden aufhalten, der fest entschlossen ist hineinzukommen. Die Straßen und der Luftraum werden von meinen Leuten beobachtet. Wenn die Chinesen in Truppenstärke an-

rücken, werden wir das so rechtzeitig wissen, dass wir verschwinden können. Ich habe bereits einige Fluchtrouten aus der Anlage ausgearbeitet.«

Wieder war Morrison überrascht davon, wie gründlich Ventura vorging. Alles, was sein Leibwächter unternahm, schien durchdacht zu sein.

Die Fahrt verlief jedoch ereignislos – bis auf eine kleine Elchherde, die die Straße überquerte – und innerhalb einer Stunde waren sie im Ausweichtrailer und ließen das System warm laufen. Während Morrison arbeitete, schllich Ventura wie eine große Raubkatze herum – wachsam und gefährlich.

»Fast fertig«, meldete sich Morrison. Er griff nach einem zerflederten Band mit Längen- und Breitengraden, der etwa die Größe eines Telefonbuchs hatte und blätterte darin, bis er die Koordinaten, die er brauchte, gefunden hatte. Das war es ... 45 Grad, 28 Minuten, 24 Sekunden Nord; 122 Grad, 38 Minuten, 39 Sekunden

West ... Nicht das Zentrum der Stadt, aber die gesamte Innenstadt auf beiden Seiten des Flusses würde betroffen sein ...

Ventura nickte. »Okay.«

»Ich muss die Anlage ein paar Stunden laufen lassen, um ein optimales Ergebnis zu bekommen. Allerdings nicht so lange wie für China, da das Ziel viel näher liegt und weniger Energie für den Strahl verloren geht.«

»In Ordnung.«

Morrison blickte auf das Steuerpult vor sich. Er brauchte nur noch die Sicherungsklappe anzuheben und auf den Knopf zu drücken. Er konnte etwas essen oder sich schlafen legen, während die Anlage arbeitete. »Irgendwie fühle ich mich nicht sehr wohl dabei.«

»Warum?«

»Weil das Ziel in den Vereinigten Staaten liegt.«

»Ein kurzer Anflug von Nationalismus?«

»Vielleicht ein bisschen. Ich hatte nicht gedacht, dass es so ablaufen würde.«

»Das ist immer so. Kein Schlachtplan überlebt den ersten Feindkontakt. Sie wissen, dass das Geschäft gestorben ist, wenn Sie es nicht tun, oder?«

»Nein, warum?«

»Wenn der Test funktioniert und deswegen einige Dutzend Menschen sterben, haben Sie nicht nur ein paar namenlose Leute, um die sich sowieso niemand kümmert, getötet. Sie sind dann ein Massenmörder in *Ihrem eigenen Land*. Und die Stadt, die man Ihnen als Ziel genannt hat? Sie liegt in einem Bundesstaat, in dem es die Todesstrafe gibt – haben Sie das gewusst?«

Morrison spürte, wie ihm der Inhalt seines Magens hochkam.  
»Nein. Daran habe ich gar nicht gedacht.«

Ventura zuckte mit den Achseln. »Sie können die Nadel nur einmal spüren – so machen sie es nämlich in Oregon, sie schnallen Sie auf einer Bahre fest und verabreichen Ihnen eine tödliche Injektion. Die Chinesen wollen sich absichern, sie wollen sicher sein, dass Sie sich nicht plötzlich anders entscheiden und zur Polizei rennen, sobald das Geschäft gelaufen ist. Wenn alles vorbei ist, brauchen sie sich nicht mehr die Mühe machen, Sie zu suchen und zu töten – sie sagen dem FBI einfach, wer Sie sind. Dann können sie sich zurücklehnen und zusehen, wie das FBI die ganze Arbeit macht. Einen Prozess können die Chinesen natürlich nicht gebrauchen, denn dabei würde alles herauskommen, aber Sie wären auch nicht gerade erpicht darauf. Und wenn man sie verhaftet hat, werden sie *genau* wissen, wo Sie zu finden sind. Es ist ziemlich schwierig, einen Killer aufzuhalten, der bereit ist zu sterben, um seinen Auftrag auszuführen.«

Morrison erstarre, als die grausame Wahrheit wie flüssiger Sauerstoff in seine Glieder fuhr und ihn bis ins Mark frieren ließ. »Ich ... ich verstehe.«

»Noch nicht ganz. Bevor Sie auf diesen Knopf da drücken, sollten Sie noch einiges mehr wissen.

Sobald Sie Ihr Geld haben, muss Patrick Morrison verschwinden. Sie müssen so gründlich untertauchen, dass Sie nicht einmal von den besten Agenten in China und vielleicht den Vereinigten Staaten und einem halben Dutzend anderer Länder gefunden werden können, denn irgendwann werden sie alle nach Ihnen suchen. Wenn Sie davon geträumt haben, im Kuratorium einer Universität zu sitzen und Not leidenden Wissenschaftlern Stipendien zu erteilen – oder etwas Ähnliches in der Richtung –, verabschieden Sie sich besser gleich davon. Sie werden nur überleben und dieses Geld ausgeben können, wenn aus Ihnen ein völlig anderer Mensch wird, der nichts mit dem gemein hat, was Sie jetzt sind. Sie werden *alle* Brücken zu Ihrem bisherigen Leben abbrechen müssen, und falls ihre Frau nicht bereit ist, Sie auf diesem Weg zu begleiten – der vor allem in der ersten Zeit etwas holperig werden könnte –, heißt das, auch den Kontakt zu ihr abzubrechen. Sie werden ein neuer Mensch in einem neuen Land sein, mit einem erfundenen Lebenslauf und einer erfundenen Geschichte. Sie werden nicht einmal die Zeitschriften lesen können, die Sie früher immer gelesen haben, oder eines Ihrer alten Hobbys ausüben können, weil Sie darauf wetten können, dass jemand versuchen wird, Sie darüber aufzuspüren, und es ihm vermutlich auch gelingen wird. Nehmen wir an, Sie abonnieren eine Fachzeitschrift mit kleiner Auflage, die an dreißig- oder vierzigtausend Leser verschickt wird. Dann würde ich Ihnen empfehlen, das Exemplar eines anderen Abonnenten zu lesen, denn es dürfte zwar Jahre dauern, sich jeden auf der Abon-

nentenliste persönlich anzusehen, aber die Chinesen haben Geduld. Sehr viel Geduld. Sie brauchen nur einen Fehler zu machen, Dr. Morrison und schon haben Sie verloren. Patrick Morrison wird sterben müssen – im übertragenen Sinn, denn sonst wird er es auch im wörtlichen Sinn tun.«

Morrison starrte ihn an. So weit hatte er nicht gedacht. Aber als er Ventura zuhörte, wurde ihm klar, dass er die Wahrheit sagte. Einen Augenblick lang raubte es ihm den Atem. Wie hatte er nur so kurzsichtig sein können?

»Wenn Sie die Sache hier überleben wollen, bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig. Ich kann Ihnen dabei helfen. Ich kann Ihnen die Richtung zeigen, in die Sie gehen müssen, und Ihnen sagen, was sie tun müssen, aber bevor Sie Ihre neue Identität haben, werde ich jeden Kontakt zu Ihnen abbrechen. Die werden mich vielleicht dazu überreden wollen, es ihnen zu sagen, daher ist es besser für Sie, wenn ich Ihren neuen Namen und Ihr neues Gesicht nicht kenne.«

»Ich habe gar nicht an das Risiko gedacht, das Sie dabei eingehen«, gestand Morrison ein.

»Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Nach mir suchen einige Leute schon sehr lange vergeblich und bis jetzt ist es mir gelungen, selbst den Besten zu entkommen und am Leben zu bleiben. Ich habe gewusst, auf was ich mich einlasse, als ich diesen Auftrag angenommen habe. Meine Uhr ist schon vor Jahren abgelaufen. Aber Sie müssen wissen, was auf Sie zukommt. Und daher sollten Sie sich jetzt die Frage stellen: Sind vierhundert Millionen Dollar es wert, dass Sie ein völlig neuer Mensch werden? Es gibt einige Orte auf dieser Welt, wo Sie mit so viel Geld wie ein König leben können, wo Sie Luxus, Sex, Macht über Leben und Tod haben – solange Sie nicht übermäßig werden und auffallen. Es gibt

Männer, denen das gelungen ist, Männer mit sehr viel Geld und sehr viel Macht, die aus welchen Gründen auch immer untertauchen mussten. Sie haben zwanzig, dreißig oder fünfzig Jahre überlebt. Einige von den besonders Vorsichtigen leben immer noch. Die Unvorsichtigen sind mit Sicherheit tot.«

Morrison starrte den Knopf an. Sein Magen fühlte sich wie ein Klumpen kalten Stahls an. »Es ist schon zu spät, um noch einen Rückzieher zu machen, nicht wahr?«

Ventura lächelte ihn an. »Wollen Sie die Wahrheit wissen? Ja.«

Morrison holte tief Luft. »Also los.«

Er streckte den Arm aus und drückte auf den Knopf.

## TEIL 2

PROBLEME SIND  
IMMER PRIVATSACHE

*Sonntag, 12. Juni  
Washington D.C.*

Jay kam aus der VR nach Hause zurück. Er holte tief Luft, setzte die Brille mit den integrierten Kopfhörern ab und zog die Handschuhe aus. Es war ein Kinderspiel gewesen. Ein kurzer Besuch in der Bibliothek, und egal, wie geschickt man bei der Programmierung von Szenarios war, früher oder später lief es darauf hinaus, dass das Lesen eines dicken Stapels Material eben das Lesen eines dicken Stapels Material bedeutete.

Er hatte alles, was er über Dr. Patrick Morrison finden konnte, und obwohl er bereits beim Kopieren einen kurzen Blick in die Dokumente geworfen hatte, war er noch lange nicht durch. Nach dem, was er bis jetzt gesehen hatte, war Morrison genau das, was er gesagt hatte. Akademische Grade, wissenschaftliche Laufbahn, Ehen – das Übliche. Kein Ärger mit dem Gesetz, kein Ärger bei der Arbeit, im Grunde genommen ein ziemlich langweiliger Kerl.

Der einzige schwarze Fleck einer ansonsten blütenweißen Karriere war ein Vorfall, der sich bei dem Projekt ereignet hatte, an dem Morrison vor HAARP gearbeitet hatte. Er hatte mit Schimpansen Experimente im Bereich der Verhaltensänderung durchgeführt und dabei mit Strahlung im extremen Niederfrequenzbereich herumgespielt. Es war ein Forschungsprojekt an der John Hopkins-Universität gewesen, das nach einer gewissen Zeit offenbar eingestellt worden war. Morrison war es nicht gelungen, die gewünschten Ergebnisse zu bekommen. Im entsprechenden Bericht stand, dass keine weiteren Forschungsgelder genehmigt wurden – und

damit war Morrison arbeitslos gewesen. In Jays Kopf schrillte eine Alarmglocke, aber als er darüber nachdachte, schien es doch nicht mehr so wichtig zu sein. Ja, der Mann experimentierte mit extremen Niederfrequenzen, aber darum ging es bei HAARP ja. Wenn man einen Installateur brauchte, holte man schließlich auch keinen Taxifahrer, oder?

»Oh, der arme Jay. Immer nur arbeiten, arbeiten, arbeiten«, sagte Soji.

»Fass dich mal an deine eigene Nase. Ich habe seit Tagen nur deinen Rücken gesehen, weil du so in deine Arbeit im Web vertieft warst.«

»Willst du mal etwas anderes sehen?« Sie öffnete ihren Bademantel und hielt ihn weit auseinander.

»Oh, *Mama*. Komm her!«

Bevor sie jedoch zu ihm kommen konnte, ertönten die ersten Takte von Bachs Toccata und Fuge in D-Moll. Leider war Jays Telefon so programmiert, dass es diese Melodie nur spielte, wenn das eingehende Gespräch vom Hauptquartier der Net Force oder Alex Michaels' Virgil kam.

»Verdammtd«, sagte er.

Soji machte den Bademantel zu und verknotete den Gürtel. »Wer zögert, muss sehen, wo er bleibt.«

»Hallo, Chef«, meldete er sich.

»Sie sollten besser ins Büro kommen, Jay«, sagte Michaels. »Es hat noch einen Fall kollektiven Wahnsinns gegeben.«

»In China?«

»Nein«, antwortete Michaels. Er klang wütend. »Sehr viel näher.«

*Sonntag, 12. Juni  
Portland, Oregon*

John Howard sah zu, wie sein Sohn an den Start kam, um zu werfen. Der Junge hielt an, rieb sich ein paar Mal die Finger und ließ eine Hand voll glitzernden Staub zu Boden fallen, um die Windrichtung zu überprüfen. In der einen Hand hielt der Junge eine Stoppuhr, in der anderen seinen Bumerang. Die Schiedsrichter winkten Tyrone in den Kreis.

Howard war viel aufgeregter, als er gedacht hatte. Für Tyrone war es natürlich ein großer Tag, aber trotz allem war es nur ein Wettkampf. Es gab keinen Grund dafür, die Fingernägel in die Handflächen zu graben.

Seitlich hinter Tyrone stand die kleine Nadine, die wartete, bis sie werfen konnte. Sie sollte drei Teilnehmer hinter Tyrone an der Reihe sein und würde daher wissen, welche Zeiten zu übertreffen waren. Tyrone hatte gesagt, dass die Zeiten bis jetzt nicht sehr gut gewesen seien und sowohl er als auch Nadine beim Training schon besser geworfen hätten.

Der Schiedsrichter, der am nächsten beim Kreis stand, hob den Arm und bedeutete Tyrone zu warten. Dann rief er einen seiner Kollegen heran und begann, sich mit ihm zu beraten.

»Jetzt mach schon!«, sagte Howard, »Lass den Jungen werfen, bevor ihm der Arm abfällt!«

»Idiot«, sagte seine neben ihm stehende Frau.

Er sah sie an. »Wen meinst du damit?«

»Eigentlich den Schiedsrichter, aber wenn du dich angesprochen fühlst ...«

Das war doch die Höhe. Was passte ihr denn jetzt wieder nicht? Er hatte doch gar nichts getan. Howard warf ihr einen wütenden

Blick zu. Seine Frau starrte ihn böse an. Tyrone blieb noch einige Sekunden im Kreis stehen, dann ging er zu den Schiedsrichtern hinüber. Howard konnte nicht verstehen, was sein Sohn sagte, aber den Schiedsrichtern schien es nicht sonderlich zu gefallen.

Einer der Schiedsrichter hob die Hand und versetzte Tyrone einen Schlag gegen den Kopf.

»Verdammst!«, schrie Howard. »Hast du das gesehen? Er hat unseren Sohn geschlagen!« Kaum hatte er das gesagt, rannte er auch schon auf die Schiedsrichter und seinen Sohn zu.

Dem zweiten Schiedsrichter war inzwischen wohl klar geworden, dass der Schlag völlig unbegründet war, denn er holte aus und schlug seinem Kollegen mitten auf den Mund. Der Mann ging sofort zu Boden. Ausgleichende Gerechtigkeit, aber das ärgerte Howard nur noch mehr.

»Lass ihn los!«, brüllte Howard, während er auf die beiden zurann. »Das Schwein gehört *mir!*«

Jetzt mischte sich auch Tyrone ein und trat dem am Boden liegenden Schiedsrichter mit voller Wucht in die Rippen. Es klang, als würde jemand eine Wassermelone fallen lassen. *Flopp!*

Während Howard auf die drei zulief, hörte er laute Geräusche, die den Hügel heraufdrangen: Autos hupten, Metall krachte auf Metall. Er hielt abrupt an, als sich der zweite Schiedsrichter nach ihm umdrehte.

»Gehen Sie sofort aus dem Kreis!«, schrie der Mann. »Sie haben hier nichts zu suchen.«

»Ach ja?«, entgegnete Howard. »He, Kumpel, ich bin aber schon hier! Und was willst du jetzt machen?«

Tyrone versetzte dem am Boden liegenden Schiedsrichter noch einen Fußtritt, der allerdings nicht so gut war wie der erste; das Geräusch war um einiges flacher. *Schwache Leistung, mein Sohn.*

Der zweite Schiedsrichter schleuderte Howard einen Heuwender entgegen. Dieser wich dem Gerät aus, kam hoch, landete einen schnellen linken Haken im Gesicht und dann eine rechte Gerade am Kinn des Gegners. Das genügte. Der Trottel kippte bewusstlos nach hinten und krachte wie ein gefällter Baum auf den Rasen. *Idiot!*

Der Schiedsrichter, den Tyrone mit Füßen trat, kam wieder auf die Beine und stürzte sich auf den Jungen, aber bevor Howard hinüberlaufen konnte, waren schon die beiden Nadines bei ihnen. Seine Frau rammte dem Kerl ihr Knie in den Schritt, während die kleine Nadine sich an seinen Arm hängte und ihn in die Schulter biss. Howard wurde wütend, denn schließlich war es *seine* Sache, hier aufzuräumen; dazu brauchte er die verdamten Frauen nicht, die ihm sowieso nur im Weg waren ...

Als er auf sie zugehen wollte, kam laut hupend ein großer, babyblauer Cadillac mit eingeschalteten Scheinwerfern über das Gras gefahren. Der Wagen raste in eine Gruppe aus fünf Männern, die auf dem Rasen standen und dem Fahrer den Mittelfinger zeigten. Die Männer flogen wie Puppen in alle Richtungen, als der Mann im Cadillac Gas gab.

Selbst schuld, wenn sie sich mit jemandem anlegen, der mit Vollgas auf sie zukommt.

»Das habt ihr jetzt davon!«, kreischte der Mann am Steuer. Dann fing er an zu lachen.

Vier oder fünf andere Leute griffen den Cadillac an und schlugen mit ihren Fäusten und Füßen dagegen. Der Fahrer, der immer noch wie verrückt lachte, warf einen Donut ins Gras.

*Irgendetwas stimmt hier nicht*, dachte Howard. Er schüttelte den Kopf, dann sah er zu dem Mann hinüber, den er gerade bewusstlos geschlagen hatte. Was hatte er nur getan?

Er blickte den Hügel hinunter und sah etwa ein Dutzend Leute miteinander kämpfen. Unter ihnen war auch ein Polizeibeamter. Der Cop zog seine Pistole und eine schnelle Folge von Schüssen drang den Hügel hinauf. Howard konnte die Schreie der Verwundeten hören.

Benommen starre er den Hügel hoch. Dort oben waren ebenfalls Leute, aber sie kämpften nicht, sie standen nur da und sahen überrascht zu.

Howard fühlte sich wie betäubt, weil er so wütend war, aber ein Gedanke konnte seinen Zorn durchdringen: Diese Stelle hier war schlecht. Den Hügel hinunter war es noch schlechter, aber den Hügel hinauf war es besser. Und deshalb ...

»Kommt mit!«, rief er zu seiner Familie hinüber. »Wir müssen den Hügel rauf!«

»Hau ab!«, brüllte Tyrone zurück.

Die kleine Nadine ließ den Schiedsrichter los, der wie am Spieß schrie. Sie starre Howard an. »Was ist hier eigentlich los?« Sie klang ängstlich.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht Gas. Wir müssen hier weg. Hilf mir.«

Seine Frau trat dem Schiedsrichter, der jetzt vor Schmerz nur noch stöhnen konnte, noch einmal in die Hoden. Howard packte sie und zog sie von ihm weg.

»Lass mich los! Er hat meinen Sohn geschlagen!«

Howard zerrte sie mit sich. »Tyrone!«

Der Junge drehte sich um. Die rasende Wut, die sein Gesicht verzerrte, schien sich ein wenig zu legen. Er sah seinen Vater fragend an. »Dad?«

»Den Hügel hinauf. Los! Lauf den Hügel hinauf!«

Tyrone nickte. Die kleine Nadine nahm seine Hand und rannte

mit ihm zusammen nach oben. Howard musste Nadine mit Gewalt von der Wiese wegbringen. Er hielt sie fest und trug sie streckenweise den Hügel hinauf. Erst nach hundert Metern hörte sie auf, nach ihm zu schlagen und ihn zu beschimpfen. Sie war sehr viel stärker, als er gedacht hatte.

Als sie zweihundert Meter von der Wiese entfernt waren, kam Nadine wieder zu sich. »John? Was ...«

»Ich weiß es nicht, Liebling. Aber egal, was es ist, weiter oben ist die Lage besser. Komm.«

Sie holten die Kinder ein und rannten weiter. Howard warf einen Blick zurück, während er lief. Der Cadillac lag auf der Seite und der Fahrer, den man aus dem Fahrzeug gezogen hatte, auf dem Boden. Er wurde von mehreren Leuten getreten und war tot. Von weiter unten drangen Schüsse herauf. Autos hupten und stießen zusammen. Alle rasten vor Wut und schrien einander unzusammenhängende Beschimpfungen zu. Die Menschen in diesem wunderschönen Park, in diesem Land, das die Einheimischen »Gottes Land« nannten, waren vollkommen verrückt geworden.

Jetzt war es das Land des Teufels.

Howard griff nach seinem Virgil. Wen sollte er anrufen? Die örtliche Polizei war da unten und schoss in die Menge. Sie brauchten Hilfe. Und zwar schnell.

*Sonntag, 12. Juni  
Portland, Oregon*

Dieses Mal war Toni mitgekommen und Michaels war froh, dass sie da war. Neben Toni saß Jay Gridley. Es war sieben Uhr abends und Sonntag, aber heute würde keiner von ihnen nach Hause gehen.

»Ich erzähle euch, was wir bis jetzt haben«, sagte Michaels. »Allerdings ist das Ganze immer noch etwas vage. Heute am späten Nachmittag sind sämtliche Menschen, die sich in einem Umkreis von etwa sechzehn Kilometern um das Zentrum Westmoreland in Portland, Oregon, aufgehalten haben, verrückt geworden. Bis jetzt haben wir siebenundsechzig bestätigte Todesfälle – Morde, Notwehr, Verkehrs- und sonstige Unfälle. Etwa dreihundert Menschen sind so schwer verletzt, dass sie ins Krankenhaus gebracht werden mussten, mehrere tausend sind mit leichteren Verletzungen davongekommen. Was auch immer den Amoklauf verursacht hat, scheint inzwischen vorbei zu sein, aber in der Stadt ist das Chaos ausgebrochen. Es gibt ständig weitere Tote und Verletzte.«

»Du lieber Himmel. Wie geht es General Howard?«, fragte Jay.

Howard war derjenige gewesen, der sie informiert hatte. Er hatte zuerst die Nationalgarde und dann Michaels angerufen.

»Dem General und seiner Familie geht es gut. Offenbar haben sie sich am äußersten Rand des Wirkungskreises aufgehalten. Ein paar hundert Meter weiter innen und es hätte erheblich schlimmer ausgehen können. Was haben Sie bis jetzt für mich?«

»Wenn wir davon ausgehen, dass die Strahlung von einer äußerst leistungsfähigen Sendestation kommt, müssen wir nur noch herausfinden, welche es gewesen ist – und von wem sie betrieben wird. Ich hatte so eine Ahnung und habe bei HAARP angerufen. Bei dem Gespräch mit einem der Wachposten habe ich herausgefunden, dass die Anlage bis auf einige Kalibrierungstests den Sommer über gar nicht in Betrieb ist«, sagte Jay.

»Das hat Morrison mir auch gesagt«, warf Michaels ein.

»Zurzeit ist Morrison gerade oben und führt einen dieser Tests durch. Und jetzt kommt's – dem Besucherbuch des Wachpostens zufolge hat Morrison an den zwei Tagen, an denen die Einwohner

der beiden Dörfer in China übergeschnappt sind, ebenfalls solche Kalibrierungen durchgeführt.«

»Großer Gott!«

»Genau. Das wäre doch ein erstaunlicher Zufall, oder?«

»Toni? Was hältst du davon?«

»Ich glaube, du solltest dich einmal mit diesem Dr. Morrison unterhalten.«

Michaels nickte. »Ich besorge einen Haftbefehl und schicke ein paar US-Marshals zu HAARP.«

»Wollen Sie die Sache nicht lieber den Jungs vom FBI überlassen?«, fragte Jay.

»Noch nicht«, antwortete Michaels. »Diese Schweinerei fällt in unser Ressort. Und falls möglich, sollten wir sie auch selbst beseitigen.«

Vielleicht hatte Morrison überhaupt nichts mit der Sache zu tun, aber angesichts der Situation in Portland konnten sie es nicht darauf ankommen lassen. Der nächste Zwischenfall könnte überall stattfinden – New York, Chicago, Washington D.C. Wenn sich Senatoren und Kongressabgeordnete gegenseitig die Schädel einschlugen, gäbe das zwar eine gute Schlagzeile in der Zeitung, aber anschließend würde das Land im Chaos versinken.

Einen Haftbefehl konnte er problemlos bekommen und wahrscheinlich gab es auch irgendwo in Alaska einige Marshals, die Morrison in Gewahrsam nehmen konnten. Und bei der Gelegenheit konnte er auch gleich General Howard anrufen. Nach den Erfahrungen, die John in Portland gemacht hatte, würde er sicher ein paar Wörtchen mit Morrison reden wollen.

*Sonntag, 12. Juni  
Gakona, Alaska*

Ventura sah auf die Uhr. Der Test an sich war vor mehr als sechs Stunden beendet worden, aber Morrison war der Meinung, dass er noch einige Kalibrierungen durchführen musste, um den Schein zu wahren. Ventura wusste, dass es letztendlich keine Rolle mehr spielen würde, aber der Wissenschaftler ließ sich nicht davon abbringen. Es war schon spät und Ventura war zwar nicht müde, aber dafür etwas nervös. Die Chinesen hatten sich noch nicht gemeldet und es gefiel ihm nicht, längere Zeit über an einem Ort bleiben zu müssen – nicht in dieser Phase der Verhandlungen. Die Luft in dem Trailer roch verbraucht und draußen musste es sich um einige Grad abgekühlt haben, weil ein elektrischer Heizofen ständig ein- und ausgeschaltet wurde.

Während HAARP irgendwelche automatische Prozesse ablaufen ließ, lag Morrison am anderen Ende des Raums auf einer hässlichen Couch aus braunem Kunstleder und schlief wie ein Baby.

Venturas Kommunikationseinheit, die er am Gürtel trug, vibrierte lautlos. Er berührte das Mikrofon des drahtlosen Headsets an seinem linken Ohr. »Ja?«

»Wir haben Gesellschaft. Zwei Fahrzeuge, vier Personen. Sie haben gerade Perimeter eins passiert.«

»Ich brauche mehr Informationen.«

»Sandfarbene Fords, Zivilfahrzeuge, neu, Schwarzwandreifen, vermutlich Regierungskennzeichen. Drei Männer, eine Frau, mehr kann ich nicht erkennen. Cunningham wird mit seinem digitalen

Sichtgerät sicher mehr sehen können, wenn sie unter der Eisenbahnbrücke sind.«

»Verstanden.«

Ventura lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er spürte die drohende Gefahr. Wer kam mitten in der Nacht hierher? Er sah wieder auf die Uhr. Wenn sie mit der vorgeschriebenen Geschwindigkeit fuhren, erreichten sie die Brücke ... ungefähr ... jetzt.

Das Telefon vibrierte.

»Sprechen Sie.«

»Von vorn, drei Männer, eine Frau. Gepflegt, Mitte dreißig, alle tragen die gleichen dunklen Blousons, vielleicht blau. Moment, sie fahren gerade an mir vorbei ... Der Winkel hier ist schlecht, ich kann ihren Rücken nicht sehen. Ich habe nur einen flüchtigen Blick auf etwas werfen können, das von der Seite wie ein Logo auf den Blousons aussieht, alles konnte ich nicht erkennen, die letzten Buchstaben sehen aus wie H-A-L ... Das war's. Zach hat richtig gesehen, die Kennzeichen sind von der Regierung.«

Hörte sich an, als wäre die Bundespolizei im Anmarsch. H-A-L. Die letzten Buchstaben von »Marshal«, wie bei den reflektierenden, gelben Buchstaben auf dem Rücken einer Windjacke: U.S. Marshal. Wenn er Dr. Morrison entführen wollte, würde er es vielleicht auf diese Art versuchen. Sein Entführungsteam als Polizisten oder Feuerwehrmänner oder Bundespolizei zu tarnen war ziemlich clever. Wer würde einen Feuerwehrmann auf dem Weg zu einem Brand aufhalten? Oder einen Polizisten auf dem Weg zu einem Verkehrsunfall?

Es sei denn, es war *wirklich* die Bundespolizei.

»Verstanden. Ende.«

Ventura rief den Anführer der beiden Männer an, die das Tor zur Anlage beobachteten. »Lassen Sie sie vorbei, aber versuchen sie

mitzuhören, was sie zu dem Wachposten am Tor sagen, wenn er sie einlässt.«

»Verstanden.«

Ventura unterbrach die Verbindung und ging zu der Couch, auf der Morrison schlief. »Wachen Sie auf, Dr. Morrison.«

»Wie? Was ...?«

»Hören Sie mir gut zu. Meine Leute haben mir gerade gemeldet, dass zwei Fahrzeuge, die offenbar der Bundespolizei gehören, auf dem Weg hierher sind.«

Das Telefon vibrierte wieder.

»Sprechen Sie.«

»Wir haben das Gespräch über unser Richtmikrofon belauscht. Die Wageninsassen haben gesagt, sie seien US-Marshals mit einem Haftbefehl. Sie haben gefragt, wo sie Morrison finden könnten. Der Wachposten hat es ihnen gesagt, dann hat er sie auf das Gelände fahren lassen.«

»In Ordnung. Alles zurückziehen zum Treffpunkt A. Rufen Sie die anderen an und informieren Sie sie.«

»Verstanden.«

Ventura führte noch ein Gespräch. »Merkur geht unter«, sagte er.

»Verstanden. Wir kommen.«

»Ende.«

Ventura sah Morrison an. »Die Jungs haben dem Wachposten gesagt, sie seien US-Marshals. Sie sollen verhaftet werden.«

Morrison schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein. Sie können überhaupt nicht wissen, dass ich etwas mit der Sache zu tun habe. Ich habe sämtliche Spuren verwischt.«

»Das müssen Sie mir schon etwas genauer erklären.«

»Aus den Computerdateien ist nichts gestohlen worden, es sieht nur so aus, als hätte sich jemand in das System gehackt. Ich bin von

einem Mac-Laden in San Francisco aus in das System eingedrungen, von einem Ausstellungsstück, das einen Netzanschluss hatte. Ich hatte ein Passwort, aber bevor ich es benutzt habe, habe ich ein paar Mal an die Tür gehämmert, damit es echt aussieht. Auf dem Weg in das System habe ich zudem ein paar Dateien beschädigt. Es war an einem Samstagmorgen, das Geschäft war voller Kunden. Niemand hat mich bemerkt, ich habe mit keinem gesprochen. Selbst wenn es jemand schaffen würde, meinen Weg über den Server des Ladens zu verfolgen, würde das vor dem Mac enden – ich bin nur ein Kunde gewesen, der die Hardware ausprobiert hat. Außerdem habe ich das System mit der Stimme aktiviert. Keine Hände, also auch keine Fingerabdrücke und keine DNS. Ich *kann* gar nicht mit der Sache in Verbindung gebracht werden.«

»In Ordnung. Wenn es keine echten Marshals sind, müssen sie zu den Chinesen gehören.« Ventura schüttelte den Kopf. »Aber das wäre nicht logisch.«

»Warum nicht?«

»Die Chinesen wissen, dass ich bei Ihnen bin, und Sie wissen auch, wer ich bin – zumindest teilweise. Aber sie haben nur vier Leute geschickt. Sie müssen fest davon überzeugt sein, dass wir auf den Trick hereinfallen, doch dann würden sie zu viel riskieren. Es sei denn ... das Ganze ist ein Ablenkungsmanöver. Sie lenken unsere Aufmerksamkeit auf die Marshals, während sie etwas anderes versuchen. Ja, das macht schon mehr Sinn.«

»Was werden wir tun?«

»Wir gehen. Ich habe einen dieser kleinen Wagen holen lassen, er ist leise und in der Dunkelheit werden sie uns nicht sehen. Später werden wir dann in einen Pickup umsteigen, der uns an einer Stelle erwartet, wo ihn niemand bemerkt.«

»Draußen ist überall die Außenbeleuchtung eingeschaltet«, and-

te Morrison ein. »Und der Landeplatz für den Hubschrauber leuchtet wie ein Weihnachtsbaum. Sie werden uns mit Sicherheit bemerken.« »Nein, das werden sie nicht. Kommen Sie.«

Als er Ventura folgte und den Trailer verließ, machte Morrison sich vor Angst fast in die Hosen. Er musste auf die Toilette und das dringend und konnte kaum Luft holen, ohne laut zu keuchen. Das hatte er nicht erwartet. Nicht so etwas. Es wirkte alles so unreal. Er kam sich vor wie in einem verrückten Albtraum.

Da das FBI oder die Net Force nicht wissen konnten, dass er in die Sache verwickelt war, mussten es diese verdammten Chinesen sein, die ihn holen wollten. Und er war sich ganz sicher, dass er ihnen, wenn sie ihn in eine Zelle steckten und jemand lediglich drohte, ihm die Fingernägel herauszureißen oder die Hoden zu zerquetschen, alles sagen würde, was sie wissen wollten.

Und er würde auch gar nicht lange brauchen, um es ihnen zu sagen.

Die Technologie, mit der man vorübergehend eine Psychose im menschlichen Gehirn auslösen konnte, war zwar nicht gerade einfach zu verstehen, aber wenn man sie erst einmal begriffen hatte, war die Ausführung kein Problem. Obwohl die Forscher seit Jahren alle Teile des Puzzles hatten, war niemand in der Lage gewesen, das Puzzle zusammenzusetzen. Sie hatten nicht einmal gewusst, dass die einzelnen Teile zusammengesetzt werden mussten. Die Sendefrequenzen mussten genau variiert werden, sie mussten eine bestimmte Zeit lang gesendet werden und sie mussten in den richtigen Intervallen wiederholt werden. Man brauchte einen Computer, um die gesamte Sequenz zu berechnen – für ein menschliches Gehirn war sie zu kompliziert –, und wenn auch nur eine Variable einen minimal abweichenden Wert hatte, funktionierte das Ganze nicht mehr. Die Chance, den richtigen Kode per Zufall so einzustel-

len, war verschwindend klein, selbst wenn es darum ging, die Ergebnisse von Morrison nur teilweise zu erzielen. Er machte sich nichts vor. Natürlich hatte er Glück gehabt. Aber er war auch gut gewesen. Und im Grunde genommen war es gar nicht sein Ziel gewesen, Menschen in den Wahnsinn zu treiben – er hatte herausfinden wollen, ob und wie man das menschliche Verhalten gezielt beeinflussen konnte, was ihm aber nicht gelungen war. Auf der Suche nach Diamanten war er sozusagen über Opale gestolpert. Zwar auch wertvolle Steine, aber eben nicht das, was er gesucht hatte – he! Wo wollte Ventura denn hin?

»Der Wagen steht doch da drüben«, sagte Morrison. »Das ist die falsche Richtung!«

»Nein. Wir müssen zuerst noch etwas anderes erledigen.«

Ventura zog seine Pistole, während sie sich dem Generatorgebäude näherten. Morrisons kleine Waffe steckte in seiner Jackentasche, aber sie war kein großer Trost für ihn. Wenn sie an Ventura vorbeikamen, hatte er vermutlich keine Chance mehr, sie aufzuhalten. Vielleicht *starb* er hier. Heute Abend. Sehr bald schon.

Das Scheinwerferlicht der herannahenden Autos drang durch die Bäume. Sie waren fast da!

Er musste es Ventura sagen. »Sie sind schon fast da!«

In diesem Moment hatten sie das Generatorgebäude erreicht. »Sie bleiben, wo Sie sind. Ich werde mich kurz um die Stromversorgung kümmern«, sagte Ventura.

Er verschwand im Gebäude.

Morrison versuchte, ruhiger zu werden. Er zwang sich zu langsamem, tiefen Atemzügen, aber es half nichts. Sein Herz schlug so schnell, dass er es am ganzen Körper spüren konnte. *Jetzt mach schon!* Zuerst ging die Beleuchtung aus, dann wurde das tiefe Brummen der Dieselgeneratoren immer leiser.

Plötzlich stand Ventura wieder neben ihm. »Wenn Sie Licht haben wollen, müssen sie die Generatoren wieder einschalten. Kommen Sie.«

»Was ist mit Nachtsichtgeräten? Sie werden doch welche dabei haben.«

»Ich hätte bestimmt welche dabei, aber es spielt keine Rolle, ob sie Nachtsichtgeräte haben oder nicht. Ich habe nämlich eine kleine Überraschung für sie.« Er klopfte auf seine Hosentasche. »Kommen Sie, es ist Zeit, dass wir verschwinden.« Er lächelte. Es war der fröhlichste Gesichtsausdruck, den Morrison bis jetzt bei ihm gesehen hatte.

Es wirkte wie ein Glas kaltes Wasser in seinem Gesicht. »Das hier macht Ihnen *Spaß!*«, stellte Morrison entgeistert fest.

»Natürlich. Das ist mein Job, Dr. Morrison. Bleiben Sie dicht hinter mir.«

Sie fingen an zu laufen. Ventura spürte, wie ihm das Adrenalin ins Blut schoss, und er versuchte erst gar nicht, etwas dagegen zu unternehmen. Diese Adrenalinschübe waren wie ein Ritt auf einem halb wilden Hengst. Wenn man oben blieb und das Pferd in die richtige Richtung laufen ließ, war es ein aufregender Ritt mit halsbrecherischer Geschwindigkeit. Man zwang ihm den eigenen Willen auf und konnte fliegen wie der Wind. Verlor man die Kontrolle, hatte man ausgespielt. Es war das Zen des Lebens und des Todes, der Teil von ihm, den er vor anderen verbarg. Der ultimative Test, der ideale Weg, um völlig im Moment zu existieren. Die Vergangenheit war tot, die Zukunft noch nicht geboren, es gab nur das *jetzt!* Ein Fehler und man war tot. Ging alles gut, lebte man weiter.

Aber damit es ein echter Test war, musste man für ausgeglichene Verhältnisse auf dem Spielfeld sorgen. Vier gegen einen war nicht fair. Nicht, wenn der eine Ventura war. Er war im Vorteil. Sie muss-

ten Morrison lebend fangen und wurden dadurch etwas behindert. Deshalb wollte er ihnen eine Chance geben. Er hätte mit Morrison sofort fliehen können. Die Beleuchtung auszuschalten war gar nicht notwendig gewesen – sie würden nicht nach zwei Männern in einer Art Golfwagen suchen, sondern davon ausgehen, dass ihre Beute in einem Trailer war. Es konnte natürlich sein, dass sie nur ein Ablenkungsmanöver waren, um ihn zu beschäftigen, während der echte Angriff vorbereitet wurde, aber diese Möglichkeit hatte Ventura bereits in Betracht gezogen. Er wusste, dass er ihnen weit voraus war und keine unmittelbare Gefahr bestand. Und daher wartete er noch. Er hatte den Strom ausgeschaltet, so dass alles um sie herum dunkel war, aber für sie war es auch eine Warnung: Ich weiß, dass ihr da seid. Lasst uns ein bisschen spielen. Kommt und sucht mich.

Einen unbewaffneten Mann niederzumetzeln machte keinen Spaß. Die Herausforderung bestand darin, an seinen hervorragend ausgebildeten Leuten vorbei zu ihm zu gelangen. Es war die Pirsch, die zählte, nicht der Abschuss; der Weg, nicht das Ziel. Jeder Idiot konnte den Schuss abgeben, wenn er erst einmal in der richtigen Position war. In die richtige Position zu gelangen – darauf kam es an. Immer.

»Hier entlang«, sagte Ventura.

»Woher wollen Sie das wissen? Ich kann nicht einmal die Hand vor Augen sehen!«

Die beiden Autos hielten an. Ventura hörte Türenschlagen und gedämpfte Stimmen. »Vertrauen Sie mir«, erwiderte Ventura. »Ich weiß genau, was ich tue.«

Sein Telefon vibrierte. »Was ist los?«

»Wir bekommen noch mehr Besuch. Ein Schwarzer in einem neuen Dodge, Kennzeichen aus Alaska, sieht aus wie ein Mietwagen. Er ist gerade an mir vorbeigefahren.«

Ventura runzelte die Stirn. Wer war das denn? War es nur ein Zufall? Ein Fischer, der zu spät in sein Hotel fuhr, oder war das schon Plan B? Aber ein Schwarzer? Das wäre ungewöhnlich, denn die Chinesen mochten Schwarze nicht besonders. Doch eigentlich mochten sie niemanden so richtig, der nicht Chinese war. Vielen Leuten im Westen war nicht klar, dass Asiaten die größten Rassisten der Welt waren. Sie hassten nicht nur den Westen, auf den sie mit Verachtung herabsahen, sie hassten sich auch noch gegenseitig. Die Chinesen hassten die Japaner, die Japaner hassten die Koreaner, die Koreaner hassten die Vietnamesen. Und dazu kamen noch alle möglichen Variationen. Schlimmer als Ausländer waren nur noch Mischlinge.

Wer immer es auch war, es spielte keine Rolle. Solange Ventura wusste, wo der Mann sich aufhielt, war er für ihn kein Problem, nur eine Figur mehr auf dem Spielbrett, die er im Auge behalten musste. »Halten Sie mich auf dem Laufenden«, sagte Ventura. Er unterbrach die Verbindung. »Dr. Morrison, wir machen jetzt eine kleine Fahrt in dieser schönen Sommernacht.«

Morrison starrte ihn an. Der erstaunte Ausdruck, der sich auf seinem Gesicht ausgebreitet hatte, als ihm klar geworden war, dass Ventura die Situation hier Spaß machte, war immer noch nicht verschwunden.

Ein Mann wie Morrison konnte es natürlich nicht verstehen. Männer wie er verstanden es nie.

*Sonntag, 12. Juni  
Beaverton, Oregon*

Tyrone stand vor dem Getränkeautomaten im Hotel und zog seine Kreditkarte durch den Scanner-Schlitz. Als das Guthaben auf dem Bildschirm angezeigt wurde, drückte er auf einen Knopf, der eine Plastikflasche Cola in den Ausgabeschlitz beförderte. Der Lärm, den der Automat dabei machte, hallte durch die stille Nacht.

Er war immer noch durcheinander. Sobald sich alles wieder einigermaßen beruhigt hatte, war sein Dad nach Alaska gefahren, um den Mann zu verhaften, der vermutlich für das verantwortlich war, was bei dem Bumerangturnier geschehen war. Tyrone, Nadine und seine Mutter waren in einem Motel, kilometerweit vom Park entfernt, und der Wahnsinn hatte aufgehört, aber er konnte die Bilder nicht aus seinem Kopf vertreiben. Es war wie eine Art Albtraum gewesen. Er hatte Menschen töten wollen, und wenn er eine Waffe gehabt hätte – ein Messer, eine Pistole oder einen Stock –, *hätte* er auch jemanden getötet. Und das Schlimmste daran war, dass er sich auch noch darüber gefreut hätte.

Er trank einen Schluck Cola. Als er sich noch ausschließlich für Computer interessiert hatte, war das Leben einfacher gewesen. Er hatte zu Hause gegessen, sich ins Web eingeloggt und sein Leben in der VR verbracht. Kaum hatte er Mädchen und Bumerangs entdeckt, war alles erheblich komplizierter geworden. Wer nichts risikiert, gewinnt auch nichts – aber er verliert auch nichts. Doch bei dem Gedanken daran, wieder so zu sein wie früher – ein Computerfreak mit Schwielen am Hintern vom vielen Sitzen –, schüttelte

es ihn. Nein, das wollte er nicht. Data interruptus, würde Jimmy-Joe jetzt sagen.

Das Turnier war nach dem Massaker abgebrochen worden. Er hatte nicht einmal die Chance gehabt, an den Start zu gehen. Ange-sichts der vielen Toten und Verletzten war es natürlich völlig unwichtig, ob man bei einem solchen Wettkampf gewann oder verlor, aber trotzdem fragte er sich, wie er wohl abgeschnitten hätte.

»Hallo, Ty.«

Nadine stand vor ihm. »Hallo«, sagte er.

»Konntest du nicht schlafen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

Sie standen ein paar Sekunden lang schweigend nebeneinander.  
»Möchtest du eine Cola?«

»Ich möchte nur einen Schluck von deiner, wenn dir das nichts ausmacht.«

»Nein, kein Problem.« Er gab ihr die Plastikflasche und sah zu, wie sie daraus trank.

Sie gab ihm die Flasche zurück. »Glaubst du, es stimmt?«, fragte sie. »Dass es jemand absichtlich gemacht hat?«

»Mein Dad glaubt es und er kennt sich mit so etwas aus. Daher glaube ich es auch.«

»Warum? Warum sollte jemand so etwas tun? Menschen bestrahlen und sie wahnsinnig machen? Warum bringt jemand Menschen dazu, dass sie sich gegenseitig wehtun?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich kann mir auch nicht vorstellen, welchen Grund jemand dafür haben könnte.«

»Ich finde es furchtbar, was ich dabei gefühlt habe«, sagte sie. »Ich war so wütend. Ich *wollte* den anderen wehtun. Ich habe in den Nachrichten Videoaufnahmen davon angesehen. Sie haben eine

katholische Schule irgendwo in der Stadt gezeigt. Ein paar Nonnen haben einen Hausmeister so lange geschlagen, bis er nur noch ein blutiger Fleischklumpen war. Wie konnte so etwas nur passieren? Wenn es etwas gibt, das Nonnen dazu bringt, so etwas zu tun, macht mir das Angst.«

Er sah, dass sie kurz davor war, in Tränen auszubrechen. »Ja. Mir macht es auch Angst. Aber es kommt alles in Ordnung. Mein Dad wird den Kerl schon kriegen. Es kann nichts mehr passieren.«

»Meinst du?«

»Ja. Da bin ich sicher.«

Sie lächelte ihn an und danach ging es ihm auch schon viel besser. Tyrone trank noch einen Schluck aus seiner Cola. Hoffentlich trat sein Dad diesem Kerl kräftig in den Hintern.

*Montag, 13. Juni*

*Gakona, Alaska*

Howard war immer noch verärgert. Die US-Marshals hätten ihn eigentlich am Flughafen treffen sollen, aber sein Flug war mit einer Stunde Verspätung in Seattle gestartet und sie hatten nicht auf ihn gewartet. Er hasste es, zu spät zu kommen, doch er hatte nichts dagegen tun können. Eine offizielle Beschwerde einlegen war schlecht möglich, da die Net Force für diesen Fall gar nicht zuständig war, obwohl Michaels den Haftbefehl besorgt hatte und die Marshals Morrison im Hauptquartier des FBI in Quantico abliefern würden. Und als Commander des militärischen Arms der Net Force hatte er bei einem Einsatz dieser Art eigentlich gar nichts zu suchen. Trotzdem war er stocksauer, weil sie ihn einfach hatten stehen lassen. Es war schlicht und ergreifend Höflichkeit unter Kollegen – er hätte mit Sicherheit auf sie gewartet.

Howard mietete ein Auto und verstieß gegen sämtliche Geschwindigkeitsbegrenzungen, um sie einzuholen, aber als er Gakona erreichte, sah er immer noch nichts von den Marshals. Er konnte sich nicht vorstellen, dass er sie überholt hatte, also mussten sie bereits auf dem Gelände von HAARP sein. Vermutlich hatten sie Morrison schon eingesammelt und waren wieder auf dem Rückweg. Wenn sie ihm auf der anderen Straßenseite entgegenkamen, würde er sie wohl kaum übersehen können, denn der Verkehr hier war ziemlich dünn. In der letzten Stunde hatte er nur ein paar Autos und Lastwagen gesehen und in den letzten 15 Minuten überhaupt niemanden mehr. Aber das war eigentlich keine Überraschung, schließlich war es fast zwei Uhr morgens und er fuhr auf einer Straße, die durch die riesigen Waldgebiete im äußersten Nordwesten der Vereinigten Staaten führte. Mit dem Harbor Freeway in L.A. zur Hauptverkehrszeit konnte man das wohl kaum vergleichen.

Die schmale Straße, auf der er sich gerade befand, verlief parallel zu einem hohen Maschendrahtzaun, dessen oberes Ende mit Stacheldraht gesichert war. Überall hingen Warnschilder, die das Gelände als Regierungseigentum auswiesen. HAARP lag sicher auf der anderen Seite des Zauns, irgendwo hinter dem Wald aus Nadelbäumen.

Nach einer Weile konnte er das menschliche Röhren, das ihn schon seit einigen Kilometern geplagt hatte, nicht mehr ignorieren. Wenn er jetzt nicht anhielt und pinkelte, würde er platzen.

Er fuhr den Wagen an die Seite und stellte Motor und Scheinwerfer ab. Dann wartete er einen Moment, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten und stieg aus. Er goss die Pflanzen, die dem Seitenstreifen am nächsten waren. Nachdem er sich erleichtert hatte, zog er den Reißverschluss an seiner Hose wieder

hoch. Hier draußen war es stockdunkel, ohne jede Lichtquelle, nur der wolkenlose Himmel mit seinen funkelnden Sternen und das Leuchtzifferblatt seiner Uhr gaben etwas Licht. Es war kühl, aber nicht kalt und der Geruch von Nadelbäumen, Autoabgasen und Urin vermischtete sich zu einem unangenehmen Gestank. Und ruhig war es auch, bis auf einige Moskitos, die in der Luft herumschwirrten. Mitten in der Wildnis zu sein, allein, ohne eine Menschenseele in der Nähe, hatte etwas Beruhigendes an sich.

Dem letzten Straßenschild nach musste er das Tor zum Gelände fast erreicht haben. Howard wollte gerade zu seinem Wagen zurückgehen, als er einen hellen Lichtblitz über den Baumwipfeln bemerkte. Es sah aus wie die elektrische Entladung bei einem Wärmegewitter, ein kurzes Aufleuchten vor dem Nachthimmel. Was war das?

Aber da war das Licht auch schon verschwunden und die Nacht wurde wieder von der Dunkelheit erobert. Das war merkwürdig, denn so nah an HAARP hätte er eigentlich einen Lichtschein vom Gelände sehen müssen. Er hatte schon Patrouillengänge in der Wildnis unternommen, wo man den Schein eines Lagerfeuers oder einer Propanlaterne kilometerweit sehen konnte. Auf dem Gelände hätten zumindest ein paar Lampen brennen müssen.

Fast unmittelbar nachdem der Lichtschein verschwunden war, hörte er drei Schüsse, gefolgt von zwei weiteren, die lauter und deutlicher klangen. Die Schüsse hallten in der Dunkelheit, so dass es schwierig war, die genaue Richtung festzustellen, aber es klang, als kämen sie von rechts hinten. Innerhalb des Zauns und nicht allzu weit weg. Howard war sicher, dass es Schüsse gewesen waren, und es klang, als wären sie aus Handfeuerwaffen abgefeuert worden. Zwei Schützen, ziemlich nah beieinander, mit unterschiedlichen Kalibern. Die Schüsse, die er zuletzt gehört hatte, stammten

aus einer .357 Magnum, da war er sich sicher. Der Knall war ihm vertraut, da er selbst schon unzählige dieser Patronen abgefeuert hatte. Zwei Schützen, die auf dasselbe Ziel feuerten? Oder aufeinander?

Fast reflexartig ging seine Hand zum Gürtel, wo er in einem Holster hinter der rechten Hüfte seinen neuen Revolver trug. Er berührte den Griff der Waffe, wie um sich zu vergewissern, dass sie noch da war.

Es konnte alles Mögliche sein – Einheimische, die mit Autos und Scheinwerfern wilderten, Betrunkene, die auf Bierflaschen schossen, vielleicht sogar ein paar Camper, die in ihrem Zelt von einem Bären angegriffen worden waren und die Nerven verloren hatten. Aber da Howard wusste, dass ein paar US-Marshals gerade dabei waren, einen Mann zu verhaften, der aller Wahrscheinlichkeit in ein Blutbad verwickelt war, musste er auch davon ausgehen, dass bei dem Einsatz etwas schiefgelaufen war. Und was hatten Camper oder Jäger innerhalb des Zauns zu suchen?

Er öffnete die Tür und setzte sich wieder ans Steuer seines Mietwagens, dann startete er den Motor und schaltete die Scheinwerfer ein. Das Tor zum Gelände lag irgendwo vor ihm, aber Howard wendete den Wagen und fuhr den Weg zurück, den er gekommen war. Die Action war immer dort, wo es knallte.

Als er fast einen Kilometer gefahren war, wurde die Lage kritisch. Weil es so dunkel war und er beim Fahren auch noch den Zaun zu seiner Linken beobachtete und der schwarze Geländewagen auf der rechten Seite der Straße zwischen den Bäumen geparkt war, hätte er ihn fast übersehen. Aber das Licht seiner Scheinwerfer spiegelte sich kurz in seiner Windschutzscheibe – der Geländewagen war im rechten Winkel zur Straße geparkt – und bei einem schnellen Blick zur Seite entdeckte er dann das Auto. Howard

nahm den Fuß vom Gaspedal, vermied es aber, auf die Bremse zu treten, damit seine Bremslichter nicht aufleuchteten. Er fuhr langsam weiter und überlegte, was er tun sollte.

Es war gut möglich, dass der Geländewagen schon seit Tagen dort stand und leer war. Vielleicht gehörte er ja den hypothetischen Campern, die auf den gleichermaßen hypothetischen Bären schossen. In diesem Moment fiel ihm etwas ein: Ein Jäger aus Alaska hatte ihm einmal erzählt, dass man ein schweres Gewehr mit Schrotkugeln brauchte, um einen richtig großen Bär aufzuhalten. Er hatte gesagt, dass Neulingen bei der Bärenjagd auf die Frage, welche Handfeuerwaffe sie mitnehmen sollten, einfach gesagt wurde, es spielt keine Rolle, aber sie sollten auf jeden Fall das Korn abfei- len – denn dann würde es nicht so wehtun, wenn ihnen der Bär die Waffe abnahm und sie dorthin steckte, wo die Sonne nicht hinkam

...

Was jetzt, John?

Er konnte weiterfahren und gar nichts tun. Oder er konnte weiterfahren und über sein Virgil Hilfe anfordern. Aber da er mehrere Stunden mit dem Auto oder sogar dem Flugzeug von einem größeren Polizeirevier entfernt war, würde es viel zu lange dauern, bis Hilfe kam. Außerdem konnte er es nicht riskieren, das Virgil zu benutzen, bevor er wusste, mit wem er es zu tun hatte. Es bestand die Möglichkeit, dass die Täter, wer immer sie auch waren, sein Gespräch auffingen. Sie würden es zwar nicht dekodieren können, aber vielleicht gelang es ihnen, seinen Standort herauszufinden – und sie wussten, dass er hier war.

Nein, die Standardvorgehensweise der Net Force

kam nicht in Frage. Er hatte keine Wahl. Er würde weiterfahren, bis er eine Kurve hinter sich hatte oder so weit weg war, dass der Fahrer des Geländewagens – falls überhaupt jemand darin saß –

denken würde, er wäre verschwunden. Dann würde er an die Seite fahren und zu Fuß zurückgehen. Howard trug Jeans, schwarze Turnschuhe und ein dunkelgrünes T-Shirt, darüber eine dunkelgrüne Windjacke, daher würde er zwischen den Bäumen praktisch unsichtbar sein. Bei seiner Ausrüstung hatte er eine kleine Flasche Mückenschutzmittel, was jedoch nicht so wichtig war, da die Moskitos ihn normalerweise weitgehend in Ruhe ließen. Außerdem eine kleine Taschenlampe von Underwater Kinetics, die Phillips and Rodgers mit sechs Patronen und einen Schnellladestreifen mit sechs weiteren Patronen in der Jackentasche. Was brauchte man mehr für einen Spaziergang durch die Wälder Alaskas mitten in der Nacht?

Der Gedanke daran, dass es gleich etwas hektisch werden könnte, ließ ihn zielstrebig und entschlossen handeln. Als die Straße eine Kurve machte, schaltete er die Scheinwerfer aus und lenkte den Wagen auf den Seitenstreifen. Er stellte das Fahrzeug hinter ein paar Büschen ab – nicht gerade perfekt, aber mehr Deckung gab es nicht. Bevor er die Tür öffnete, schaltete er die Innenbeleuchtung ab und sobald die Lampe im Kofferraum aング, schirmte er sie mit der Hand ab, damit das Licht ihn nicht verriet, und packte mit der freien Hand die Tasche mit seiner Ausrüstung. Er holte die Taschenlampe heraus und steckte sie in die hintere Hosentasche. Dann fand er noch zwei Schnellladestreifen mit Munition, die er ebenfalls einsteckte.

Nachdem er das Mückenschutzmittel und außerdem ein Päckchen wasserfester Streichhölzer gefunden hatte, schaltete er sein Virgil aus und machte sich auf den Weg zurück zum Geländewagen, der etwa einen Kilometer die Straße hinunterstand. Howard würde nur einige Minuten brauchen, bis er ihn erreicht hatte. Er wollte sich einen Überblick über die Situation verschaffen und se-

hen, was er herausfinden konnte. Danach konnte er die Net Force oder die örtliche Polizei anrufen und ihnen sagen, was hier los war.

Oh, Mann. Er hatte nicht damit gerechnet, aber jetzt steckte er mittendrin und es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Sache zu verfolgen – egal, was es war ...

Ventura sah auf die Uhr. Kurz nach 0200. Er hatte sie auf sich aufmerksam gemacht, indem er die Beleuchtung ausgeschaltet hatte, aber die Entführer hatten ihn immer noch nicht gesehen. Er runzelte die Stirn. Waren sie wirklich so schlecht? Und wann kam der eigentliche Angriff, wenn die vier nur das Ablenkungsmanöver waren? Waren sie so gut, dass seine Leute sie übersehen hatten?

Er rief sein Überwachungsteam an. »Wo ist mein schwarzer Mann?«

»Immer noch unterwegs in Richtung Tor. Er hat den Kontrollpunkt vor einer Minute passiert und müsste bald kommen.«

Sie würden schon längst weg sein, bevor jemand durch das Tor kam. »In Ordnung. Melden Sie sich sofort, wenn ...« Er brach ab, als er bemerkte, dass es gefährlich wurde.

Zwei Sekunden später war auch Morrison klar, dass etwas nicht stimmte. »Da!«

Einer der Entführer hatte sein Fahrzeug verlassen und ging um einen der Trailer herum. Der Mann war 25, vielleicht 28 Meter von ihnen entfernt. Da es sehr dunkel war, konnte Ventura den Mann nur als dunkle Silhouette vor der hell gestrichenen Wand des Trailers sehen, die ihn auch verraten hatte. Benutzte er elektronische Geräte zur Hör- oder Sehverstärkung? Konnte er sie sehen? Hörte er den kleinen Brennstoffzellenmotor? Ventura konnte den Mann hören, weil er Fledermausohren trug – winzige, elektronische Ohrstöpsel, die bei normalen Geräuschen als Hörhilfe dienten und plötzlich auftretende laute Geräusche dämpften.

Ventura holte die Blendgranate aus seiner Tasche, zog den Sicherheitsring ab und riss die Klappe hoch, dann drückte er auf den Auslöseknopf. Er hatte fünf Sekunden und wollte, dass die Granate in der Luft explodierte. Eins ... zwei ... drei ... vier. Er warf die Granate mit gestrecktem Arm in die Luft.

Ventura schloss die Augen, weil er wusste, dass der Lichtblitz sehr grell sein würde. Allzu laut würde die Granate allerdings nicht sein.

Trotzdem konnte er die Fotonenexplosion durch die geschlossenen Augenlider hindurch sehen. Der Lichtschein wurde schwächer und er öffnete die Augen in dem Moment, in dem er den erstaunten Aufschrei des Entführers hörte. Wenn der Mann ein Nachtsichtgerät oder etwas Ähnliches trug, würden die automatischen Blenden sich für den Bruchteil einer Sekunde schließen. Wenn nicht, war er vorübergehend geblendet und konnte nichts sehen.

Ventura hob seine Pistole und ließ den kleinen Wagen anfahren. Der Entführer gab drei Schüsse ab, aber nach dem Winkel des Mündungsfeuers zu urteilen hatte er viel zu weit hinter sie gezielt. Wahrscheinlich trug er doch kein Nachtsichtgerät.

Ventura orientierte sich am Mündungsfeuer und schoss zweimal zurück. Seine Ohrstöpsel verringerten den Lärm des Schusses innerhalb von Sekundenbruchteilen auf ein erträgliches Dezibel niveau. Er hörte den Mann schreien und dann zu Boden fallen.

Einen hatte er erwischt.

Ventura lenkte den Wagen in Richtung des Zauns, auf einem Weg, den er sich schon vor einiger Zeit ausgesucht hatte. Er wechselte das Magazin und steckte das alte, in dem jetzt eine Patrone fehlte, in die Tasche. Aber etwas machte ihm Sorgen, etwas stimmte nicht und er brauchte ein paar Sekunden, bis er herausgefunden hatte, was es war:

Warum hatte der Entführer auf sie geschossen? Zwei Männer in einem kleinen Wagen, mehr als zwanzig Meter entfernt, bei Nacht? Das war ein ziemlich riskanter Schuss. Ventura, der seine Pistole meisterhaft beherrschte, hätte einen solchen Schuss nicht gewagt. Selbst wenn der Schütze wusste, wer von den beiden Ventura war – wie konnte er das Risiko eingehen, Morrison zu treffen? Er musste wissen, dass die Sache gelaufen war, wenn er den Wissenschaftler tötete und man ihm dafür das Fell über die Ohren ziehen würde. Hatten die Chinesen wirklich einen Mann auf ihn und Morrison angesetzt, der so dumm war? Jemand, der in Panik geraten und aus Versehen die goldene Gans schlachten würde, wenn er von einem grellen Licht überrascht wurde?

Es war eine von vielen Ungereimtheiten, die ihn stutzig werden ließen. Aber darüber konnte er später nachdenken – auf dem Gelände rannten immer noch drei von ihnen herum und der Mann, der in seine Nähe gekommen war, hatte ihn überrascht. Allzu leicht durfte er es dem Feind natürlich nicht machen. Sterben wollte Ventura schließlich nicht.

»Sie haben ihn getroffen«, sagte Morrison.

»Ja, habe ich.«

»Ist er ... tot?«

Ventura zuckte mit den Achseln. »Wen kümmert das? Als er den Auftrag angenommen hat, wusste er, dass es gefährlich werden könnte. Und wenn nicht, ist er ein Idiot. Oder *war* ein Idiot. Außerdem hat er zuerst auf uns geschossen. Wir haben uns nur verteidigt.«

Morrison sagte nichts mehr. Der Zaun lag hinter dem kleinen Waldstück, durch das ein schmaler Weg führte. Das Frage-und-Antwort-Spiel würde warten müssen. Ein Schritt nach dem anderen. Nur der Moment zählte.

*Montag, 13. Juni  
Gakona, Alaska*

Der letzte Einsatz von Howard war schon eine ganze Weile her und selbst das realistischste VR-Szenario konnte einem nicht vermitteln, wie es war, wenn man durch den Wald ging und sich an ein Fahrzeug heranschlich, das eventuell einen Feind enthielt. Er musste sich völlig auf seinen Tastsinn verlassen – es war so verdammt dunkel hier, dass er riskierte, mit dem Gesicht gegen einen Baum zu stoßen, wenn er nicht langsam ging. Die Taschenlampe konnte er nicht benutzen, da sie ihn verraten hätte, und er wollte gar nicht erst daran denken, was geschah, wenn er hier mit jemandem zusammenstieß, der größer und stärker war als er.

Aber da er *sie* nicht sehen konnte, konnten sie *ihn* vermutlich auch nicht sehen. Selbst wenn in dem Geländewagen mehrere böse Jungs mit Nachtsichtgeräten Wache schoben, würden sie ihn erst erkennen, wenn er direkt vor ihnen stand, und falls sie keine Augen im Hinterkopf hatten oder ihre Nachtsichtgeräte nicht gerade zufällig auf den Rückspiegel gerichtet hatten, würden sie ihn mit Sicherheit nicht sehen.

Nachdem er den Wald verlassen und das Auto in einem weiten Kreis umgangen hatte, brauchte er noch ein paar Minuten, um hinter das Fahrzeug zu kriechen. Er robbte auf Knien und Ellbogen an sein Ziel heran, bis er sich nur noch wenige Meter hinter dem schwarzen Geländewagen, einem Ford Explorer, befand. Der Wagen hatte getönte Scheiben, die so dunkel waren, dass Howard vermutlich selbst bei strahlendem Sonnenschein nicht ins Innere

hätte sehen können, und in der pechschwarzen Nacht konnte er erst recht nichts erkennen. Im Innern des Wagens rauchte niemand eine Zigarette, die ihn durch ihre glühende Spitze verraten hätte, und Howard konnte weder ein Radio noch eine Unterhaltung hören. Allem Anschein nach war der Explorer leer. Er würde sich ganz schön dumm vorkommen, wenn sich herausstellte, dass er sich an einen leeren Wagen heranschlich.

Aber darüber konnte er sich später noch Gedanken machen.

Er kroch noch ein Stück näher, bis er genau hinter der Stoßstange am Heck lag. Eigentlich hatte er vor, eine Weile aufmerksam zu lauschen und vielleicht ein leises Geräusch zu machen, um zu sehen, ob jemand darauf reagierte, aber dazu kam er gar nicht. »Ich muss pissen«, sagte plötzlich die Stimme eines Mannes.

»Wir sollen doch im Wagen bleiben, bis wir das Signal sehen.«

»Zum Teufel mit dem Signal. Das kann ich beim Pissen genauso gut sehen wie von hier aus.«

Die Beifahrertür öffnete sich, aber die Innenbeleuchtung schaltete sich nicht ein. Die Tür blieb offen und das Geräusch von Schritten, die sich ihm auf den trockenen Tannennadeln näherten, wurde immer lauter. Der Kerl ging um das Auto herum!

Obwohl es stockdunkel war, würde er Howard mit Sicherheit sehen oder hören, wenn dieser versuchte wegzukriechen. Er presste sich flach gegen den Boden und schob sich mit den Knien unter den Explorer. Drei Herzschläge später hörte er in der Stille der Nacht überdeutlich, wie jemand gegen einen Baum urinierte. Es dauerte ziemlich lange und Howard konnte sogar hören, wie der Mann den Reißverschluss an seiner Hose zuzog, als er fertig war.

Der Mann, der sich erleichtert hatte, war gerade auf dem Weg zurück in den Wagen, als der Fahrer sagte: »Da ist es! Los, steig ein!«

Howard, der immer noch unter dem Wagen lag, konnte nicht viel erkennen, aber er sah gerade noch, dass von der anderen Straßenseite aus ein Lichtschein herüberdrang.

Das musste das Signal sein.

Wer das Signal gab und was genau es bedeuten sollte, war ihm nicht ganz klar, aber er konnte sich denken, um was es ging. Auf der anderen Seite des Zauns, der das Gelände von HAARP umgab, stand jemand und die beiden Insassen des Geländewagens warteten hier auf ihn. Howard vermutete, dass dieser Jemand Morrison war, denn alles andere wäre ein unglaublicher Zufall gewesen.

Der Motor des Explorers wurde angelassen. Von der Stelle aus, an der Howard lag, war es ohrenbetäubend laut, da sein Kopf direkt unter dem Motorraum lag. Er konnte das Knacken des Getriebes hören, als der Fahrer von der Park- in die Fahrposition schaltete.

Wenn der Kerl beim Anfahren das Steuer herumriss, würde er einen heftigen Stoß wahrnehmen und John Howard würde spüren, wie er von einem der Hinterräder zerquetscht wurde. Er holte tief Luft ...

Der Fahrer fuhr geradeaus auf die Straße, überquerte sie und hielt mit dem großen Geländewagen parallel zum Zaun an. Der Mann, der zum Baum gegangen war, sprang heraus und rannte um den Wagen herum auf den Zaun zu. Howard konnte ihn im roten Schein der Bremslichter gut sehen. Er hatte etwas in der Hand, das wie eine große Heckenschere aussah und Howard brauchte eine Sekunde, bis ihm klar wurde, dass das Werkzeug nicht zum Hekkenschneiden gedacht war, sondern in Wirklichkeit ein Bolzenschneider war.

Was immer sie auch vorhatten – es konnte nichts Gutes sein.

Howard stand langsam auf, zog seinen Revolver und lief in ge-

bückter Haltung über die schmale Straße auf den Explorer zu. Es waren mindestens drei Männer, vielleicht auch mehr, und sie alle im Auge zu behalten war eigentlich unmöglich, aber er hatte keine Wahl. Er konnte sie nicht einfach wegfahren lassen – nicht, bevor er wusste, was hier vorging.

Das metallische Knacken, mit der der Bolzenschneider den Draht des Zauns durchschnitt, hallte durch die Dunkelheit.

Howard hatte es fast bis zur Beifahrertür des Explorers geschafft, als der Fahrer den Blick hob und ihn sah.

»Kontakt!«, schrie der Mann. »Kontakt!«

Howard wich nach links in Richtung des Wagenhecks aus, als im Innern des Explorers ein Schuss losging. Auf der Fahrerseite blitzte eine orangefarbene Feuerzunge auf, gleichzeitig zersprang das Fenster auf der Beifahrerseite. Die Kugel ging rechts an ihm vorbei, so nah, dass er sie pfeifen hörte.

Die Jungs gehörten zu den Bösen – daran hatte er jetzt keinen Zweifel mehr.

Der Lärm im Innern des Geländewagens musste ohrenbetäubend gewesen sein. Der Fahrer nahm den Fuß von der Bremse, so dass die Bremslichter erloschen und die Umgebung wieder in Dunkelheit versank.

Howard, der durch das Mündungsfeuer noch geblendet war, lief zum Heck des Wagens, ließ sich auf den Boden fallen und suchte nach einem Ziel.

»Schaffen Sie den Wagen weg«, sagte jemand. Er klang nicht im Mindesten aufgeregt.

Der Fahrer trat auf das Gas. Als der Explorer einen Satz nach vorn machte, roch es nach verbranntem Gummi.

Howards Sehkraft war immer noch beeinträchtigt, aber er drehte den Kopf nach links und sah aus den Augenwinkeln heraus eine

Bewegung. Sie hatten *auf ihn geschossen* und deshalb waren sie alle-samt böse Jungs. Er zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, aber dann riss er den Revolver hoch und drückte ab. Als der Schuss losging, machte er die Augen zu, um nicht schon wieder geblendet zu werden, dann rollte er, so schnell er konnte, nach rechts und drehte sich dreimal um die eigene Achse.

Howard hörte einen Schrei, dann fing jemand an zu schießen. Im Schein des Mündungsfeuers sah er, dass zwei Männer neben einem Loch im Zaun standen und ein dritter reglos auf dem Boden lag. Eine Kugel prallte auf der Straße auf, an der Stelle, an der er gerade eben noch gelegen hatte. Der Querschläger verschwand mit einem lauten Pfeifen zwischen den Bäumen.

Howard scheuerte sich die Ellbogen am Straßenbelag auf, als er den Revolver zur Seite riss und auf die Stelle zielte, an der er das Mündungsfeuer gesehen hatte.

»Los«, sagte ein Mann. Seine Stimme klang alarmiert, aber keineswegs nervös.

Wer immer das auch ist, er ist erheblich ruhiger als ich ...

Das Quietschen von Bremsen zwang Howard, von seinem Ziel abzulassen, nachdem er zwei Schüsse abgegeben hatte. Er rollte wieder herum und sah die Scheinwerfer des Explorers herumschwenken, als der Geländewagen gewendet wurde.

Der Fahrer wollte die Zielperson beleuchten und das war schlecht, ganz schlecht!

Sie schossen wieder auf ihn und zwei weitere Kugeln prallten nur wenige Zentimeter von ihm entfernt auf die Straße. Wenn er sich nicht weggerollt hätte, wäre er von beiden Kugeln getroffen worden, aber auch so hatte der Schütze seine Bewegung geahnt und ihn fast erwischt.

Howard sprang auf. Er musste von der Straße herunter, bevor ...

Zu spät. Die Scheinwerfer des Geländewagens hatten ihn erfasst. Er rannte drei Schritte, dann machte er einen Hechtsprung auf den Seitenstreifen der Straße, kam in einer schlampigen Schulterrolle auf, sprang hoch und rannte zu den Bäumen hinüber. Sie schossen weiter auf ihn, aber keine der Kugeln fand ihr Ziel. Der Motor des Geländewagens heulte auf, als der Explorer angeschossen kam. Der Fahrer stellte das Fahrzeug quer zur Straße, um ihn zu finden.

Howard rutschte aus, fiel hin und rollte sich weiter. Er blieb auf dem Rücken liegen, die Füße in Richtung des herannahenden Explorer, zog die Knie heran und stützte den Revolver auf seinem linken Knie ab, bis er im Licht der herannahenden Scheinwerfer ein gutes Visierbild hatte. Dann zielte er auf die Windschutzscheibe auf der Fahrerseite. Der Geländewagen war noch fünfzig Meter entfernt und kam rasch näher. Er drückte ab, eins, zwei, drei, vier ...

Nach dem dritten Mal hörte der Revolver auf zu schießen, weil die Trommel leer war, aber der Geländewagen kam von der Straße ab und schleuderte in den Zaun, von dem er ein ganzes Stück niederriss, bevor er gegen einen Pfosten prallte und stehen blieb.

Howards Waffe war leer und es war immer noch zu viel Licht draußen; er fühlte sich wie ein Käfer unter dem Mikroskop. Er sprang auf und lief zu den Bäumen, wo er es dann tatsächlich fertig brachte, mit der rechten Schulter gegen einen Baum zu laufen, aber wenigstens war er jetzt in Deckung. Er setzte sich auf den Boden, entriegelte den Zylinderverschluss, schob den Zylinder mit dem Daumen heraus und drückte die Ausstoßerstange mit der Handfläche nach hinten. Die leeren Hülsen flogen heraus. Dann holte er den Schnellladestreifen aus der Tasche und fing an, nachzuladen. Eins, zwei, drei ...

Der Motor des Geländewagens heulte wieder auf und Howard hörte das Geräusch von reißendem Metall. Der Motor wurde lauter,

die Reifen quietschten. Er musste den Fahrer verfehlt haben. Oder den beiden anderen Männern war es gelungen, den Geländewagen zu erreichen.

Laden, laden, mach schon, mach schon!

... vier, fünf, sechs!

Er ließ die Trommel zuschnappen und kroch in Richtung Straße. Als er den Waldrand erreicht hatte, raste der Explorer an ihm vorbei und beschleunigte weiter.

»Verdamm!«, brüllte Howard. Er sprang auf, rannte auf die Straße und packte seine Waffe mit beiden Händen. Der Geländewagen war schon achtzig, neunzig Meter von ihm entfernt, als er seine sechs Patronen so schnell wie möglich verschoss und dabei die Augen schloss, um das Mündungsfeuer nicht zu sehen.

Wieder wurde der Geländewagen gewendet und die Scheinwerfer schwenkten herum, um Howard zu finden. Aber der Wagen fuhr nicht zurück, er stand einfach nur da und wartete. Neunzig Meter – okay, er hatte Zeit, um nachzuladen.

Die Tür des Geländewagens wurde zugeschlagen. War jemand ausgestiegen?

Howard ließ die leeren Hülsen herausfallen und griff nach dem zweiten Schnellladestreifen. Er hatte genug Zeit.

Da sah er Mündungsfeuer. Er spürte den Schlag in seinem Bauch, als hätte ihn jemand mit einem schweren Stiefel getreten, während er zu Boden ging. Erst dann hörte er den Knall der Waffe.

Verdamm! Er war *angeschossen* und seine Waffe war leer. Seine Seite brannte wie Feuer, direkt über der rechten Hüfte. *Steh auf, John, steh auf, sofort!*

Er kroch und rollte sich von der Straße. Als er wieder im Wald war, lief er weiter, die Faust auf die Schusswunde gepresst. Er rannte so lange, bis seine Beine unter ihm nachgaben. Auf dem

Waldboden sitzend tastete er nach seinem Virgil und konnte gerade noch einen Notruf abschicken, bevor ihm schwarz vor Augen wurde. Der letzte Gedanke, der ihm durch den Kopf schoss, galt dem Schuss auf ihn: Wie konnte jemand ein Ziel, das neunzig Meter von ihm entfernt war, so genau treffen? Mit einer Handfeuerwaffe und im Dunkeln, mit einem Paar Autoscheinwerfer als einziger Lichtquelle?

Toller Schuss ...

*Gakona, Alaska*

»Was ist denn nur passiert?«, stammelte Morrison immer wieder.  
»Was ist denn nur passiert?«

Durch die drei Löcher in der Windschutzscheibe pfiff die kühle Nachtluft durch den Wagen. Morrison, der hinten saß, hatte vermutlich einen Schock, aber dennoch ging es ihm erheblich besser als den beiden Männern von Ventura. Einer von ihnen lag tot auf dem Beifahrersitz neben ihm, ihn hatte es direkt zwischen den Augen erwischt. Der andere Mann lag neben dem Zaun am Treffpunkt und war ebenfalls tot, ein Schuss direkt ins Herz. Gute Arbeit.

Der schwarze Mann hatte es getan. Ventura wusste nicht, wo der Kerl gewesen war, aber er hatte ihnen einen dicken Strich durch die Planung gemacht. Wie zum Teufel war es dem Schwarzen gelungen, sie zu finden und einen Hinterhalt zu legen? Aber es spielte keine Rolle. Er war wahrscheinlich schon tot oder gerade dabei zu sterben und würde ihnen keine Probleme mehr bereiten. Wenn er von den Chinesen geschickt worden war, um den eigentlichen Angriff auszuführen, hatte er versagt, obwohl er ihnen eine Menge Ärger gemacht hatte. Der Schwarze hätte sich mit einer schuss sicheren Weste schützen sollen. Ventura wunderte sich, dass er es

nicht getan hatte. *Er* hatte eine getragen. Der Kunde war am Leben und in wenigen Minuten würden sie sich mit einigen Männern aus Venturas Team treffen. Netter Versuch, aber danebengegangen.

»Was ist denn nur passiert?«

»Entspannen Sie sich, es ist alles in Ordnung. Sie haben es versucht, aber es ist ihnen nicht gelungen. Ich teile meine Männer neu ein und dann warten wir darauf, dass sie wieder Kontakt zu uns aufnehmen.«

»Sind Sie verrückt geworden?«

»Sie dürfen das nicht persönlich nehmen. Es gehört zum Geschäft. Sie haben es versucht, sie hatten keinen Erfolg damit, also gehen die Verhandlungen weiter. Es hat sich nichts geändert.«

»Ich hätte dabei drauf gehen können!«

»Das können Sie immer noch. Aber das spielt keine Rolle. Wichtig ist einzig und allein die Tatsache, dass sie *jetzt* noch nicht tot sind. Sie haben etwas, das die Chinesen haben wollen, und sie werden nach wie vor dafür zahlen müssen, um es zu bekommen. Sie machen einfach weiter wie bisher.«

»Das ist doch Wahnsinn«, erwiderte Morrison.

»So ist die Welt nun mal, Dr. Morrison. Wenn man keine Schläge einstecken kann, soll man nicht in den Ring steigen. Sie haben das Ganze angefangen und wir müssen jetzt das Beste daraus machen. Das ist doch eine großartige Geschichte, die Sie eines Tages Ihren Freunden erzählen können.«

Er warf einen Blick in den Rückspiegel und sah Morrison an, dessen Gesicht im schwachen Schein der Instrumentenbeleuchtung nur undeutlich zu erkennen war. Der Wissenschaftler sah aus, als hätte ihm gerade jemand gesagt, dass in seiner Hosentasche eine Klapperschlange sei.

Ventura, der sich seine Pistole auf den Schoß gelegt hatte, beo-

bachtete die Straße vor sich. Amateure verstanden einfach nicht, wie die Welt funktionierte. Sie nahmen alles gleich so persönlich.

## 25

*Dienstag, 14. Juni  
Quantico, Virginia*

»Sir?«

Michaels schreckte aus seinem leichten Schlaf auf und blinzelte verwirrt. Er lag auf der Couch in seinem Büro. Was ...?

Jemand von der Nachschicht – Askins? Haskins? – stand in der Tür. Es war doch noch gar nicht Zeit für den Schichtwechsel. Michaels setzte sich auf. »Ja?«

»Wir haben gerade einen Notruf von General Howards Virgil erhalten. Aus Alaska.«

»Was?« Er war immer noch nicht ganz wach und begriff nicht richtig, was ihm der Mann da sagte. Wo war Toni?

»Er wurde angeschossen, aber einige US-Marshals haben ihn gefunden. Ein Hubschrauber der Nationalgarde von Alaska ist bereits unterwegs; es ist in der Nähe von Gakona passiert.«

Michaels sah auf die Uhr. Es war sechs Uhr morgens. Er musste sich das Gesicht waschen und Toni suchen. In was war John da hineingeraten? Aber bevor er an der Tür war, piepste seine Kommunikationseinheit mit höchster Priorität. Er rannte zum Schreibtisch und nahm den Hörer ab. »John?«

»Nein. Melissa Allison.«

Die FBI-Direktorin. Was wollte *die* denn schon so früh?

Sie ließ ihm keine Zeit für lange Überlegungen. »Ich habe gerade einen Anruf von Adam Brickman vom Büro der US-Marshals bekommen. Einer seiner Männer ist bei einer Schießerei irgendwo in Alaska verwundet worden, weil er versucht hat, einen Mann zu verhaften, dessen Haftbefehl von *Ihrer* Abteilung angefordert wurde. General John Howard ist es genauso ergangen. Sie haben beide überlebt – aber nur knapp – und werden gerade in ein Krankenhaus von Anchorage gebracht, aber Brickman schäumt vor Wut. Ich übrigens auch, Commander, denn als er angefangen hat, mir Vorwürfe zu machen, weil ich seinen Leuten nicht gesagt habe, dass mit einer Schießerei zu rechnen sei, wusste ich überhaupt nicht, wovon er eigentlich redet.«

O je. »Es tut mir Leid, ich wusste nicht, dass es so gefährlich werden könnte.«

»Sie haben mehrere US-Marshals und den Leiter des militärischen Arms der Net Force losgeschickt, um jemanden zu verhaften – und das liegt weit außerhalb Ihrer Kompetenzen, es sei denn, außergewöhnliche Umstände rechtfertigen ein solches Vorgehen. Ich bin in vierzig Minuten in meinem Büro. Und wenn ich die Tür meines Büros aufmache, will ich Sie dort sitzen sehen.«

»In Ordnung«, erwiderte Michaels.

Er legte auf. Großartig. Einfach großartig. Ein Marshal und John Howard waren angeschossen worden und die Direktorin des FBI wollte ihm das Fell über die Ohren ziehen. Das war genau das Richtige, um frisch und fröhlich den Tag zu beginnen. Wenn er Glück hatte, wurde er gleich von einem großen Meteor erschlagen.

»Alex?«

Toni. »Hallo«, sagte er.

»Was ist los? Ich habe den Eindruck, als würde hier gleich alles explodieren.«

Er rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. »Komm mit, dann erzähle ich dir alles.«

*Im Luftraum über British Columbia*

Weil Ventura kurz mit den Chinesen sprechen wollte, hielt er Morrison's Telefon in der Hand, als es piepste. Er benutzte das Headset, weil die Triebwerke und das Windgeräusch der DC-3 so laut waren, dass er nichts verstanden hätte.

»Dr. Morrison?«

»Nein. Ventura.«

»Ah, Luther. Wie geht es Ihnen?«

»Oh, mir geht es gut. Aber von einigen Ihrer Leute kann ich das nicht behaupten. Das Ablenkungsmanöver an sich war nicht schlecht, aber die Durchführung war erbärmlich. Ich hätte mehr von Ihnen erwartet.«

Wu zögerte kurz, aber dann sagte er: »Ich würde mir zwar gerne einen Vorteil dadurch verschaffen, Luther, aber ich muss gestehen, dass ich nicht weiß, wovon Sie sprechen.«

»Kommen Sie, wir sind doch beide Profis. Ich nehme es Ihnen ja gar nicht übel, es war schließlich rein geschäftlich.«

»Nein, tut mir Leid. Ich habe keine Ahnung, um was es geht.«

Ventura überlegte kurz. Wu hatte keinen Grund, es zu verheimlichen. Er wusste, dass es Ventura egal sein würde, wenn er versuchte, Morrison zu entführen, und damit scheiterte. In ihrer Branche war das eben so üblich und schließlich waren sie beide Männer von Welt. »Sie haben also keine Leute geschickt, die den Auftrag hatten, sich ein wenig mit meinem Kunden ... zu unterhalten?«

»Nein.«

Ventura hörte das »Noch nicht« aus dem Wort heraus, aber er

musste jetzt erst einmal darüber nachdenken, welche Bedeutung Wus Antwort hatte. Natürlich würde Wu lügen, wenn er sich dadurch einen Vorteil verschaffen konnte, das war schließlich zu erwarten. Aber Wu musste auch wissen, dass er niemanden glauben machen konnte, die Chinesen seien gutmütige Geschäftsleute, die niemals zu Mitteln wie Entführung und Folter greifen würden. Die Chinesen würden zahlen, wenn sie zahlen mussten, aber wenn sie das, was sie haben wollten, auch umsonst bekommen konnten, würden sie diese Gelegenheit natürlich nutzen. In dieser Hinsicht waren sie genau wie alle anderen.

Ihn anzulügen, würde Wu im Moment nicht viel nützen – Ventura traute dem Chinesen nicht über den Weg und Wu wusste das auch. Aber wenn Wu das Team nicht geschickt hatte, stellte sich natürlich die Frage, wer die Männer gewesen waren.

Hatte er etwa auf *echte* US-Marshals geschossen?

»Dr. Morrison geht es doch gut, oder?«, wollte Wu wissen. »Es wird hoffentlich keine Probleme bei unserem kleinen Geschäft geben. Von dem Test sind wir sehr beeindruckt gewesen. Wir sind zu einem Abschluss bereit.«

»Es geht ihm gut. Hier ist er.« Ventura winkte Morrison zu sich, der von dem Gespräch nur Venturas Teil mitbekommen hatte. Er deckte das Mikrofon mit dem Daumen ab. »Wu. Er will das Geschäft machen. Und machen Sie ihm keine Vorwürfe – er hat Ihnen diese Leute nicht auf den Hals geschickt. Die US-Marshals sind echt gewesen.«

Morrison starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Das kann nicht sein ...«

»Sie haben Mist gebaut, Dr. Morrison. Die haben es irgendwie herausgefunden und jetzt haben wir ein paar ganz neue Probleme am Hals.«

Er gab Morrison Telefon und Headset. Ventura musste einige Anrufe machen, um das, was er gerade gehört hatte, zu bestätigen, aber wenn es wirklich so gewesen war, musste er sich etwas einfalten lassen. Und zwar möglichst schnell.

*Quantico, Virginia*

Alex war zu seinem Termin bei der FBI-Direktorin aufgebrochen und Toni nutzte die Gelegenheit, um in den Fitnessraum zu gehen. Er war zwar nicht so groß wie jener im Hauptgebäude des FBI, aber sie brauchte gar nicht so viel Platz. Außerdem war es noch sehr früh und sie war die Einzige, die zu dieser Zeit trainieren wollte. Ihr Spind war immer noch nicht ausgeräumt worden – sie fand einen zusammengefalteten Trainingsanzug und einen Sport-BH, daneben standen ihre Kampfsportschuhe. Ihre Sachen rochen zwar etwas muffig, waren aber immer noch sauber. Sie schüttelte alles aus und zog sich um, dann ging sie in den Fitnessraum. Sie hätte zwar auch in Straßenkleidung trainieren können – was sie in regelmäßigen Abständen auch tat –, aber da sie keine Wäsche zum Wechseln dabei hatte, würde das noch eine Weile warten müssen. Wenn man nicht in seiner Alltagskleidung kämpfen konnte, war es eigentlich egal, wie gut man eine Technik beherrschte, denn wenn man sie im Ernstfall nicht einsetzen konnte, war sie zur Selbstverteidigung nutzlos. Bei einem Straßenkampf hatte man keine Zeit, sich erst die Schuhe auszuziehen, den Gi anzuziehen und sich zehn Minuten warm zu machen. Trainingskleidung und Lockerungsübungen schonten zwar langfristig gesehen Kleidung, Muskeln und Gelenke, aber sie waren eher ein Luxus, keine Notwendigkeit

...

»Toni?«

Sie hob den Blick und sah Jay. »Hallo, Jay.«

»Ist der Chef da?«

»Er hat einen Termin bei der eisernen Lady.«

»Okay, ich rufe ihn an.« Jay hatte es eilig. Er drehte sich um und wollte gehen.

»Was ist los, Jay?«

Er zögerte. »Sie wissen doch, dass man John Howard mit einer Schusswunde im Wald vor dem HAARP-Gelände gefunden hat?«

»Ja.«

»Er ist mit einem Hubschrauber in ein Krankenhaus in Anchorage gebracht worden und es sieht so aus, als würde er es schaffen.«

»Gott sei Dank.«

»Eigentlich war er ja mit seiner Familie in Urlaub. Wie ist er nach Alaska gekommen?«

Toni schüttelte den Kopf. Das war noch ein Problem für Alex, das er zurzeit gar nicht brauchen konnte.

Er brauchte *sie*. Aber sie konnte einfach nicht wieder für ihn arbeiten. Es ging nicht.

FBI-Direktorin Melissa Allison war stocksauer. An ihrer Stelle wäre Michaels das auch gewesen, aber er war nicht an ihrer Stelle. Er hatte genug damit zu tun, seine Schweißdrüsen unter Kontrolle zu bringen, die vor lauter Nervosität auf Hochtouren arbeiteten.

»Und Sie sind nicht der Meinung gewesen, dass ich informiert werden sollte? Ich musste mich von einer anderen Behörde darüber unterrichten lassen!«

Er saß auf einem Stuhl vor ihrem Schreibtisch und nickte. »Ich habe keinen Anlass dazu gesehen. Vier US-Marshals sollten einen Schreibtischhengst verhaften. Ich habe den Mann kennen gelernt. Er konnte kaum stehen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, außerdem war nicht bekannt, dass er zu Gewalttätigkeiten neigt. Offi-

ziell besitzt er auch keine Waffe. Ich habe John gebeten mitzugehen, um uns auf dem Laufenden zu halten. Es war reine Routine.«

»Halten Sie es etwa für Routine, wenn ein US-Marshall trotz seiner schusssicheren Weste in den Unterleib getroffen wird, ihr angeblich so verweichlichter Wissenschaftler spurlos verschwindet und der Leiter ihres militärischen Arms sich ebenfalls eine Kugel einfängt?« Sie warf einen Blick auf den Flachbildschirm auf ihrem Schreibtisch. »Die Wachposten auf dem Gelände von HAARP haben ausgesagt, dass Morrison nicht allein war. Er wurde von einem gewissen Dr. Dick Grayson begleitet. Wir haben inzwischen herausgefunden, dass es diesen Grayson gar nicht gibt.«

Trotz der ernsten Situation musste Michaels lächeln.

»Ich wüsste nicht, was daran so lustig ist, Commander.«

»Dick Grayson ist die geheime Identität von Batmans Helfer Robin.«

»Ähm, ja. Dieser 'Robin' ist jedenfalls der Mann, der den Marshal und John Howard niedergeschossen hat.

Als sich die übrigen US-Marshals von dieser kleinen Überraschung erholt hatten, haben sie die Verfolgung der Flüchtigen aufgenommen. Morrison und sein waffenschwingender Freund sind mit einer Art Golfwagen durch den Wald gefahren, haben ein Loch in den Zaun geschnitten und sind dann von Komplizen abgeholt worden. Die Marshals haben neben dem Loch im Zaun einen Toten gefunden. Er wurde mit einem Schuss ins Herz getötet. Wer der Mann ist, wissen wir noch nicht.

Den Spuren nach zu urteilen ist ein Wagen von der Straße abgekommen und fünfzig Meter weiter in den Zaun gerast. Die Marshals haben die Polizei um Mithilfe gebeten. Vor wenigen Minuten wurde ein Ford Explorer auf einem alten Flugplatz gefunden. Er hatte drei Einschüsse in der Windschutzscheibe, fünf weitere Ein-

schüsse in der Tür zur Ladefläche und der Stoßstange und auf dem Beifahrersitz lag noch ein Toter. Auch dieser Mann konnte nicht identifiziert werden. Vermutlich hat Howard ihn getötet.«

Michaels nickte nur.

»Kommen Sie, Commander, etwas mehr hätte ich von Ihnen schon erwartet. Sie sollen mit ihren Computern herumspielen. Sie sollen Piratenschiffe im Golf von Mexiko aufspüren, die Viagra, Steroide und Diätpillen rezeptfrei über das Internet vertreiben, oder jugendliche Hacker auffliegen lassen, die Pornobilder auf die Webseiten von Kirchen schmuggeln. Commander, Sie haben Ihre Kompetenzen überschritten und ich weiß nicht, was in Sie gefahren ist, aber jetzt landet die ganze Sache auf Ihrem Schreibtisch und Sie sind mir höchstpersönlich dafür verantwortlich. Ich möchte wissen, was zum Teufel da passiert ist ...«

Michaels hatte vergessen, sein Virgil auszuschalten, das jetzt die ersten Töne des alten Rock-'n'-Roll-Songs »Bad to the Bone« piepste.

Die FBI-Direktorin runzelte die Stirn.

»Entschuldigung«, sagte Michaels, als er zu seinem Virgil griff, um es abzuschalten, aber da sah er Jays Gesicht auf dem kleinen Bildschirm. Wenn Gridley wusste, dass er hier war, rief er mit Sicherheit nur an, wenn es dringend war. »Jay?«

»Chef, es sieht so aus, als würde John Howard es schaffen.«

»Gott sei Dank!«

»In die Richtung habe ich auch schon ein paar Gebete geschickt.«

»Danke für den Anruf, Jay«, sagte Michaels. Er beendete das Gespräch, dann sah er die Direktorin an. »Howard wird es überstehen.«

»Wenigstens eine gute Nachricht. Ich schlage vor, Sie gehen jetzt und sorgen dafür, dass es nicht bei dieser einen bleibt.«

*Dienstag, 14. Juni  
Anchorage, Alaska*

Als John Howard aufwachte, sah er als Erstes das Gesicht von Sergeant Julio Fernandez. Dann wurde ihm bewusst, dass er in einem Krankenhausbett lag und seine rechte Seite und sein Bauch höllisch weh taten. Außerdem hatte er Kopfschmerzen und einen trockenen Mund und in seinem Arm steckte eine Infusionsnadel. Er konnte sich noch daran erinnern, dass er im Wald bewusstlos geworden war und warum, wusste er auch noch – er war angeschossen worden. »Er ist wach«, sagte Fernandez.

»Wie schlimm ist es?«, fragte Howard.

»John!« Das war Nadine.

Er drehte den Kopf ein wenig zur Seite – es war ein gutes Zeichen, dass er das konnte. »Hallo, Liebling, Julio?«

»Ihnen fehlt ein Stück vom Dünndarm, aber Sie werden nicht für den Rest Ihres Lebens einen Plastikbeutel am Bauch mit sich herumschleppen müssen. Es bleibt nicht einmal eine Narbe vorn, weil das korrigiert wurde, als sie Ihre Innereien wieder in Ordnung gebracht haben. Dafür haben Sie eine auf dem Rücken – es war ein glatter Durchschuss, der nichts Größeres beschädigt hatte. Um ein Haar wäre allerdings Ihre Niere getroffen worden.«

Howard nickte. »Danke.«

Dann kam Nadine zu ihm, die ihn unter Tränen umarmte. Sie warf ihm ein paar Beschimpfungen an den Kopf, von denen die harmloseste »Idiot« war.

Mann, war er froh, sie zu sehen!

»Dad?«

»Hallo, Tyrone.«

Fernandez stellte das Bett so ein, dass Howard sich aufsetzen konnte. Tyrone kam ein paar Schritte näher und lächelte ihn an.

»Wo ist deine kleine Freundin?«, fragte Howard.

Tyrone runzelte die Stirn, aber dann sah er, dass Howard grinste. Da wurde ihm klar, dass es ein Scherz war. »Sie sitzt im Wartezimmer. Ich werde ihr sagen, dass es dir gut geht. Sie wollten niemanden außer der Familie zu dir lassen.«

Howard sah Fernandez an, der mit den Achseln zuckte. »Ich habe ihnen gesagt, ich sei Ihr Bruder. Sie waren der Meinung, es lohne sich nicht, darüber zu streiten.«

Eine Krankenschwester kam herein, stellte ihm ein paar Fragen und warf einen Blick auf das piepsende Gerät, an das er angegeschlossen war. »In ein paar Minuten kommt der Arzt, um Sie zu untersuchen.«

»Klar. Den Witz kenne ich schon.«

Sie schüttelte den Kopf und ging wieder.

»Wie lange war ich weg?«

»Nicht sehr lange«, antwortete Fernandez. »Etwa sechs Stunden nachdem man Sie hier eingeliefert hatte.«

»Und wo *ist* hier?«

»Anchorage. Das liegt in Alaska.«

»Sergeant, ich danke Ihnen für diese Information. Wie sind *Sie* denn eigentlich so schnell hierher gekommen?«

»Ich habe einen Freund bei der Air Force, der mir einen sehr großen Gefallen schuldete. Jeder von uns sollte mindestens einmal im Leben eine Rolle bei Überschallgeschwindigkeit gemacht haben.«

»Wie fühlst du dich, John?«, fragte Nadine.

»Es ging mir schon mal besser, aber eigentlich bin ich ganz okay.«

»Gut. Ich muss mal ins Bad. Rühr dich bloß nicht vom Fleck.«

Er lachte. »Bitte nicht. Es tut weh, wenn ich lachen muss.«

Sie ging ins Bad. Howard grinste, als er ihr nachsah. Dann glitt sein Blick wieder zu Fernandez. »Wollen Sie es mir erzählen?«

»Es ist vielleicht besser, wenn Sie anfangen. Ich fülle dann die Lücken mit dem, was wir inzwischen herausgefunden haben.«

Howard nickte und erzählte, was passiert war. Es war ihm alles noch lebhaft in Erinnerung.

Als er am Ende war, nickte Fernandez. »Neunzig Meter? Toller Schuss.«

»Das habe ich auch gedacht. Bei Tageslicht würde ich mich mit diesem Kerl nur höchst ungern anlegen.«

»Ihre Taktik war nicht gerade die allerbeste.«

»Das habe ich auch schon bemerkt, Sergeant. Jetzt sind Sie dran.«

»Genau genommen waren Sie besser als er. Von den Marshals wurde einer verwundet, aber nachdem alles vorbei war, haben sie zwei Leichen aufgesammelt, eine beim Zaun, eine im Geländewagen. Der Tote im Wagen lag auf dem Beifahrersitz, als er gefunden wurde, aber die Einschüsse in der Windschutzscheibe und die Blutspritzer deuten darauf hin, dass er erschossen wurde, während er am Steuer saß. Wie viele Schüsse haben Sie auf den Fahrer abgegeben?«

»Drei.«

»Alle in der Scheibe, alle maximal zehn Zentimeter auseinander. Außerdem haben sie fünf Einschüsse am Heck des Wagens gefunden.«

»Auf das Heck habe ich sechsmal geschossen.«

»Einmal daneben.«

»Fünf von sechs Schüssen auf neunzig Meter Entfernung, im Dunkeln, auf einen Wagen, der gerade wegfährt. Das glaube ich einfach nicht. Ich werde die Medusa wohl behalten«, sagte Howard. »Ich fühle mich ihr plötzlich sehr verbunden. Weiter, Sergeant.«

»Die Toten konnten nicht identifiziert werden; absolut nichts in den Taschen oder an der Kleidung, daher dürften es Profis gewesen sein. Das FBI prüft gerade die Fingerabdrücke, bis jetzt noch nichts, aber ich könnte wetten, dass beide eine Art Söldner gewesen sind. Morrison muss einen guten Grund haben, um ein derartiges Aufgebot anzuheuern. Alle möglichen Leute suchen nach ihm. Auf einem alten Flugplatz in der Nähe von HAARP ist ein Flugzeug gestartet. Wir wissen noch nicht, wem es gehört, aber es ist bestimmt nicht aus Zufall dort gewesen. Auf den Radarschirmen konnte es nicht verfolgt werden.«

Howards Frau kam aus dem Bad zurück und nach ein paar Sekunden erschien auch der Arzt. Er war um die sechzig, hatte kurz geschnittenes, eisengraues Haar und trug ein weißes Hemd, eine weiße Hose und einen weißen Kittel. »Guten Tag. Ich bin Dr. Clements. Wie fühlen Sie sich, General?«

»Ich könnte bei einem Marathon an den Start gehen. Gleich, nachdem ich gefrühstückt habe.«

»Der Meinung bin ich selbstverständlich auch. Ich möchte Sie jetzt gern untersuchen. Würden Sie bitte alle hinausgehen?«

»An ihm ist nichts dran, was wir nicht schon gesehen hätten«, sagte Fernandez.

»Tun Sie mir den Gefallen«, sagte Clements.

»Ihr habt es alle gehört«, warf Howard ein. »Vielleicht will ich ja nicht, dass ihr meine neue Tätowierung seht.«

Fernandez grinste. »Ich muss sowieso ein paar Anrufe machen.

Ich weiß zwar nicht, warum, aber es gibt einige Leute, die es interessiert, ob Sie den Löffel abgeben oder nicht.«

Er wollte sich gerade umdrehen, als Howard sagte: »Danke, dass Sie gekommen sind, Sergeant.«

»War mir ein Vergnügen. Im Büro war sowieso nicht viel los.«

»Du meine Güte, würde euch beiden denn ein Zacken aus der Krone fallen, wenn ihr zugebt, dass ihr euch gern habt?«, schimpfte Nadine.

Fernandez sah sie an und sagte mit unbewegter Miene: »Nein. Aber dann würden uns mit ziemlicher Sicherheit die Eier abfallen.«

Nach einem Bauchschuss sollte man wirklich nicht lachen.

### *Quantico, Virginia*

Toni stand vor dem Hauptquartier des FBI und starre in den blauen Himmel, über den einige Wolken zogen. *Es wird bald regnen*, dachte sie.

Ja, und wenn du großes Glück hast, wirst du vom Blitz getroffen.

Sie seufzte. Wie schaffte sie es nur immer, in solche Situationen zu kommen? Sie kam gerade aus dem Büro der FBI-Direktorin und die gute Nachricht war, dass Allison ihr einen Job angeboten hatte. Die schlechte Nachricht war ... dass Allison ihr einen Job angeboten hatte. Und was für einen Job – eine neu geschaffene Position: Assistentin der Direktorin und Verbindungsperson zur Net Force.

Sie sollte mit Alex zusammenarbeiten, aber nicht *für* ihn arbeiten. Und sie sollte dafür zuständig sein, die Direktiven der Direktorin so an die Net Force weiterzuleiten, dass die »Schnittstelle« zwischen dem FBI und der Net Force »besser koordiniert« wurde.

Im Klartext hieß das, sie sollte Alex über die Schulter sehen und aufpassen, dass er nichts vermasselte.

Natürlich war sie nicht verpflichtet, das Angebot anzunehmen. Sie konnte Nein sagen und das hätte sie vielleicht auch getan, aber es war der ideale Job für sie. Sie könnte relativ eng mit Alex zusammenarbeiten, sie könnte ihn decken, wenn er sich wieder einmal zu weit vorwagte, und sie könnte immer noch für die Regierung arbeiten. Außerdem hatte man ihr einen klangvollen Titel und eine Gehaltserhöhung angeboten. Und sie würde Alex in der Hierarchie des FBI gleichgestellt sein.

Das Problem dabei war, dass sie nicht wusste, wie sie es ihm sagen sollte. Er würde das, was sie bei ihrem neuen Job tun sollte, vielleicht falsch verstehen und so wie sie Alex kannte, würde er sich wahrscheinlich aufregen.

Sie wollte nicht, dass er sich aufregte. Aber schließlich schadete sie ihm mit dem neuen Job doch nicht. Und auf Dauer war es sicher besser für ihre Beziehung.

*Aha, sagte eine kleine Stimme in ihrem Kopf, der Rationalismus zeigt seine hässliche Fratze.*

»Halt die Klappe«, sagte sie zu ihrer inneren Stimme.

Ein Marineleutnant, der gerade an ihr vorbeiging, warf ihr einen fragenden Blick zu, entschied dann aber, dass es nicht ihm gegolten hatte. Sie war nicht verpflichtet, den Job anzunehmen. Sie hatte der Direktorin gesagt, dass sie darüber nachdenken und sich melden würde. Aber irgendwann musste sie sich entscheiden.

### *Coeur d'Alene, Idaho*

Morrison hätte nie gedacht, dass er einmal froh sein würde, das Tor zum Stützpunkt einer rassistischen Miliz vor sich zu sehen, aber sobald es hinter ihrem Wagen geschlossen worden war, ging es ihm erheblich besser.

General Bull Smith wartete vor dem Hauptgebäude des Lagers auf sie, und sobald Ventura ausgestiegen war, kam er schnurstracks auf den Leibwächter zu.

»Alles gut gelaufen, Colonel?«

»Mehr oder weniger, Sir. Wir hatten ein paar Probleme. Ich möchte nicht, dass es Sie unvorbereitet trifft, daher sage ich es Ihnen besser gleich – es könnte sein, dass wir etwas Druck bekommen, da einiges schief gelaufen ist.«

Smith lächelte. »Das stört uns überhaupt nicht. Schließlich sind wir es gewohnt.«

»Ein gewisser Teil dieses Drucks könnte von unserer Seite kommen.«

Morrison beobachtete, wie Smith darauf reagierte. »Sind Sie sicher?«

»Sie können es sich demnächst in den Nachrichten ansehen. Ich habe zwei Männer verloren. Zwei der US-Marshals hat es ebenfalls erwischt. Ich glaube nicht, dass sie wissen, wer wird sind. Und sie können auch nicht wissen, wohin wir verschwunden sind.«

Smith nickte. »Gut. Die Revolution fängt vielleicht früher an als erwartet. Wir sind bereit.«

»Ich glaube nicht, dass es so weit kommen wird, General, aber ich wollte Sie über alles informieren.«

»Ich weiß das zu schätzen, Colonel. Warum kommen Sie nicht rein und trinken ein Bier mit mir? Und auf dem Grill brutzeln gerade Schweinerippchen.«

»Das klingt verlockend«, antwortete Ventura.

Als Smith außer Hörweite war, sagte Morrison, der sich der Abhörgeräte bewusst war: »Es war gut, dass Sie den General mit der Situation vertraut gemacht haben«, was »Warum zum Teufel haben Sie es ihm gesagt?« bedeuten sollte.

Auch Venturas Antwort hatte eine versteckte Bedeutung. Er sagte: »Ich gehe davon aus, dass die Informationsquellen des Generals ihn in Kürze sowieso unterrichtet hätten.« Morrison verstand Folgendes: »Er musste es von uns erfahren, nur für den Fall, dass er jemals herausfindet, was hier wirklich läuft.«

»Und jetzt?«, wollte Morrison wissen.

»Wir warten darauf, dass unsere Freunde sich melden und uns sagen, wie die Übergabe von Geld und Ware erfolgen soll. Da keiner dem anderen traut – und das ist auch gut so –, müssen gewisse Sicherheitsvorkehrungen getroffen werden. Wir müssen noch festlegen, welche das sein sollen.«

»Sie werden nicht hierherkommen?«

»Reines Wunschdenken, Dr. Morrison. Nein, sie werden auf einem Ort ihrer Wahl bestehen. Letztendlich werden sie mit einem von uns vorgeschlagenen Ort einverstanden sein, aber er wird um einiges neutraler sein müssen als ein schwer bewaffnetes Camp, in dem sie schon wegen der Form ihrer Augen und ihrer Hautfarbe erschossen werden könnten, nur weil es den Leuten hier Spaß macht. Würden Sie etwa anders handeln?«

»Vermutlich nicht.«

»Sehen Sie, ich auch nicht. Und daher wird es jetzt ein wenig kritisch.«

Morrison starnte ihn fragend an.

Ventura schmunzelte. »Wir sind im Käfig des Tigers, aber er ist leider nicht aus Papier. Wenn wir jetzt einen Fehler machen, frisst er uns auf. Aber da wir gerade davon sprechen – wollen wir uns nicht ein paar dieser gegrillten Schweinerippchen holen? Ich habe einen Riesenhunger.«

Morrison schüttelte den Kopf. Essen war das Letzte, was er jetzt tun wollte.

*Dienstag, 14. Juni  
Quantico, Virginia*

Michaels, der gerade telefonierte, saß vornübergebeugt auf seinem Bürostuhl und stellte fest, dass seine Rückenmuskeln völlig verkrampft waren. Er versuchte, sich zu entspannen. Vermutlich war das ein Paradoxon - versuchen, sich zu entspannen. Trotzdem holte er tief Luft und atmete langsam wieder aus, während er seine Schultern nach unten fallen ließ. Es half ein bisschen. »Was halten Sie davon, John?«

Howard hörte sich nicht gerade wie jemand an, der vor wenigen Stunden fast an einer Schusswunde gestorben wäre. »Ich wette, dass es Morrison war. Sonst hätte er keinen Grund gehabt, sich einer Verhaftung durch die US-Marshals zu widersetzen, und mit Sicherheit keinen Grund, bewaffnete Söldner bei sich zu haben, die ihm dabei helfen. Wenn wir ihn von HAARP und allen anderen Sendern dieser Größenordnung fern halten, können wir die Angriffe stoppen«, sagte er.

Michaels stellte ihm eine Frage, über die er bereits lange nachgedacht hatte: »Warum tut er das? Warum treibt er Menschen in den Wahnsinn, die sich dann gegenseitig töten?«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Stille. »Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er selbst verrückt«, sagte Howard dann.

Michaels seufzte. Morrison hatte keineswegs den Eindruck gemacht, verrückt, zu sein, als er hier bei ihm im Büro gesessen und seine Geschichte erzählt hatte. Im Nachhinein war natürlich klar, dass der Wissenschaftler damit seine Spuren verwischen und die

Net Force auf eine falsche Spur lenken wollte – und wenn Jay nicht mit einem der Wachposten von HAARP gesprochen hätte, wäre ihm das auch fast gelungen. Also konnte er nicht so verrückt sein. Er hatte gewusst, dass sie nach ihm suchen würden, und bereits im Voraus alles getan, damit sie sich mit ihren Ermittlungen auf jemand anderes konzentrierten. So handelte niemand, der verrückt war.

Warum hatte Morrison es getan? Um herauszufinden, ob es möglich war? Dazu hätte einmal gereicht, vielleicht zweimal, um absolut sicher zu sein. Aber dreimal? Das war zu viel. Wenn es eine Erpressung sein sollte, war sie ihm gründlich misslungen – sie wussten, wer er war und hatten eine ungefähre Vorstellung von dem, was er getan hatte, obwohl sie noch nicht genau wussten, wie er es angestellt hatte. Morrison hatte kein Druckmittel in der Hand, weil er keinen Zugang mehr zu der Anlage hatte, mit der er eventuelle Drohungen wahr machen könnte. Einen Sender dieser Art konnte man sich nicht mit ein paar Bauteilen aus dem nächsten Elektronikgeschäft zusammenbauen.

Bis jetzt hatte Jay nichts weiter herausfinden können, das Morrison direkt mit den Vorfällen in China oder Portland in Verbindung brachte. Wenn er nicht zufällig ins Büro gekommen wäre, wüsste die Net Force heute noch nichts von der Sache. Vielleicht war Morrison über seine eigene Intelligenz gestolpert. Was er übersehen hatte, war so einfach und grundlegend, dass man ein solches Versäumnis nur als Dummheit bezeichnen konnte. Wie bei dieser Mission zum Mars vor einigen Jahren, als die Wissenschaftler englische und metrische Maßeinheiten verwechselten und die kleine Sonde mit voller Geschwindigkeit auf die Oberfläche des Planeten krachen ließen, weil die Berechnungen so einfach gewesen waren, dass niemand darüber nachgedacht hatte. Etwas so Einfaches, wie das

Besucherbuch eines Wachpostens zu übersehen, war ein Fehler, der einem Wissenschaftler unterlaufen würde – weil er sich nicht vorstellen konnte, dass ihm so etwas Dummes überhaupt passieren konnte.

Wenn Jay mit seiner Theorie über die Technologie Recht hatte und tatsächlich die Möglichkeit bestand, sie auf diese Weise einzusetzen, hatte Morrison die Mittel und die Gelegenheit gehabt. Aber was war sein Motiv gewesen?

»Gibt es schon Hinweise über seinen jetzigen Aufenthaltsort?«, fragte Howard.

»Bis jetzt noch nicht. Unsere Kollegen vom FBI arbeiten daran, außerdem haben wir jeder Polizeibehörde in den Vereinigten Staaten und den Behörden in Kanada eine Personenbeschreibung von Morrison zukommen

lassen. Die Flugpläne in Alaska und dem Nordwesten der USA werden ebenfalls überprüft.«

»Ich werde in ein oder zwei Tagen aus dem Krankenhaus entlassen«, warf Howard ein. »Dann komme ich ins Büro und ...«

»Sie werden brav nach Hause gehen, General. Wir kriegen den Kerl schon, und zwar mit den Mitteln, mit denen wir uns am besten auskennen und die wir in letzter Zeit etwas zu selten eingesetzt haben – dem Computer.«

»Mir geht es gut. Ich kann arbeiten.«

»Ihre Frau ist da mit Sicherheit anderer Meinung. Ich verspreche Ihnen, dass wir Sie über sämtliche Fortschritte informieren werden.«

Howard war nicht gerade glücklich darüber, aber es blieb ihm nichts anderes übrig. Sie beendeten ihr Gespräch.

Michaels ging zu Jays Büro hinüber. Er klopfte an die Tür und warf einen Blick in das Büro. Gridley war offline. »Hallo, Chef.«

»Ich habe gerade mit John Howard gesprochen. Die Ärzte sagen, dass er bald wieder in Ordnung ist.«

Jay war sichtlich froh darüber. »Endlich eine gute Nachricht.«

»Ich hoffe, Sie sind dem Kerl, der Howard angeschossen hat, schon dicht auf den Fersen.«

Jay lächelte. »Ja, sicher. Ganz dicht.«

»Und das heißt?«

»Wir haben sämtliche privaten Unterlagen von ihm. Wir können anhand seiner Kreditkarten und seines Führerscheins nachweisen, wo er in der letzten Zeit gewesen ist und was er dort getan hat. Wir haben auch die Aufzeichnungen von seiner Arbeit, allerdings mit einigen Lücken. Morrison hat eine zweite Hypothek auf sein Haus aufgenommen und seine Bankkonten leer geräumt, daher dürfte er zurzeit eine Menge Bargeld mit sich herumschleppen und für manche Geschäfte wird kein Ausweis verlangt. Er könnte ein billiges Auto gekauft oder ein Privatflugzeug gemietet haben. Vielleicht hat er sich ja auch eine neue Identität beschafft.

Die Wachposten von HAARP haben uns eine Beschreibung des Mannes gegeben, der Morrison begleitet hat, aber ›ganz normal aussehender Wissenschaftler‹ hilft uns auch nicht weiter. Keine der Überwachungskameras hat Aufnahmen von diesem ›Dick Grayson‹ gemacht, aber er ist der Einzige, der als Schütze in Frage kommt – es sei denn, Morrison hat sich ein Waffenlager zugelegt, von dem wir nichts wissen und schießen gelernt, ohne dass es jemand von den Leuten, mit denen wir gesprochen haben, aufgefallen ist.« Jay lächelte. »Wissen Sie, wer Dick Grayson ist?«

»Robin, der Helfer Batmans«, antwortete Michaels.

Jay sah enttäuscht aus, aber er sprach weiter: »Morrison's Frau wurde von FBI-Beamten befragt, aber sie hat keine Ahnung. Mit Sicherheit nicht. Nach den Berichten, die ich gerade gelesen haben,

ist sie nicht unbedingt die Hellste – sie weiß nicht, womit ihr Mann sein Geld verdient und die Jungs, die mit ihr gesprochen haben, sind der Meinung, dass sie HAARP nicht von einer Harpune unterscheiden könnte.«

»Was noch?«

»Nichts. Wir haben einen angesehenen Wissenschaftler, der anscheinend herausgefunden hat, wie man jemanden über ein gigantisches Walkie-Talkie in den Wahnsinn treibt, und das hat er dann ausprobiert. Wir wissen, wann, und wir glauben zu wissen, wie er es ungefähr angestellt ist, aber wir wissen nicht, warum.«

»Irgendwelche Vermutungen?«

»Ich weiß nicht, Chef. Für mich ergibt das keinen Sinn. Rache, Macht, Geld – als Motiv käme eigentlich alles in Frage.«

»Hat ihn irgendwann einmal jemand so reingelegt, dass er diese Art von Rache wollen würde?«, fragte Michaels.

»Nicht, dass ich wüsste. Seine Exfrau lebt in Boston. Wenn er es auf sie abgesehen hatte, hat er sich um fast fünftausend Kilometer vertan. Kein Unterhalt, keine Kinder und seine neue Frau ist sowieso viel hübscher. Für eines seiner Forschungsprojekte wurde keine Unterstützung mehr genehmigt, aber gleich darauf hat er einen besser bezahlten Job gefunden.«

»Macht?«

»Soweit ich das sagen kann, hatte Morrison nie den Ehrgeiz, Kontrolle auszuüben.«

»Was ist mit Geld?«

»Wie soll er reich werden, wenn er erst zwei chinesische Dörfer und dann die Innenstadt von Portland bestrahlt? Vielleicht Erpressung? Aber das wäre keine sehr gute Idee, weil Morrison mit Sicherheit klar ist, dass er bis in alle Ewigkeit wegen Massenmordes gesucht werden würde. Er könnte nie wieder ruhig schlafen; das

Ganze ist einfach eine Nummer zu groß. Aber dafür ist es jetzt sowieso zu spät, weil wir die Waffe haben. Die Munition nützt ihm nichts, wenn er keine Waffe dafür hat, und er wird wohl kaum zum nächsten Radiosender marschieren und fragen, ob er mal kurz die Sendeanlage benutzen dürfte, oder?«

Nein, das ergab keinen Sinn. Michaels fiel plötzlich etwas ein. »Angenommen, Sie wollten sich ein neues Computersystem kaufen, eines, das sich noch im Versuchsstadium befindet und dem, was die anderen haben, weit voraus ist.«

»Ja?«

»Wie würden Sie vorgehen, wenn Sie es kaufen wollen, aber nicht wissen, ob es überhaupt funktioniert?«

»Ich würde mich erst einmal davor setzen und die verschiedenen Programme aufrufen«, sagte Jay. »Das System belasten, es eine Weile arbeiten lassen und sehen, wie es reagiert, wenn ... Ah.«

Michaels konnte sehen, dass Jays Gedanken in die gleiche Richtung gingen. »Ja«, sagte er. »Vielleicht hat Morrison ja genau das getan. Vielleicht hat er es einem potenziellen Kunden gezeigt. Wie viel könnte diese Technologie dem richtigen Kunden wert sein? Eine Technologie, mit der man seine Feinde in den Wahnsinn treiben kann?«

»Verdamm«, sagte Jay.

»Genau. Ich glaube, wir haben gerade in ein noch größeres Wesennest gegriffen. Solange es nur Morrison allein ist, kriegen wir ihn irgendwann. Aber wenn er die Technologie schon an jemanden weitergegeben hat? An jemanden, den wir nicht so leicht kriegen?«

»Das könnte ein Problem werden.«

»Es ist schon ein Problem. Unseres. Ab jetzt ist das Ihre Daseinsberechtigung. Gehen Sie ins Netz. Fordern Sie alle Hilfe ein, die Sie kriegen können. Finden Sie ihn, Jay. Und zwar schnell.«

»In Ordnung.«

»Noch etwas – haben Sie Toni gesehen? Irgendwann um die Mittagszeit herum war sie auf einmal weg.«

»Ähm, nein, ich habe sie nicht gesehen.« Jay starnte wieder auf den Bildschirm seines Computers.

»Ich hoffe, dass ich sie überzeugen kann, in ihren alten Job zurückzukehren. Es sieht ganz so aus, als würde sie Ja sagen.«

»Wirklich? Das, ähm, das wäre schön, Chef.« Irgendetwas auf Jays Schreibtisch schien plötzlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Und

irgendetwas in seiner Stimme klang plötzlich so merkwürdig.

»Was?«, sagte Michaels.

»Was 'was'?«, erwiderte Jay, der immer noch auf seinen Bildschirm starrte.

Michaels wusste, dass Einfühlungsfähigkeit nicht gerade zu seinen Stärken zählte, aber bei Jay Gridley, der seine Gefühle nur schlecht verbergen konnte, war ihm sofort klar, dass etwas nicht stimmte.

»Sie verschweigen mir etwas. Raus damit.«

»Chef, ich ...«

»Ich habe zurzeit eine Menge zu tun, Jay, und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich nicht in der Luft hängen lassen und mir sagen würden, was los ist.«

Jay seufzte. »In Ordnung. Als ich das letzte Mal im Mainframe des FBI gewesen bin, habe ich mir ein paar Hintertürchen offen gelassen, nur für den Fall, dass wir wieder so ein Problem wie damals bekommen, als die Russen in die Computersysteme der Regierung eingedrungen sind.«

»Die Rechtfertigung können Sie sich sparen, Jay. Sie sind Hacker aus Leidenschaft und dafür bezahlen wir sie auch, falls Ihnen das entfallen sein sollte.«

»Ähm, ja, also, wie gesagt, ich habe mir ein Hintertürchen in das Untersystem der Direktorin eingebaut.«

»Und dort haben Sie jetzt etwas gefunden, das ich wissen sollte, das Sie mir aber nicht sagen wollen. Werde ich etwa gefeuert?«

»Nein, nein, das ist es nicht. Es ist nur, na ja, Toni hatte heute einen Termin bei der Direktorin. Um eins.«

Michaels erste Reaktion bestand darin, ihm zuzustimmen und zu sagen, *Ja, sicher, das habe ich gewusst*. Aber da er nichts davon gewusst hatte und wohl etwas mehr dahinter steckte, sagte er es nicht. »Und jetzt bitte die andere Bombe«, antwortete er stattdessen.

»Vielleicht wäre es besser, wenn sie es Ihnen selbst sagen würde, Chef.«

»Das mag ja sein, Jay, aber ich werde es von *Ihnen* erfahren. Und zwar jetzt.«

Jay schüttelte den Kopf. »Die Direktorin hat gerade einen E-Antrag für eine neue Stelle in ihrer Abteilung ausgefüllt. Eine Assistentin. Sie hat den Job Toni angeboten.«

Michaels blinzelte überrascht. »Und? Hat sie den Job angenommen?«

»Soweit ich weiß nicht.«

Michaels war irgendwie erleichtert. Ein Jobangebot war ja schließlich nichts Weltbewegendes. Sicher, sie hätte es ihm sagen sollen, aber zurzeit war alles etwas hektisch und vielleicht hatte sie ja auch vor, der Direktorin abzusagen, bevor sie mit ihm darüber sprach. Das wäre typisch für Toni. Über diese Sache brauchte er sich jetzt keine Gedanken zu machen.

Ach ja? Und warum fährt dein Magen plötzlich Achterbahn?

*Anchorage, Alaska*

Als er zu seinem Telefon griff, um seine E-Mails abzufragen, sah er, dass eine dringende Nachricht von Jay Gridley eingegangen war. Um was es wohl ging?

Es dauerte eine ganze Weile, bis er durchgeblättert und die Nachricht auf den winzigen Bildschirm geholt hatte, aber der Inhalt war unmissverständlich. Jay hatte sämtlichen Kontakten im Web eine Art Hilferuf geschickt: Er brauchte Informationen.

Tyrone starnte das Telefon an. Vor einiger Zeit – ihm kam es wie tausend Jahre vor – hatte er Jay geholfen, in der VR einen der bösen Jungs zu schnappen. Er und Jay kannten sich schon ewig, seit der Zeit, als Tyrones Dad zur Net Force gekommen war. Als er mit Jay zusammengearbeitet hatte, war er noch sechs oder sieben Stunden am Tag vor seinem Computer gesessen, was er schon eine ganze Weile nicht mehr getan hatte. Inzwischen war er nur noch zwei Stunden am Tag online, höchstens, was gerade reichte, um seine Post zu lesen, einen Blick in ein paar VR-Räume zu werfen und vielleicht noch ein paar Minuten bei einem Online-Spiel mitzumachen. Aber wenn Jay jetzt Hilfe brauchte, hatte es mit Sicherheit etwas mit der Sache zu tun, bei der sein Dad angeschossen worden war. Und deshalb war er jetzt sofort bereit, sich in das Netz einzuloggen und die Daten hin- und herzujagen, bis die Leitungen heiß liefen. Der Kerl, um den es hier ging, hatte schließlich Portland verwüstet, Menschen getötet und auch noch die Bumerang-Meisterschaften ruiniert. Es war Ehrensache, dass er mithalf, diesen bescheuerten Hirni zu finden. Tyrone hatte seinen Laptop dabei, in seiner Tasche, die im Zimmer seines Vaters war. Er würde ihn holen und sofort online gehen.

Nadine konnte ihm dabei helfen. Sie hatte zwar nicht sehr viel

Ahnung von Computern, aber wenn sie erst einmal angefangen hatten, konnte er ihr ja ein paar Tricks beibringen. Er war zwar nicht mehr so gut wie früher, aber für eine Suchaktion im Netz reichte es noch. Er würde Jay helfen und gemeinsam würden sie sich den Mistkerl schnappen, der seinen Dad angeschossen hatte.

## 28

*Dienstag, 14. Juni  
Coeur d'Alene, Idaho*

Es war warm im Innern des Wagens, obwohl der Motor lief und die Klimaanlage auf Hochtouren lief. Sie waren nur zu zweit, Morrison im Fond, Ventura am Steuer. Der Wagen schlich fast mit Schrittgeschwindigkeit auf der Schotterstraße vorwärts und kam von Zeit zu Zeit an einem Milizangehörigen vorbei.

Wus Stimme am Telefon klang samtig, entspannt und einschläfernd. »*Ihnen* vertrauen wir natürlich. Es geht nur darum, dass manche ihrer ... ähm ... *Partner* einige Vorurteile gegenüber Menschen unserer ... ähm ... Überzeugung haben. Und das Schicksal sollte man schließlich nicht herausfordern, nicht wahr?«

Morrison nickte seinem unsichtbaren Gesprächspartner zu. Bei beiden Telefonen war die Bildübertragung ausgeschaltet, daher konnte keiner den anderen sehen. Aber Morrison hätte es auch nicht viel genutzt, wenn er Wus Gesicht gesehen hätte. Er war nicht besonders gut darin, in den Gesichtern seiner Mitmenschen zu lesen und der Gesichtsausdruck von Chinesen war für ihn sowieso unergründlich. Außerdem spielte es keine Rolle. Ventura hatte ihm

gesagt, wie er reagieren sollte, und bis jetzt war alles genauso verlaufen, wie der Leibwächter es vorausgesehen hatte. Das Gespräch wurde zerhackt und verschlüsselt, damit es auch dann nicht zu verstehen war, wenn es jemandem gelingen sollte, ihre Unterhaltung abzuhören und mitzuschneiden.

»Vielleicht wäre Ihnen die chinesische Botschaft lieber?«

Wu fing tatsächlich an zu lachen. »Das könnten wir natürlich arrangieren, aber ich glaube nicht, dass Luther damit sehr glücklich wäre. An seiner Stelle würde mir das gar nicht gefallen.«

»Kürzen wir das Ganze doch etwas ab«, sagte Morrison. »Ich sage Ihnen einen Ort und dort treffen wir uns dann.«

Ventura hatte ihm gesagt, dass es dem Chinesen nicht gefallen würde, wenn er sofort auf den Zweck ihres Gesprächs zu sprechen kam. Die Kultur, aus der Wu stammte, hatte erheblich mehr Geduld als der durchschnittliche Amerikaner und die Chinesen waren bereit, so lange oberflächliche Konversation zu betreiben, bis alle Gesprächsteilnehmer zufrieden gestellt waren. Die mangelnde Förmlichkeit der Amerikaner und deren Ungeduld war für sie gleich bedeutend mit Jugend und schlechter Kinderstube.

»Lassen Sie sie glauben, was sie wollen«, hatte Ventura zu ihm gesagt. »Je geringer ihre Meinung von uns ist, desto besser.«

»Vielleicht«, antwortete Wu. »Wo?«

Morrison sah zu Ventura hin, der ihn im Rückspiegel beobachtete. Er nickte.

»In Woodland Hills in Kalifornien – das ist kurz vor Los Angeles – gibt es ein Kino.«

»Ich weiß, wo Woodland Hills ist, Dr. Morrison.« Seiner Stimme war nicht anzumerken, ob er verärgert war, aber Morrison lächelte. Ventura hatte ihm gesagt, dass Wu sich über diese Bemerkung ärgern würde.

Morrison sprach weiter: »Das Kino ist ziemlich neu, ein IMAX. Es steht neben einem großen Einkaufszentrum ...«

»Ah, ja, an der Mulholland, nördlich von Oxnard«, warf Wu ein. »Ich habe dort vor ein paar Monaten den neuesten James-Bond-Film gesehen. Sie nehmen einfach den Ventura Freeway und schon sind Sie da.«

Wieder musste Morrison lächeln. »Er wird Ihnen zeigen wollen, dass er besser ist als Sie«, hatte Ventura gesagt. »Aber er wird es subtil machen.«

»Gut, dann brauche ich Ihnen ja nicht zu erklären, wo das ist. Morgen Mittag.«

»Warum wollen Sie sich ausgerechnet dort mit mir treffen?«

»Weil ich den Film, der gerade läuft, noch nicht gesehen habe.«

»Ich verstehe. In Ordnung. Aber wir sollten noch einige Details diesbezüglich klären.«

»Welche wären das?«

»Sie werden doch kaum von uns erwarten, dass wir ein paar Koffer mit vierhundert Millionen Dollar in kleinen Scheinen mit schleppen, oder? Wir würden einen Lastwagen brauchen, um diese Summe zu transportieren.«

»Ich habe ein sicheres Konto bei einer einheimischen Bank«, sagte Morrison. »Eine elektronische Überweisung genügt. Bringen Sie einen Laptop mit einem sicheren, drahtlosen Funkmodem.«

»Ja, aber das ist ja gerade der Haken daran. Sie erwarten von uns, dass wir Ihnen so viel Geld überweisen, aber liefern wollen Sie erst *danach*, habe ich das richtig verstanden?«

»Ich bin der Einzige, der die Formel hat. Sie ist nirgends schriftlich festgehalten.« Was er damit sagen wollte, war klar: Wenn mir etwas passiert, bevor Sie haben, was Sie wollen, werden Sie es nicht bekommen. Es entsprach allerdings nicht ganz den Tatsachen – er

hatte eine Kopie von der Formel gemacht. Aber nur eine. Sämtliche Hinweise auf die Formel waren gelöscht worden, mit einem Programm, dass eine Wiederherstellung der betreffenden Dateien unmöglich machte. Und die Datei mit der Formel war gut versteckt. Niemand würde sie je finden. Er konnte sich zwar nicht vorstellen, dass er die Formel vergaß, aber sollte es ihm aus irgendeinem Grund doch passieren, war sie nicht verloren.

Aber du hast dir ja auch nicht vorstellen können, dass es dem FBI gelingt, dich mit der ganzen Sache in Verbindung zu bringen.

Morrison versuchte, den Gedanken zu ignorieren. Er konnte immer noch nicht nachvollziehen, wie sie es herausgefunden hatten. Er war so vorsichtig gewesen.

»Woher wissen wir, dass Sie liefern werden?«

»Sie wissen, dass ich die Information habe. Das habe ich Ihnen bereits bewiesen. Und warum sollte ich einen Rückzieher machen, wenn ich das Geld habe? Es macht keinen Sinn, *nicht* zu liefern.«

»Die Information haben und sie uns geben ist nicht unbedingt das Gleiche, finden Sie nicht auch?«

»Ich werde direkt neben Ihnen sitzen. Sie überweisen das Geld. Ich gebe Ihnen die Information. Ich gehe davon aus, dass einige Wissenschaftler für Sie in Bereitschaft stehen, um die Richtigkeit der Information zu bestätigen. Ich kann Ihnen ein paar Namen nennen, Wissenschaftler, die in der Lage sind, die Information zu verifizieren – Dr. Jang Ji, George Chen, Li Hun ...«

»Das wird nicht notwendig sein. Wir wissen, welche unserer Wissenschaftler das können. Aber können sie die Formel sofort verifizieren?«

»Wenn Sie ein Testobjekt und Zugang zu einem EKG-Gerät und einigen einfachen Sendern haben, können Sie das Experiment durchführen, sobald sie die Kodesequenz haben. Sie werden die

Formel bestätigen können, bevor der Film zu Ende ist. Natürlich nur in kleinem Maßstab, aber die Größe spielt in diesem Fall keine Rolle. Es funktioniert in der Praxis genauso gut wie im Labor – das haben Sie ja bereits gesehen.«

Es gab eine kleine Pause, da Wu diese Information offenbar erst verarbeiten musste.

»So sieht mein Vorschlag aus, Mr. Wu. Entweder Sie stimmen zu oder das Geschäft ist geplatzt.«

»Einverstanden. Wir sehen uns morgen um zwölf Uhr. Ange nehme Reise.«

Wu beendete das Gespräch und Morrison seufzte vor Erleichterung. Die Verhandlungen waren komplizierter gewesen, als er es sich vorgestellt hatte. Ein Teil von ihm wünschte sich, er könnte die Uhr zurückdrehen und sich die ganze Sache noch einmal überlegen.

»Er hat angebissen«, sagte Ventura. Es war nicht als Frage gemeint.

»Ja.«

»Gut. Dann sind wir im Geschäft.«

Morrison war beunruhigt. »Mir kommt das alles sehr riskant vor. Ein öffentliches Kino? Er wird keinerlei Probleme haben, ein paar bewaffnete Männern hineinzuschmuggeln und sie unter den Zuschauern zu verstecken. Er könnte fünfzehn oder zwanzig von ihnen hineinbringen und wir würden es nicht einmal bemerken.«

Ventura lächelte in den Rückspiegel. »Sage ich Ihnen etwa, wie Sie Ihre Signale programmieren sollen? Gebe ich Ihnen Ratschläge für Ihre Frequenzen?«

»Es tut mir Leid, ich wollte nicht ...«

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken. Wir werden es wissen, wenn Wu ein paar Leute einschmuggelt. In dem Kino findet

morgen Mittag eine Sondervorführung für Autoren statt, die Mitglieder im amerikanischen Berufsverband der Drehbuchautoren sind. Sie müssen eine Einladung vorzeigen, um eingelassen werden. Alle anderen gehören entweder zu uns oder zu den Chinesen. Wir lassen Wus Männer hinein, weil wir im Vorteil sind. Sämtliche Angestellten, angefangen bei der Kasse über den Popcornstand bis hin zu dem Mann, der die Eintrittskarten abreißt, gehören zu uns. Jeder Mann, den Wu hineinschmuggelt, wird von einem unserer Leute überwacht, der sich in seine Nähe setzt. Jeder, den unsere Männer nicht kennen, ist ein potenzielles Ziel. Falls die Lage ernst wird, wissen sie ganz genau, wen sie erschießen sollen. Und wenn sie danebenschießen, gibt es eben ein paar Drehbuchautoren weniger. Das fällt sowieso keinem auf – in L.A. schreibt jeder ein Drehbuch.«

»Wie haben Sie das nur arrangiert? Kennen Sie den Besitzer des Kinos?«

»Ich bin der Besitzer des Kinos. Im Laufe der Jahre habe ich einige Investitionen für meinen Ruhestand getätigt. Mir gehören ein Kino, eine Bar, ein Teil eines Fitnessstudios und einige gut gehende Restaurants der gehoben Preisklasse. Dazu kommen natürlich noch einige erstklassige Aktien und Rentenwerte. Ich spiele zwar nicht in der Liga, in der Sie bald sein werden, könnte von meinen Investitionen und den Zinsen aber sehr gut leben, ohne das Kapital angreifen zu müssen. Wenn Geld nicht für einen arbeitet, ist es nur ein Staubfänger.« Er lächelte.

Morrison schüttelte den Kopf. Das war unglaublich. Warum riskierte ein wohlhabender Mann Kopf und Kragen und arbeitete als *Leibwächter*? Ventura musste seine Gedanken gelesen haben. »Müßiggang ist aller Laster Anfang. Bevor es mir zu langweilig wird, tue ich lieber etwas, das mir Spaß macht.«

Morrison wandte den Blick ab.  
Die Sache wurde mit jedem Augenblick sonderbarer – und  
Furchterregender.

*Washington D.C.*

Michaels saß an seinem Küchentisch und hielt eine Tasse Kaffee in der Hand. Es war noch sehr früh, kurz nach Sonnenaufgang und Toni schlief noch. Er trank einen Schluck und starrte die Wand an. Sein Blick ging durch die Holztäfelung und die Wand hindurch und konzentrierte sich auf einen Punkt, der Tausende von Kilometern entfernt war.

Und wie geht es Ihnen, Mr. Michaels?

Sehr gut, danke der Nachfrage. Meine Exfrau heiratet demnächst einen Idioten aus Idaho und nimmt mir mein Kind weg – es sei denn, ich lasse mich auf einen hässlichen Sorgerechtsprozess ein, der bei meiner Tochter vermutlich ein lebenslanges Trauma auslösen wird. Das hat sie nicht verdient und ich werde es mit Sicherheit nicht tun.

Ich selbst habe mit dem Mann gesprochen, der mit ziemlicher Sicherheit Dutzende von Chinesen mit einer Art Radiostrahl getötet hat, und wenn ich auf Draht gewesen wäre, hätte ich ihn aufhalten können, bevor er zahllose Amerikaner auf die gleiche Art und Weise getötet hat. Er ist in mein Büro spaziert und ich habe nur gelächelt und ihn wieder gehen lassen.

Der Leiter meines militärischen Arms wurde angeschossen und schwer verletzt, weil ich unbedingt wollte, dass er die US-Marshals bei der Festnahme begleitet und der Kerl, den sie verhaften sollten, hat gleich noch einen Marshal angeschossen, ist *spurlos verschwunden* und nach wie vor flüchtig.

Meine Chefin ist fest entschlossen, mir das Fell über die Ohren zu ziehen, weil ich sie nicht informiert habe.

Was noch? Ach ja. Meine Freundin ist wieder da und schläft gerade in meinem Bett, aber sie überlegt sich, ob sie einen Job annehmen soll, bei dem sie mir bei meiner Arbeit über die Schulter sieht und ihrer Chefin dann brühwarm alles darüber erzählt. Und mir gegenüber hat sie es mit keinem Wort erwähnt.

Er war spät nach Hause gekommen. Toni hatte bereits geschlafen und er hatte über der Sache mit dem neuen Job gebrütet, bis er endlich eingeschlafen war. Dann war er aufgewacht und hatte wieder darüber nachgedacht.

War's das?

Ja. Ich glaube, das war alles. Es geht mir einfach *großartig*.

Er trank noch einen Schluck Kaffee. Er war kalt. Zuerst wollte er aufstehen und ihn heiß machen, aber dann entschied er, dass es nicht die Mühe wert war. Hier zu sitzen und die Wand anzustarren war viel wichtiger.

Sicher, hier herumsitzen und darüber jammern, wie mies dein Leben doch ist, das ist die Lösung.

»Ach, leck mich!«

»He, was habe ich verbrochen?«

Michaels hob den Blick. Erst als er Toni hörte, wurde ihm klar, dass er es laut gesagt hatte. Sie stand in der Tür und trug eines seiner Hemden – und sonst nichts. Sie sah einfach großartig aus, obwohl ihr Gesicht noch schlaftrunken war und ihr Haar wie ein zerrupftes Vogelnest aussah. Es vereinfachte die Sache nicht gerade, dass sie wunderschön war und er sie liebte. Als sie wiedergekommen war, hatte er gedacht, jetzt wäre alles wieder in Ordnung und die Welt wieder schön.

Darüber wirst du wohl noch einmal nachdenken müssen.

»Nichts. Ich habe nur mit mir selbst geredet.«

Toni holte sich eine Tasse aus der Geschirrspülmaschine und goss sich Kaffee ein. Sie atmete den Duft ein und trank einen Schluck. Dann drehte sie sich um, lehnte sich gegen die Theke und sah ihn an. »Willst du darüber reden?«

Ob er darüber reden wollte? Verdammt noch mal, natürlich wollte er darüber reden. Wie wäre es denn, wenn sie damit anfingen: *Wieso hast du mir nicht gesagt, dass du ein Gespräch mit der FBI-Direktorin hattest und vorhast, für sie zu arbeiten? Hast du das etwa vergessen? War es nicht wichtig genug, um auch nur ein Wort darüber zu verlieren? Willst du mir diese kleinen Details aus deinem Leben nicht erzählen, bei denen es unter anderem darum geht, wo du demnächst arbeiten wirst?*

Aber das sagte er nicht. »Eigentlich nicht«, war alles, was er von sich gab.

Sie trank noch einen Schluck Kaffee. »In Ordnung.«

Okay. Wenn sie nicht damit anfing, konnte sie bis in alle Ewigkeit darauf warten, bis er sie darauf ansprach!

»Ich muss gleich weg. Ich habe eine Besprechung mit dem SAC. Wir wollen unsere Ermittlungen im Fall Morrison aufeinander abstimmen«, sagte er.

»Soll ich mitkommen?«

»Wie du möchtest.« Es klang etwas schroffer als beabsichtigt, aber bei seiner momentanen Gemütsverfassung konnte man schließlich nichts anderes erwarten.

Sie seufzte, dann stellte sie ihre Tasse auf die Theke und verschränkte die Arme vor der Brust. »Was ist mit dir los? Du bist so sauer, dass du vor Wut gleich platzen wirst. Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Falsch? Nein, du hast nichts *falsch* gemacht.« Er wusste, dass ein

beißender Ton in seiner Stimme lag und er seine Wut kaum verbergen konnte.

»Und warum willst du mir dann den Kopf abreißen?«

Er würde es ihr nicht sagen, nein, auf gar keinen Fall! »Dafür gibt es keinen Grund. Ich wundere mich nur ein bisschen. Du beschwerst dich doch immer darüber, dass ich dir nicht sagen würde, was in meinem Kopf vorgeht.

Und jetzt frage ich mich, warum du mir nicht gesagt hast, dass du vorhast, einen Job bei Melissa Allison anzunehmen. Das ist alles.«

Tja. So viel zu seinem Entschluss, es auf keinen Fall zu erwähnen.

Sie ließ die Arme sinken, dann ging eine Hand zu ihrem Mund. Wenigstens hatte sie so viel Anstand, sich zu schämen. »Es ... es tut mir Leid. Ich hätte es dir schon noch gesagt.«

»Ach ja? Wann? Wenn sie deinen Namen auf deinen neuen Parkplatz pinseln?«

»Alex ...«

»Nein, nein, du brauchst mir nichts zu erklären. Du kannst machen, was du willst, du bist schließlich erwachsen. Wenn du für die Jungs im Hauptgebäude arbeiten willst, geht mich das nichts an. Du wirst den Job doch annehmen, oder?«

Sie verschränkte wieder die Arme vor der Brust und starrte ihn an. »Ja, das werde ich.«

Sein Magen verkrampte sich. Gut. Das war es also. Sie stellte ihn vor vollendete Tatsachen.

Er stand auf. »Herzlichen Glückwunsch. Ich bin froh, dass wir uns darüber unterhalten konnten, bevor du deine Entscheidung getroffen hast.« Er ging an ihr vorbei ins Schlafzimmer. Wahrscheinlich war sein Abgang nicht ganz so beeindruckend, wie er

sich das gewünscht hätte, denn er trug nur seinen alten Bademantel mit den durchgescheuerten Manschetten und dem Riss an der Schulter.

»Das kannst du doch nicht machen, Alex! Ich will mit dir reden!«

»Du hast keinen Anlass, das zu sagen, nicht jetzt«, erwiderte er.

»Absolut keinen Anlass. Ich gehe ins Büro.«

»Wenn du jetzt gehst, werde ich heute Abend nicht mehr hier sein!«

»In Ordnung. Du machst sowieso, was du willst – warum machst du dir dann noch die Mühe, es mir zu sagen?«

Und damit war ihre Unterhaltung beendet.

## 29

*Mittwoch, 15. Juni  
Washington D.C.*

Toni saß in einem Taxi, das sie zu einer Autovermietung bringen sollte. Sie kochte vor Wut. Warum benahm Alex sich so idiotisch?

Okay, sicher, sie hätte ihm von ihrem Gespräch mit der Direktorin erzählen sollen und auch, dass sie ernsthaft überlegte, den Job anzunehmen. Aber wann hatte sie denn Gelegenheit dazu gehabt? Nachdem sie bei der Direktorin gewesen war, hatte Alex keine Zeit gehabt, weil er arbeiten musste. Er war erst sehr spät nach Hause gekommen und da war sie schon im Bett gewesen. Die erste wirklich gute Gelegenheit wäre heute Morgen gewesen, aber bevor sie auch nur einen Ton hatte sagen können, war Alex ihr schon an die Kehle gesprungen. Das war doch nicht fair, oder?

*Ja, sicher, wenn du willst, kannst du Alex die Schuld zuschieben, aber wir wollen uns doch nichts vormachen. Du hättest es erwähnen können, bevor du zu dem Gespräch mit der FBI-Direktorin gegangen bist, nicht wahr? Und als Alex gestern nach Hause gekommen ist, hast du nur so getan, als würdest schon schlafen, weil du nicht darüber reden wolltest. Also, das Ganze noch mal von vorn.*

Okay, es stimmte. Aber trotzdem hatte er kein Recht, so zu explodieren. Er war doch nicht ihr Vater!

Nein, aber er ist der Mann, den du liebst. Und in einem hat er Recht gehabt – du hast genau das getan, was du an ihm so hasst: Du hast ihm nicht gesagt, was in deinem Kopf vorgeht.

Toni seufzte. Sie hasste diese Diskussionen mit sich selbst, bei denen sie grundsätzlich unterlegen war. Mit anderen konnte sie vernünftig diskutieren, aber ihre innere Stimme ließ sich durch Argumente einfach nicht überzeugen – jedenfalls nicht oft. Alex' Zorn hatte dazu geführt, dass sie selbst wütend geworden war, aber wenn sie beide Gelegenheit gehabt hätten, sich wieder zu beruhigen, hätten sie vernünftig darüber reden können. Sie wusste, dass er sie liebte, und ein Streit bedeutete doch nicht, dass sich mit einem Mal alles zum Schlechten wandte. Sie hatte nicht sehr viel Übung darin, mit jemandem zu streiten, den sie liebte, und jedes Mal, wenn es dazu kam, hatte sie furchtbare Angst, dass alles aus war. Ein böses Wort – bumm – und schon ging man getrennter Wege. Vielleicht legte sich diese Angst ja mit der Zeit. Sie hoffte es zumindest.

In Ordnung. Die Frage war also: Sollte sie warten und die Sache mit Alex ausdiskutieren? Oder sollte sie nach Quantico gehen und der Direktorin sagen, dass sie den Job haben wollte? Ihr Ego sagte, dass sie Alex zum Teufel schicken und das tun sollte, was sie wollte. Aber ihr Herz sagte, dass sie sich wenigstens mit ihm an einen

Tisch setzen und erklären sollte, warum sie es tun wollte. Okay, er war wütend auf sie, er hatte viel zu tun und gerade eine Menge Probleme, aber ein paar Minuten würde er schon Zeit für sie haben. Alex war wichtiger als alles andere im Leben; sie konnte sich nicht einfach umdrehen und gehen.

»Wir sind da«, sagte der Taxifahrer.

Toni blinzelte überrascht. Die Fahrt war wie im Flug vergangen. Sie konnte sich an keine Sekunde davon erinnern. »Danke«, sagte sie.

Sie hatte ihren Entschluss gefasst. Sie würde sich jetzt einen Mietwagen nehmen, ins Büro fahren und eine Möglichkeit finden, um sich mit Alex zu unterhalten. Er würde das Ganze schon verstehen. Dafür würde sie sorgen.

### *New York City*

Die Bar war ein Rattenloch – was vermutlich nicht die richtige Bezeichnung war, denn eine Ratte, die etwas auf sich hielt, würde es sich zweimal überlegen, ihre Nase dort hineinzustecken. Und wenn sie noch zwei funktionsfähige Neuronen im Leib hatte, würde sie erst recht zu dem Schluss kommen, das es das Risiko nicht wert war. Die Beleuchtung war zum Glück mehr als schummerig, aber die Messerkerben an der hölzernen Theke und die Initialen, die von den Gästen in Tische und Stühle geritzt worden waren, konnte man trotzdem noch erkennen. An den Wänden hingen Flachbilder und Holografien, die von Neonreklamen für Biersorten beleuchtet wurden. Auf den Postern waren zum größten Teil nackte Frauen abgebildet, die sich in lasziven Posen auf Harley-Davidson-Motorrädern rekkelten. Bei einigen Bildern waren bestimmte Teile der weiblichen Anatomie bis auf die dunkle Wand dahinter durchgescheuert, was

wohl daran lag, dass jemand die Bilder gestreichelt oder geküsst hatte. Der Spiegel hinter der Theke war an zwei Stellen gesprungen und wurde von durchsichtigem Klebeband zusammengehalten. Einige der Flaschen auf den Regalen hinter dem Barkeeper waren mehr als halb voll. Der Barkeeper war mehr als zwei Meter groß, wog etwa 150 Kilo und trug eine Lederweste mit ölverschmierten Jeans, die vermutlich über alten Motorradstiefeln endeten. Jeder Zentimeter seines Körpers, der nicht von der Kleidung verdeckt wurde, war tätowiert, mit allen möglichen Motiven, von Comicfiguren bis hin zu nackten Frauen mit großen Brüsten – und großen Eckzähnen. Das Prunkstück war ein Harley-Logo auf seiner Brust, das teilweise von dichtem, grauem Brusthaar verdeckt wurde.

An der Theke und den Tischen saßen noch mehr Motorradfahrer, Männer und Frauen und keiner von ihnen sah so aus, dass man ihn ... *ungefährlich* nennen würde.

Auf einer kleinen Bühne neben der Theke huschte rotes und blaues Licht über eine lustlose Tänzerin. Sie war nackt bis auf einige Ringe, mit denen verschiedene Teile ihres Körpers gepierct waren, und ein paar kleine, aber interessante Tätowierungen, darunter ein leuchtend roter Pfeil, der auf eines der etwas intimeren Piercings zeigte – oder auf das, was gepierct war. Die Musik war eines jener monotonen Bumsstücke mit Saxofonen und einem lauten Schlagzeug und die Tänzerin hätte auf ihre Darbietung auch verzichten können. An ihrem Gesicht konnte man sehen, dass ihre besten Jahren vorbei waren und an den Dehnungsstreifen und den Narben, dass sie Geburten, Schönheitsoperationen und vermutlich eine Blinddarmoperation hinter sich hatte. Der Gesamteindruck war in etwa so erotisch wie ein Betonpfeiler und niemand sah zu, wie die Frau tanzte.

Jay Gridley, der eine ärmellose Jeansjacke mit den Abzeichen des

Thai Tigers Motorcycle Club – die Buchstaben TTMC über dem Kopf eines fauchenden Tigers – trug, stand zwischen zwei Schlägertypen, die einen Kopf größer waren als er und vermutlich doppelt so viel wogen.

Einer der Männer stieß Jay versehentlich mit dem Ellbogen an, als er sich umdrehte, um mit der Frau neben sich zu reden.

»Pass bloß auf«, sagte Jay.

Der Motorradfahrer drehte sich zu Jay hin und sah ihn mit Mordlust in den Augen an, aber dann blinzelte er nur und sagte: »Tut mir Leid, Kumpel.«

Jay grinste. Schließlich war es sein Szenario. Wenn er schon in der Persönlichkeit eines Motorradrockers in einer heruntergekommenen Tittenbar auftauchte, konnte er auch gleich der Schlimmste der schlimmen Jungs hier sein, oder? Jay wusste, dass er die virtuelle Bar mitsamt der Gäste im Handumdrehen verschwinden lassen konnte und selbst in der VR konnte man einen echten Experten an seinen Bewegungen und seiner Haltung erkennen.

Dass er sich ein solches Szenario hatte einfallen lassen und in der Lage war, es so realistisch auszuschmücken, wie er es hier getan hatte, sagte vermutlich einiges über ihn aus, aber schließlich sollte das Ganze ja auch Spaß machen.

Der Barkeeper kam herüber und Jay deutete auf sein leeres Glas. Der Riese nickte, griff hinter sich und holte eine Flasche Tequila vom Regal. Als er einschenkte, wurde der Wurm in das Glas gespült. Er sah Jay an.

Jay zuckte mit den Achseln. »Lassen Sie ihn drin. Dann schmeckt es besser.«

Der Barkeeper wollte sich wieder umdrehen, aber Jay hielt ihn zurück. »Ich suche jemanden.«

»Ja?« Er starrte Jay an.

»Ja. Einen Killer.« Jay zog ein Blatt Papier mit einer Zeichnung aus der Jackentasche. Es war ein Phantombild von 'Dick Grayson', das ein Computerkünstler nach Beschreibungen der Wachposten von HAARP angefertigt hatte.

Der Barkeeper starrte Jay immer noch an. »Kenn ich nicht. Hab ich noch nie gesehen«, sagte er.

»Sehen Sie sich die Zeichnung an.«

»Das brauche ich nicht. Ich weiß es auch so.«

»Aha. So ist das.«

»Ja. So ist das.«

Jay packte den Barkeeper an einem Büschel Brusthaar und zog ihn zu sich heran. Mit der freien Hand holte er ein automatisches Messer mit einer zwölf Zentimeter langen Klinge aus seiner Jeans. Er setzte dem Barkeeper die Spitze des Messers an die Kehle, genau unter das Kinn.

In der realen Welt hatte Jay gerade die Privatadresse des Mannes, der den Barkeeper spielte, herausgefunden und dessen Computer mit einem virusverseuchten Cookie gefüttert. Wenn er das Messer nicht wegnahm, würde das System des Barkeepers etwa zehn Sekunden, nachdem er ihn »verletzt« hatte, den Geist aufgeben.

»Sehen Sie sich das Bild an oder ich mache Ihnen ein neues Gesicht.«

Niemand in der Bar hatte etwas davon mitbekommen, bis auf die Gäste, die in der Nähe von Jay saßen, und diese rückten schnell von ihm ab. Die Tänzerin machte mit ihrer mechanischen Darbietung weiter.

»Jetzt werden Sie doch nicht gleich so nervös.« Der Barkeeper sah sich das Bild an.

Jay grinste. Der Besuch in einem vor allem von Söldnern fre-

quentierten Chatroom in der VR war erheblich interessanter, als Dick Graysons Gesichtsmerkmale mit den Bilddateien von NCIC, NAPC oder dem FBI abzugleichen und nach einem Treffer zu suchen – was er bereits getan hatte. Herausgekommen war dabei null. Nordpol – Ulrich – Ludwig – Ludwig.

»Ich glaub's nicht«, sagte jemand, der gerade hereingekommen war. »Jay?«

Die Stimme kam ihm bekannt vor. Jay ließ den Barkeeper los und drehte sich um.

An der Tür stand Tyrone Howard, der sich die Bar und die Gäste ansah.

»Tyrone? Was machst du denn hier?«

Jay hatte einigen Leuten seinen Weiterschaltungskode gegeben, damit sie ihn, falls sie ihn auf elektronischem Weg erreichen wollten, im Web treffen konnten, egal, wo er gerade war. In einem Hochsicherheitsbereich funktionierte der Kode natürlich nicht, aber jeder Hacker, der seine Bytes wert war, konnte ihm folgen, wenn Jay ihn hinter die Firewall ließ und seine Spur zu einer Site mit öffentlichem Zugang führte, wie diese hier, auf der er sich gerade herumtrieb. Tyrone Howard hatte ihm bei der Sache mit dem verrückten Russen vor einigen Monaten sehr geholfen und Jay hatte ihn auf die Liste mit Leuten gesetzt, die jederzeit Kontakt mit ihm aufnehmen konnten.

Aber angesichts des Szenarios, in dem sie sich gerade aufhielten, war das vielleicht ein Fehler gewesen.

Offenbar hatte Tyrone Jays Szenario als Standard benutzt, obwohl es nicht gerade zu denen gehörte, in denen man sich gerne von einem 13-Jährigen erwischen ließ. Es war gut möglich, dass Tyrone einen falschen Eindruck bekam.

»Ja, ich habe ihn schon mal gesehen«, sagte der Barkeeper.

Jay drehte sich wieder zu dem riesigen Motorradrocker hin und verhielt sich wieder wie seine VR-Persönlichkeit. »Wirklich?«

»Er ist ein- oder zweimal hier gewesen.«

»Wo kann ich ihn finden?«

»Ich weiß es nicht. Aber der Kerl am Billardtisch, der mit dem Armeehemd, der gerade ein Bier und einen Schnaps trinkt, hat ein paar Mal Geschäfte mit ihm gemacht.«

Jay nickte.

Tyrone war zur Theke gekommen.

»Ich bin gleich fertig hier, Ty. Nur eine Sekunde.«

»Lass dir ruhig Zeit, Jay. Ich schaue mir in der Zwischenzeit ... ahm, das Ambiente an. Klasse gemacht, der Laden hier ist genauso abgefahren wie der Stripteaseschuppen von Jimmy-Joe.«

Großartig. Dass Tyrone seinem Vater von *diesem* Szenario erzählte, hatte ihm gerade noch gefehlt.

Darüber kannst du dir später Gedanken machen, Jay. Jetzt wollen wir uns erst mal den Typen am Billardtisch vorknöpfen.

Aber der Mann, der gerade ein Glas Schnaps in seinen Bierkrug kippte, war eigentlich gar nicht da – er war ein Proxy.

Einige der Gäste in der virtuellen Bar waren zwar »wirklich« da, aber einige etwas weniger als andere. Ein Proxy war eine Art Hülle, kaum mehr als ein Link zu einer anderen Stelle im Web, mit dem lediglich ein Ort angegeben wurde – keine Person, mit der man direkt kommunizieren konnte. Sozusagen der Schatten eines Geistes. Als Jay den Link ausprobierter, landete er auf einer Seite, auf der lediglich eine Straßenadresse irgendwo in der Nähe von Washington angegeben wurde. Offenbar wollte der Kerl am Billardtisch im Netz nicht allzu viel über sich bekannt werden lassen, und wenn Jay mit ihm reden wollte, musste er sich aus der VR ausloggen und zu der angegebenen Adresse fahren.

Wie bitte? So etwas machte heutzutage doch niemand mehr.

Er war kein FBI-Beamter im Außendienst, er war Hacker in Staatsdiensten und daher konnte er die Angelegenheit weiterleiten und einen der Ermittler bitten, zu der angegebenen Adresse zu fahren und sich ein wenig mit dem Typen im Armeehemd zu unterhalten.

Jay schüttelte den Kopf. Das konnte Tage dauern, da sich die Ermittler im Außendienst mit solchen Einsätzen viel Zeit ließen. Selbst wenn der Chef für Druck sorgte, würde das sein Problem nicht lösen – Jay traute den Ermittlern nicht, einige von ihnen waren nicht gerade das, was man intelligent nennen würde und bei seinem Glück würde er mit Sicherheit einen Idioten bekommen, der das Gespräch vermasselte.

Soji hatte moniert, dass er immer nur am Computer saß. Es sprach absolut nichts dagegen, dass er selbst zu der Adresse fuhr und sich den Typen vorknöpfte. Schließlich hatte er ja keine Angst davor, seinen Schreibtisch zu verlassen.

Er sah sich nach Tyrone um, aber der Junge war verschwunden.

»Tyrone?«

Ein Motorradrocker mit der Statur eines Wettkampf-Bodybuilders, dessen monatliche Steroidrechnung sicher höher war als seine Miete, lächelte ihn an. »Hallo, Jay.«

»Netter Ganzkörperanzug«, sagte Jay und deutete auf die Muskeln.

»Ich glaube, es ist eine gute Idee gewesen. Die Persönlichkeit ist ein modifizierter Profiringer, ich brauchte nur die Kleidung zu ändern und einige Tätowierungen hinzuzufügen. Ich wollte schließlich nicht auffallen.«

»Komm mit, wir verlassen dieses gastliche Haus. Ich habe einen privaten Raum für uns organisiert.«

Als er den Ausgang erreichte, änderte sich die Musik, zu der die Tänzerin ihre unerotischen Bewegungen ausführte. Aus den Lautsprechern dröhnten jetzt die ersten Takte von »Bad to the Bone« in der Version der Destroyers. Jay grinste. Fast hätte er vergessen, dass er das in das Szenario programmiert hatte. *Ja, das bin ich. Jay Gridley. Und mit mir legt ihr euch besser nicht an, denn ich bin b-a-d!*

## 30

*Mittwoch, 15. Juni  
Woodland Hills, Kalifornien*

Ventura wischte sich ein paar Schweißtropfen von der Stirn, während er draußen vor dem Kino stand und lächelnd den Parkplatz betrachtete. Es herrschten schon über 25 Grad, obwohl es noch nicht einmal neun Uhr war. Allerdings war es keine Überraschung für ihn, dass die Sonne um diese Jahreszeit schon frühmorgens mit aller Kraft schien. In Los Angeles gab es nur zwei Jahreszeiten – heiß und sehr heiß. Ventura konnte sich daran erinnern, dass er einmal im Januar am Strand gelegen und sich einen Sonnenbrand geholt hatte, während er den Mädchen in ihren knappen Bikinis hinterhergeschaut hatte. Er grinste. *Das war schon ganz schön lange her.*

Er und Morrison waren schon seit fast zwei Stunden hier, seine Leute natürlich schon erheblich länger. Wu hatte gestern angerufen. Den Angestellten des Kinos hatte er drei Tage bei voller Bezahlung frei gegeben und ihnen gesagt, dass eine Schulung für die Angestellten eines anderen Kinos stattfinden würde. Er wusste

nicht, ob sich jemand darüber gewundert hatte, aber drei Tage bezahlter Urlaub hatten offenbar ausgereicht, um Fragen erst gar nicht aufkommen zu lassen.

Wu würde natürlich damit rechnen, dass Ventura schon etwas früher kam, aber nicht wissen, wer normalerweise hier arbeitete. Allerdings würde er sich denken können, dass Ventura diesen Treffpunkt nicht deshalb ausgesucht hatte, weil er gerne im Smog spazieren ging.

Wie bei einer Partie Schach oder Go konnte jeder Zug in dieser Phase des Spiels zu einem späteren Zeitpunkt tief greifende Konsequenzen haben. Man musste sehr vorsichtig sein und immer vorausschauend handeln.

Nur ein Narr würde sich für einen neutralen Treffpunkt entscheiden, wenn er genauso gut einen Ort auswählen konnte, an dem es möglich war, das Spielbrett ein wenig schräg zu stellen, um einen kleinen Vorteil zu haben. Einen Trumpf in der Hinterhand zu halten war eine alte, kampferprobte Taktik. Die Chinesen wussten das – ihre Kultur war über tausende von Jahren hinweg mit Kriegen überzogen worden, die einen scharfen, stechenden Geruch im Land hinterlassen hatten. Sie kannten diesen Geruch nur zu gut.

Innerhalb von drei Stunden nach den Anruf hatten chinesische Agenten mit der Überwachung des Kinos begonnen und einige von ihnen hatten auch schon versucht, sich mit einem Trick Zugang zum Gebäude zu verschaffen. Bis jetzt hatten Venturas Leute sie noch jedes Mal daran hindern können, aber gegen die Aufpasser draußen konnten sie nichts tun. Aber das war auch nicht so wichtig.

Die Ankunft einer auffälligen Stretchlimousine vor dem Haupteingang des Kinos vor zwei Stunden hatte vermutlich die meisten der chinesischen Agenten davon abgelenkt, dass Morrison und

Ventura in Begleitung von vier seiner fünf besten Schützen zur Hintertür hineingeschlüpft waren. Der Mann, der schon den ganzen Morgen über im Café saß und Kaffee trank, hatte sie bestimmt gesehen und dies auch weitergegeben, aber Wu würde eine Schießerei am helllichten Tag neben einer belebten Straße mit Sicherheit vermeiden wollen – das Risiko, dass Morrison sich dabei eine Kugel einfing, war einfach zu groß. Niemand wollte, dass Morrison starb. Noch nicht.

Im Innern des Kinos fühlte Morrison sich schon viel sicherer und Ventura ließ ihn in dem Glauben, obwohl es eigentlich keine Rolle spielte. Wenn Ventura ein Fehler unterlief, war der Kunde so gut wie tot, egal, wo er sich gerade aufhielt.

Aber Ventura wusste, dass sie enorme Vorteile hatten: Er hatte Zeitpunkt und Ort gewählt, er kontrollierte das Gebäude und die Chinesen brauchten Morrison lebend, während Ventura jeden auf der anderen Seite abknallen konnte. Und er war ziemlich sicher, dass er in Bezug auf Strategie und Taktik besser war als Chilly Wu.

Aber genau das war der Haken bei der Sache – »ziemlich sicher« war eben nicht das Gleiche wie »absolut sicher«, was man bei einem solchen Treffen aber nie sein konnte. Und darin lag auch das Geheimnis jedes ernsthaften Kampfsportlers. Wenn man ein Krieger war – ein echter Krieger –, gab es nur eine Möglichkeit, sich zu testen. Man musste mit gezogener Waffe in die Schlacht ziehen und sich dem Gegner stellen. Virtuelle Realität und Übungsstunden mit Ziellasern spielten keine Rolle, nur der echte Kampf zählte. Ob man tatsächlich besser war, wenn es um einen Kampf auf Leben und Tod ging, fand man nur heraus, indem man abdrückte und feststellte, wer vom Platz ging, nachdem sich der Rauch verzogen hatte.

Dieser kurze Augenblick der Wahrheit, wenn Pistolen und Mes-

ser gezogen wurden, war der Moment, in dem man eins mit der Zeit wurde. In diesem Moment wurde einem klar, dass man lebte, wenn man dem Tod ins Gesicht lachte und ihm von der Schippe sprang. Der Tod lachte natürlich immer, weil er wusste, dass er am Ende immer der Gewinner war. Das war der Tod – aber beim Leben ging es nicht um das Ziel, sondern um den Weg. Wenn man ein Lied abspielte, ging es um den Fluss der Musik, nicht darum, das Ende zu erreichen.

Wenn ein Mann Jahre oder sogar Jahrzehnte damit verbrachte, seine Fähigkeiten zu vervollkommen, wollte er sie auch einmal auf dem Prüfstand sehen. Er wollte es wissen.

Bei diesem Auftrag ging es natürlich auch darum, seinen Kunden zu beschützen. Und darum – falls es notwendig sein sollte –, den zu besiegen, der seinem Kunden schaden wollte. Man stand auf und ließ den anderen Staub fressen und in diesem Moment, so kurz er auch sein mochte, wusste man, dass man besser war als er.

Es war zwar nicht der beste Maßstab, wenn man sich an einem anderen maß, aber man bekam wenigstens teilweise eine Antwort, sofort, auf der Stelle.

Natürlich ging es um das Ego, das konnte man nicht verleugnen, aber Ventura war schon vor langer Zeit mit dem seinen ins Reine gekommen. Ja, er hatte akzeptieren müssen, dass es inzwischen bessere Killer gab als ihn -jüngere, stärkere, schnellere. Und obwohl die starken Jungen fast immer von den gerissenen Alten besiegt wurden, hatte das keine Gültigkeit mehr, wenn die schnellere Reaktionszeit das entscheidende Kriterium war.

Ja, es gab bessere Killer, aber er war ziemlich sicher, dass Chilly Wu nicht zu ihnen gehörte. Wenn das Geschäft glatt über die Bühne ging, war das schön und gut, aber wenn dabei etwas schiefging, würde man eben sehen müssen.

Sie würden mitspielen und irgendwann würden sie es wissen.

Ventura sah sich auf dem Parkplatz um, der noch fast leer war. Die erste Vorführung fand in der Regel um die Mittagszeit oder später statt; fast alle Geschäfte im Einkaufszentrum öffneten nicht vor 9.00 oder 9.30 Uhr. Die Agenten der Chinesen mussten sich daher schon etwas Mühe geben, um sich zu verstecken. Auf dem Parkplatz des Einkaufzentrums stand ein auf den ersten Blick leerer Lieferwagen, der angeblich von einem Teppichgeschäft war, aber Ventura hätte Gift darauf genommen, dass sich jemand auf der Ladefläche versteckte hatte und jede seiner Bewegungen beobachtete. Vielleicht durch das Zielfernrohr eines Gewehrs, obwohl er nicht glaubte, dass sie ihn erschießen würden.

Er lächelte wieder. Während der amerikanischen Revolution hatte es einen britischen Heckenschützen gegeben, einen Meisterschützen, der einmal George Washington im Visier seines Gewehrs gehabt hatte. Den Berichten zufolge wäre es ein einfacher Schuss gewesen, aber der Brite hatte nicht abgedrückt, da Washington mit dem Rücken zu dem Schützen gestanden hatte und ein echter britischer Gentleman schoss einem Offizier nicht in den Rücken. Dieser eine Schuss, der nie abgefeuert wurde, hätte den Lauf des Krieges verändern können, aber darum ging es gar nicht. Es ging darum, dass es Regeln gab. Denn sonst war doch alles sinnlos, nicht wahr?

Neben einem Kanalschacht war eine Art Lastwagen geparkt, der wie ein Fahrzeug der städtischen Baubehörde aussah. Der Bereich war mit orangefarbenen Kunststoffkegeln und Blinklichtern abgesperrt und drei Männer mit Schutzhelmen gaben vor, etwas unter der Straße zu reparieren. Der Lieferwagen einer Telefongesellschaft parkte mit dem Heck zu einem Abzweigkasten auf der anderen Straßenseite, wo ein italienisches Restaurant lag.

Außerdem sah Ventura Jogger, Leute, die ihren Hund spazieren

führten, Frauen, die einen Kinderwagen vor sich her schoben, Radfahrer und kleine alte Damen in Turnschuhen, die zielstrebig in das Einkaufszentrum marschierten, um dort ihren täglichen Spaziergang zu absolvieren. Es war gut möglich, dass einige oder alle nicht das waren, was sie vorgaben zu sein. Vermutlich waren einige echt, aber er konnte keine Vermutungen darüber anstellen, welche – diese Art von Vermutung konnte einen umbringen. Die alte Dame dort drüben könnte Kung-Fu-Kämpferin sein und anstelle eines Babys könnte der Kinderwagen auch eine kleine Mac-10 enthalten. Wenn man sich auf das Schlimmste gefasst machte, war es ein Geschenk, wenn es nicht so weit kam. Er lächelte, als er wieder ins Kino hineinging. Er sah sich gern Filme an, aber er fand besonders jene einfach lächerlich, in denen die bösen Entführer oder Erpresser auftauchten, um ihr Geld abzuholen, und nicht einen Blick für den Säufer auf der Parkbank, das junge, Händchen haltende Pärchen oder den Priester, der die Tauben fütterte, übrig hatten. Jeder von ihnen hätte sich genauso gut ein großes, blinkendes Neonschild mit der Aufschrift »Cop« um den Hals hängen können. Ganoven, die so dumm waren, hatten es verdient, wenn sie erschossen wurden – es war gut für den Genpool. Gute Leute waren natürlich nicht leicht zu finden, das traf für jede Branche zu. Ventura selbst hatte lediglich ein Dutzend Profis, von denen er sich decken lassen würde, wenn ihm die Kugeln um die Ohren flogen. Er hatte etwa zwanzig Jahre gebraucht, um so viele zu finden, denen er vertraute. Sie arbeiteten in regelmäßigen Abständen für ihn. Es gab noch zwanzig oder dreißig andere Schützen der zweiten Liga, die er mit anderen Aufgaben betraute, wie heute zum Beispiel, wo er sie für das Treffen im Kino engagiert hatte. Sie würden seinen Befehlen folgen und ihr Ziel treffen, wenn es sein musste. Aber darüber hinaus? Die meisten der Leute, die er in seiner Branche kennen gelernt hatte,

versuchten sich als Glücksritter, Leibwächter oder Schläger und waren bestenfalls gut, schlimmstenfalls nur Kanonenfutter.

Er rechnete damit, dass die Chinesen für das Treffen heute nur die fähigsten Leute schicken würden, die sie in so kurzer Zeit auftreiben konnten, aber die entscheidende Frage war, wie viele sie in das Kino hineinschmuggeln konnten. Waren es zu wenige, würden sich die Chinesen nicht sicher genug fühlen; waren es zu viele, würden bei allen die Alarmglocken schrillen. Wenn er an Chillys Stelle wäre, würde er sich darüber ausgiebig Gedanken machen.

Morrison stand am Popcornstand und sog nervös an einem Strohhalm, der in einer Dose Limonade steckte.

*Er wird mich gleich fragen, ob alles in Ordnung ist,* dachte Ventura.

»Alles in Ordnung?«

Ventura lächelte. »Alles unter Kontrolle.«

»Ich mache mir Sorgen wegen dieser Filmvorführung«, sagte Morrison. »Haben Sie keine Angst, dass die Chinesen einige ihrer Leute als Drehbuchautoren ausgeben und sie in den Saal schmuggeln?«

»Eigentlich nicht. Einer meiner Mitarbeiter sitzt an der Kasse und überprüft die Mitgliedsausweise. Er wird sie in unser System einscannen. Ich habe einen Mann im Büro des Managers sitzen, der Zugang zur Datenbank des Berufsverbandes hat. Er wird die Namen auf den Ausweisen mit der Mitgliederliste vergleichen und die Gesichter auf der Überwachungskamera am Eingang mit den Fotos in der Datenbank des Berufsverbandes – die Bilder sind aktuell – und auf den kalifornischen Führerscheinen vergleichen. Jeder, der versucht, sich mit dem Mitgliedsausweis eines Freundes einzuschleichen, sollte besser nicht zur falschen Zeit niesen.«

»Sind Sie denn gar nicht beunruhigt? Wäre es denn nicht besser, einen versteckten Metalldetektor oder Röntgengeräte einzusetzen?«

»Das macht keinen Sinn. Die Chinesen wissen, dass wir uns diesen Ort hier aus einem bestimmten Grund ausgesucht haben und sie wissen auch, dass wir einige Stunden vor ihnen hier sind. Ich rechne damit, dass sie versuchen werden, mindestens acht und höchstens zwölf Männer mit Wu einzuschmuggeln. Und ich gehe davon aus, dass sie alle bewaffnet sein werden. Ich habe zwanzig Männer bereitstehen, aber vermutlich werde ich nicht alle von ihnen brauchen. Wir legen es hier schließlich nicht auf eine Schießerei an, sondern wollen nur für ein Gleichgewicht der Kräfte sorgen. Wir sind hier im Vorteil und Wu weiß das auch. Wenn er seine Leute in den Kinosaal bekommt, wird er sich erheblich sicherer fühlen. Wenn er sie nicht hineinschmuggeln kann, wird ihn das vielleicht nervös machen und das wollen wir nicht.«

»Nein?«

»Nein! Ein nervöser Mann handelt leicht unüberlegt. Die Chinesen werden sich das, was sie haben wollen, umsonst nehmen, wenn sie die Möglichkeit dazu bekommen, aber wenn ihnen klar wird, dass es nicht geht, werden sie zahlen. Wir wollen ein nettes, kleines Geschäft über die Bühne bringen, bei dem die Chinesen bekommen, was sie haben wollen und Sie das Kino als reicher Mann wieder verlassen. Dann ist jeder glücklich und zufrieden.«

»Aber wenn sie etwas versuchen ...«

» ... werden sie nicht mehr am Leben sein, um es zu bedauern, Dr. Morrison. Dann werden wir mit einem neuen Verhandlungspartner wieder ganz von vorn anfangen müssen. Und das möchte niemand.«

Aber ein kleiner Teil von Ventura hatte es insgeheim darauf angelegt. Komm schon, Wu. Zeig mir, was du kannst. Steck die Hand in die Tasche – und dann werden wir schon sehen, wer von uns nach Hause geht.

*Mittwoch, 15. Juni  
Quantico, Virginia*

Michaels warf einen Blick in Jays Büro, aber der Computerspezialist war nicht da. Er sah nur einen der Techniker, Ray DeCamp, der einen Stapel von Ausdrucken auf dem Arm hatte. DeCamp trug bei der Arbeit immer eine Brille mit dicken, runden Gläsern, was ihm natürlich den Spitznamen »Eule« eingebracht hatte.

»Hallo, Ray. Ist Jay da?«

»Hallo, Commander. Nein, er hat gesagt, dass er noch in die Stadt muss und in ein paar Stunden wieder zurück ist.«

Das überraschte Michaels. Jay ging tagsüber selten aus dem Büro, wenn es nicht einen wichtigen Grund dafür gab. Bevor er Soji kennen gelernt hatte, war Gridley oft tagelang im Büro geblieben. Er hatte auf der Couch geschlafen und die Dusche des Fitnessraums benutzt. Es gab Witze darüber, dass er eigentlich ein Vampir sei und in Flammen aufgehen würde, wenn er Sonnenlicht sehe. Da diese Scherze von den anderen wachsbleichen Computerexperten, die selbst die meiste Zeit über in abgedunkelten Räumen saßen, gemacht wurden, musste schon etwas dran sein.

Dann eben nicht. Aber angesichts dessen, was hier in letzter Zeit alles vorgefallen war, war die Tatsache, dass Jay tagsüber das Gebäude verließ, auch nicht weiter bemerkenswert.

»Hallo, Alex.«

Er hob den Blick und sah, dass Toni vor ihm stand.

»Hallo.« Er unterdrückte einen Seufzer. Heute Morgen war er an die Decke gegangen. Sicher, sie hatte ihn provoziert, aber eigentlich

war er der Meinung gewesen, sich besser im Griff zu haben. Ein Mann, der seine Wutanfälle nicht kontrollieren konnte, war ein Schwächling – wenn man die Beherrschung verlor, löste das keine Probleme, sondern führte in den meisten Fällen nur zu noch mehr Schwierigkeiten.

»Willst du mit mir reden?«

Er nickte. »Ja. Komm, wir gehen in mein Büro.«

»Da ist es mir zu stickig. Wie wäre es mit dem Fitnessraum?«

Er musste lächeln. Sein Büro, sein Vorteil. Der Fitnessraum war ihr Terrain. »Warum gehen wir nicht stattdessen in den Konferenzraum?«

Sie lächelte ihn an und ihm war klar, dass sie wusste, was er gerade gedacht hatte. Was sie beide gedacht hatten. Er liebte intelligente Frauen!

*Washington D.C.*

*Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, hierher zu kommen,*  
dachte Jay.

Er stand gerade in einem Laden für Restbestände der Armee und Air Force, wobei der Besitzer es damit wohl nicht so genau nahm – man konnte hier alles Mögliche an Militärausrüstung kaufen, einschließlich Artikel von der Küstenwache, dem Marineinfanterie-corps und der russischen Luftwaffe. Und auf einer zerkratzten Glasvitrine neben einem Ständer mit abgetragenen Uniformen einer nicht zu identifizierenden afrikanischen Armee lagen sogar Knöpfe und Abzeichen der Net Force.

In dem Laden hing ein merkwürdig säuerlicher Geruch, wie ungewaschene Baumwollsocken, auf denen feuchte Wolle lag, und statt einer Klimaanlage mühten sich zwei große, auf zwei Meter

hohe Stützen montierte Metallventilatoren lautstark ab, die warme und übel riechende Luft im Laden zu verteilen, ohne sie oder die Kunden nennenswert abzukühlen. Einige der Kunden kamen Jay bekannt vor – vielleicht hatte er ihre Gesichter auf den im Web veröffentlichten Steckbriefen gesehen – und keiner unter ihnen war das, was man als angenehmen Zeitgenossen bezeichnen würde.

Aber schließlich war er Jay Gridley, der Meister aller Computerhacker. In der VR hatte er schon hässlichere Szenarien programmiert.

Der Mann, der neben einer altmodischen, mechanischen Registrierkasse auf einem Hocker hinter dem Ladentisch kauerte, war das Übelste an dem ganzen Laden. Er war fett, hatte eine Glatze und trug über dem rechten Auge eine Augenklappe, die anscheinend aus Schlangenleder gemacht war. Sein massiger Körper steckte in einem grünlichen Arbeitsanzug der Armee, der so aussah, als sei er seit dem Spanisch-amerikanischen Krieg nicht mehr gewaschen worden.

Während Jay ihn beobachtete, schlurfte ein Kunde, der alt genug zu sein schien, um an dem besagten Krieg teilgenommen zu haben, zur Kasse. Der alte Mann trug weite, grüne Fallschirmhosen und ein schmutziges, ausgebleichtes T-Shirt über nicht zugebundenen Springerstiefeln, deren Schnürenkel über den Boden schleiften. Der Alte knallte ein Bajonett auf den Ladentisch. »Wie viel wollen Sie denn für das Käsemesser hier haben?«, fragte er. Dann lachte er über seinen schlechten Scherz, bis das Lachen in ein pfeifendes Keuchen überging.

Jay trat einen Schritt zurück, damit er ihm nicht allzu nahe war. Der Kerl hatte mit Sicherheit etwas Ansteckendes.

»Das ist für ein Springfield 1903«, sagte der Mann mit der Augenklappe. Seine heisere Stimme klang, als hätte man sie in Whisky

eingelegt und dann für einige Jahre zum Bleichen in der Wüste ausgelegt.

Jay merkte sich den Klang. Vielleicht konnte er so eine Stimme für ein Szenario gebrauchen. Der Laden war eine wahre Fundgrube; er konnte darin genug Material für ein Dutzend neue Szenarien sammeln.

Der Mann hinter der Theke griff nach dem Bajonett. Die Klinge war rostig und der hölzerne Griff rissig und abgenutzt. »Davon gibt's heutzutage nicht mehr viele.«

»Ich weiß, was es ist, Kleiner. Ich will nur wissen, was es kostet.«

»Na ja, wie wäre es mit ... achtzehn.«

»Was, Cents?«

»Dollar.«

»Oh, Mann, das ist doch nicht mal zehn wert. Sehen Sie es sich an. Ich werde eine ganze Woche brauchen, um den Rost abzuschaben. Und der Griff erst.«

»Ich könnte Ihnen ja noch eine Paste dazugeben, die den Rost ablöst. Nehmen Sie es für fünfzehn?«

»Elf.«

»Zwölf.«

»Einverstanden.«

Der alte Mann nahm ein Bündel schmutzig aussehender Geldscheine aus seiner weiten Hose und zog zwölf Scheine heraus. Der Packen war so dick, dass ein Rhinoceros mit Sicherheit daran erstickt wäre.

Der Mann mit der Augenklappe gab den Verkauf in die Kasse ein. »Möchten Sie eine Tüte dafür?«

»Nein, ich werde mit dem Ding in der Hand auf den Straßen von Washington herumlaufen, damit mich die Cops auch gut sehen und mir ein paar Löcher ins Fell schießen können. Ja, ich möchte eine

Tüte dafür haben. Ich werde mir damit die Katzen schnappen, die in meinem Müll herumgewühlt haben, und ihnen einen neuen Haarschnitt verpassen.«

Der Verkäufer zog eine rote Plastiktüte unter dem Verkaufstisch hervor. Auf der einen Seite war das Logo des Geschäfts aufgedruckt: Unter zwei gekreuzten Gewehren und stilisierten Blitzen stand »Fiscus Military Supply«. Als der Kunde hinausschlurfte, sah Jay ihm nach. Er wollte wissen, ob der Alte über seine am Boden schleifenden Schnürsenkel stolpern und sich das Genick brechen würde, aber er erreichte die Tür ohne Zwischenfall.

»Der alte Furz könnte nicht einmal eine Elefantenherde verfolgen, die über ein Footballfeld mit frischem Schnee trampelt. Was kann ich für Sie tun?«, sagte der Mann mit der Augenklappe.

»Sind Sie Vince Fiscus?«

»Ja. Und wer will das wissen?«

»Ich bin Jay Gridley. Ich habe vorhin angerufen.« Er zog seinen Net Force-Ausweis aus der Tasche.

Fiscus nahm die Karte und sah sie sich genau an. Er drehte sie um und untersuchte auch die Rückseite. Das Hologramm blitzte in allen Regenbogenfarben auf, als das Licht der Deckenbeleuchtung darauf fiel. »Wollen Sie den verkaufen? Sagen Sie einfach, Sie hätten ihn verloren, dann kriegen Sie einen neuen. Einen Net Force-Ausweis habe ich noch nicht.« Er deutete mit seinem fetten Arm auf den Laden.

»Nein, will ich nicht.« Jay nahm seinen Ausweis wieder an sich. Er hätte ihn am liebsten abgewischt, aber das machte sicher keinen guten Eindruck.

»Okay. Und um was geht es, Mr. Net Force?«

Jay gefiel die Anrede. Er zog das Bild des geheimnisvollen Unbekannten aus der Tasche. »Kennen Sie diesen Mann?«, fragte er.

Fiscus sah sich das Bild an. Er grinste und zeigte dabei eine Zahnlücke, in der früher einmal ein Schneidezahn gewesen war.

»Sicher kenne ich ihn. Das ist K.A.«

Jay war mit einem Mal ganz aufgeregt. *Aha! Jetzt hab ich ihn! K.A.?*«

»Ja. Das bedeutet 'Killeragent'. Ich habe ihn schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen. Er hat mir nie seinen richtigen Namen gesagt, daher habe ich ihn einfach K.A. genannt.«

»Und woher kennen Sie ihn?«

»Oh, er kommt seit ... warten Sie ... fünf oder sechs Jahren zu mir. Das erste Mal hatten wir 04 oder 05 miteinander zu tun. Ich habe ihm ein Nachtsichtgerät der vierten Generation verkauft – Restlichtverstärker mit Bildoptimierung aus dem Bestand der Army Rangers, gehörte mal zu einem SIPE-Anzug. Seitdem hat er immer mal wieder ein paar Sachen gekauft, manchmal persönlich, manchmal telefonisch. Warum suchen Sie nach ihm? Mit Computern hat er nichts zu tun.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, erwiderte Jay. »Es betrifft eine laufende Ermittlung.«

Fiscus zuckte mit den Achseln.

»Warum 'Killeragent'?«

Fiscus zeigte wieder seine Zahnlücke. »Ich habe damals ein bisschen in meinem Bekanntenkreis herumgefragt. Es ging das Gerücht um, das der Kerl sich seine Brötchen durch Jobs für verschiedene Auftraggeber verdient hat, unter denen auch ein paar Regierungsbehörden gewesen sein sollen. Verdeckte Operationen, schmutzige Geschäfte, Sachen, die man lieber nicht bekannt werden lässt. Sie wissen, was ich meine?«

Das wurde ja immer besser. Der gute alte Vince hier gab ihm genau die Informationen, die er brauchte. Ermittlungen im Außen-

dienst waren ein Kinderspiel – warum machten die Jungs vom FBI immer so ein Theater deswegen? Vielleicht hatten sie ja Angst um ihre Jobs.

»Was für Waffen habt ihr Jungs denn eigentlich dabei?«, fragte Fiscus. »Ich habe gehört, dass die Standardwaffe inzwischen so ein kleiner Elektroschocker sein soll.«

»Kick-Taser«, erwiderte Jay. Das stimmte auch. Jay besaß tatsächlich eine Elektropfeilwaffe auf Druckgasbasis. Sie war in einer Schublade bei ihm zu Hause. Oder vielleicht im Büro – er hatte sie schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen. Da er nicht im Aufendienst arbeitete, hatte er keine Schießübungen mit der Waffe machen müssen. Jay hatte das Ding bisher nur ein einziges Mal abgefeuert und das war schon ziemlich lange her. Wenn er schoss, dann nur in der VR.

»Und jetzt zu diesem K.A.«, sagte Jay. »Wo kann ich ihn finden?«

»Tut mir Leid, aber ich muss Sie noch einmal fragen, was Sie von ihm wollen«, erwiderte Fiscus.

»Wie ich schon sagte, kann ich mich dazu nicht äußern.«

»Wollen wir wetten?« Fiscus hob die whiskygetränkte Stimme. »Vic, Rudy! Kommt mal her.«

Plötzlich tauchten zwei ziemlich junge Männer in grünen T-Shirts und Hosen mit Tarnaufdruck, die in glänzend polierten Springerstiefeln steckten, wie aus dem Nichts hinter Jay auf. Beide waren sehr groß und mussten zusammen etwa dreihundert Kilo wiegen.

Ach du Schande.

Jay hatte genug Videofilme gesehen, um zu wissen, dass er eventuell in Schwierigkeiten steckte. Er war allein, unbewaffnet, und es sah ganz so aus, als würde er jetzt – zwangsweise – Vic und Rudy kennen lernen. Vielleicht war der richtige Zeitpunkt gekommen,

um zu beweisen, dass Vorsicht wirklich der bessere Teil der Tapferkeit war. Er lächelte nervös und wollte auf die Tür zugehen.

»Einen Moment, Mr. Net Force.«

Jay sah Fiscus an und stellte fest, dass der Mann eine große, metallisch glänzende Pistole in der Hand hielt. »Im District of Columbia dürfen Sie so eine Waffe nicht besitzen. Das ist verboten.«

»Was Sie nicht sagen. Nehmen Sie die Hände von Ihrem Gürtel und halten Sie sie so, dass ich sie sehen kann.« Fiscus gab ihm mit der Pistole einen Wink.

Mit einem Mal war Jay alles klar. Fiscus hatte ihm nur deshalb alles über den großen Unbekannten gesagt, weil er gewusst hatte, dass Jay nicht in der Lage sein würde, etwas deswegen zu unternehmen – oder die Information weiterzugeben.

Schließlich hatte er schon eine ganze Menge Videofilme gesehen.

Jay hatte plötzlich ein Vakuum im Magen, dessen Größe es mit dem Universum aufnehmen konnte. Das hier war keine VR. Er konnte nicht einfach einen Befehl eingeben und wieder in sein Büro zurückkehren. Diese Waffe war echt.

Er stand etwas verdreht da, so dass Fiscus seine rechte Hüfte nicht sehen konnte. Schnell drückte er zweimal hintereinander den Notrufknopf an seinem Virgil, dann bewegte er langsam die Hände von seinem Körper weg.

»Immer mit der Ruhe«, sagte Jay. »Wir sind doch alle vernünftige Menschen.«

»Freut mich zu hören, Mr. Net Force. Und jetzt gehen wir alle zusammen ins Hinterzimmer und unterhalten uns ein bisschen!«

Morrison lehnte sich gegen das Waschbecken auf der Toilette und starre sein Spiegelbild an. Seine Gesichtszüge wirkten sonderbar psychedelisch – als würde er einen Fremden vor sich sehen.

Er wusch sich die Hände, dann bückte er sich und spülte den Mund mit kaltem Wasser. In der Tasche seines Jacketts trug er den kleinen Revolver bei sich, aber das Gewicht der Waffe, die ihm gegen die rechte Hüfte schlug, löste kein beruhigendes Gefühl bei ihm aus. Er hatte Angst. Er fürchtete sich so sehr, dass er am liebsten alles hingeworfen hätte und so lange gerannt wäre, bis er nicht mehr konnte. Und dann wollte er sich ein ruhiges Plätzchen suchen, an dem er so lange schlafen konnte, bis die ganze Sache vorbei war. Er sah sich noch einmal den verängstigten Mann im Spiegel an. Weglaufen und sich verstecken würde ihm jetzt nichts mehr nützen. Es war zu spät. In ein paar Minuten würde ein chinesischer Agent hier eintreffen – vermutlich warteten bereits einige seiner Leute in der Schlange vor dem Eingang – und Morrison würde sich neben ihn setzen und ein Geschäft mit dem Mann, der sich Chilly Wu nannte, abschließen müssen.

Morrison stand eine ganze Weile so da. Er starre in den Spiegel, aber er sah sich eigentlich gar nicht.

Ventura kam um die Ecke und trat hinter ihn. Morrison zuckte zusammen.

»Wu ist gerade vorgefahren. Sind Sie so weit?«

»Ich ... ja, soweit man das überhaupt sagen kann.«

»Machen Sie sich keine Gedanken. Einer meiner Leute sitzt mit einem Anschütz Biathlon-Gewehr im Vorführraum, das auf Wus Hinterkopf gerichtet ist, sobald er sich hingesetzt hat. Der Mann ist so gut, dass er auf diese Entfernung zehnmal hintereinander eine

Vierteldollarmünze trifft. Jeder von Wus Leuten bekommt einen Babysitter, der auf ihn aufpasst. Wir haben alles unter Kontrolle.«

Obwohl Morrison sich gerade den Mund gespült hatte, war er schon wieder trocken. »Hören Sie zu«, sagte er, »es gibt etwas, das Sie wissen sollten. Ich habe eine Kopie der Daten versteckt. Falls mir etwas passiert, möchte ich, dass Sie diese Kopie bekommen. Sie können sie verkaufen oder verschenken, mir ist egal, was Sie damit machen, aber ... aber die Chinesen dürfen sie nicht bekommen.«

»Ihnen wird nichts passieren.«

»Das glaube ich Ihnen ja. Nur für alle Fälle. Diese Formel ist das Einzige, was ich jemals bei meiner Forschungsarbeit erreicht habe. Sie ist wichtig. Ich möchte nicht, dass sie einfach so verschwindet.«

»Also gut – wenn es Sie beruhigt. Ich werde dafür sorgen, dass die Formel in gute Hände kommt.«

»Sie ist nicht hier«, sagte er. »Die Kopie.«

»In Ordnung. Wo ist sie?«

Morrison sagte es ihm. Als er fertig war, lächelte Ventura. »Ganz schön raffiniert.«

»Vielleicht die Pakistanis; sie hassen die Chinesen. Sie würden schon eine Verwendung dafür finden.«

»Das ist alles hypothetisch. Ich kann Ihnen garantieren, dass die Chinesen nicht mit Ihnen als Geisel aus diesem Kino herauskommen werden. Beim ersten Anzeichen von Gefahr werden Wus Leute getötet. Das verspreche ich Ihnen, Patrick.«

Dass Ventura ihn mit dem Vornamen ansprach, brachte Morrison nur noch mehr aus der Fassung. Er holte tief Luft, atmete aus, dann atmete er wieder ein und hielt kurz den Atem an. Tief atmen. Ganz ruhig. »Also los.«

Die Vorführung des Films sollte erst in dreißig Minuten beginnen – aber Showtime war jetzt schon.

*Mittwoch, 15. Juni  
Quantico, Virginia*

Toni hatte eigentlich vorgehabt, sich hinzusetzen und Alex zu sagen, was sie empfand. Sie wollte sich dafür entschuldigen, dass sie die Beherrschung verloren hatte, und ihm erklären, wie sie das Ganze sah.

Es schien ganz so, als würde es funktionieren, denn als Erstes sagte er: »Hör zu, es tut mir Leid, dass ich die Beherrschung verloren habe.«

Das war ein guter Anfang. »Mir auch«, sagte sie.

Aber das war es dann auch schon. Alex' Sekretärin öffnete die Tür des Konferenzraums und sagte: »Commander, wir haben einen Notruf von Jay Gridleys Virgil bekommen.«

»Was?«

»Die Polizei ist schon unterwegs. Er ist in Washington.«

Alex sprang auf die Füße.

»Ich habe Jay vorhin noch gesehen, er war hier ...«

»Er ist in die Stadt gefahren«, sagte Alex. Er rannte auf die Tür zu. »Lassen Sie den Hubschrauber startklar machen und teilen Sie dem Piloten die GPS-Koordinaten mit. Ich will in drei Minuten in der Luft sein«, sagte er zu seiner Sekretärin.

»Alex?«

»Hier ist die Hölle los«, sagte er. »Alles geht schief!« Er sah sie an. »Kommst du mit?«

Sie nickte.

»Schlag ihn noch mal«, sagte Fiscus.

Rudy nickte. Er donnerte Jay einen kurzen Aufwärtshaken in den Magen, der sich wie ein Dampfhammer anfühlte.

Jay krümmte sich zusammen. Die Schmerzen waren mehr, als er ertragen konnte. Er konnte nicht atmen und er konnte auch nichts sehen, weil ihm die Tränen in den Augen standen. Es tat so weh, dass er es kaum glauben konnte. Er wäre hingefallen, wenn Vic nicht hinter ihm gestanden und ihn hochgehalten hätte. Seine riesigen Pranken umklammerten Jays Oberarme wie Schraubzwingen.

Kein Szenario in der VR konnte das hier auch nur annähernd wiedergeben.

»So, Mr. Net Force, jetzt können Sie sich ein bisschen erholen und darüber nachdenken.«

Nach ein paar Sekunden gelang es Jay, wieder zu atmen. Er hätte sich fast übergeben.

»Geht es Ihnen besser? Gut. Und jetzt sagen Sie mir, warum Sie nach K.A. suchen.«

Wie lange war er schon hier? Es kam ihm vor, als wären es schon Jahre, aber eigentlich konnten es nicht mehr als ein paar Minuten gewesen sein. Er hatte versucht, sie hinzuhalten, aber Fiscus war nicht darauf reingefallen. Nach dem zweiten Schlag wusste Jay nicht mehr, wie lange er das noch aushalten würde. Vielleicht noch einen Schlag.

»Sie können mich mal.«

»Sie sind nicht mein Typ, aber vielleicht nimmt Rudy sie später noch beim Wort. Jungs, Mädchen, Schafe, Kühe – ihm ist das egal. Noch mal, Rudy.«

Beim dritten Schlag wurde Jay bewusstlos, zumindest halb. Der

gelbe Blitz aus Schmerz wurde zuerst rot, dann grau und hinterher schien die Zeit so zähflüssig zu werden wie der Asphalt auf einer heißen Straße im Sommer.

»... ganzen Tag Zeit«, sagte Fiscus. »Und Rudi schwitzt noch nicht mal. Ich habe gesehen, wie er zehn, fünfzehn Minuten auf einen Sandsack eingeschlagen hat. Sie sind aber kein Sandsack. Wie lange, glauben Sie, werden Sie das aushalten können?«

Jays verschwommener Blick konnte gerade noch Fiscus' von Zahnlücken unterbrochenes Grinsen erkennen und er wusste, dass Fiscus und seine zwei Affen ihn zu Tode prügeln konnten – und das auch, ohne mit der Wimper zu zucken, tun würden. »Okay«, sagte er. »Okay, ich sag's Ihnen.«

»Schade«, sagte Rudy.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Rudy sich gerade erst aufwärmst. Keine Angst, Rudy, du kannst noch ein paar Mal zuschlagen, wenn Mr. Net Force hier zu langsam damit rausrückt. Okay, ich höre.«

Jay holte tief Luft. Der Kerl wusste sowieso nicht Bescheid, also war es eigentlich egal, was er ihm erzählte. Schließlich war er Experte im Programmieren von Szenarien und die Beschreibung und den Dialog dafür zu schreiben gehörte dazu. Er könnte sich etwas ausdenken. Fiscus würde nicht wissen, dass es gelogen war.

»Okay. Wir sind einem Computereinbruch auf die Spur gekommen, in New York. Ein Aktienbroker, der ...«

»Rudy.«

Der linke Haken erwischte Jay unterhalb der Armbeuge auf seiner rechten Seite und er spürte – und glaubte, es zu hören –, wie eine seiner Rippen unter der Wucht des Schlages brach.

»Ooooooh! Au, warum haben Sie das gemacht? Ich sage Ihnen doch, was Sie wissen wollen!«

»Nein, das tun Sie nicht. Sie lügen. Ich sehe vielleicht wie ein Dummkopf aus, aber ich bin nicht von gestern, mein Junge. Bei jeder Lüge fangen Sie sich noch eine ein. Und jetzt versuchen wir es noch mal.«

Jay spürte, wie eine Welle der Verzweiflung über ihm zusammenschlug. Er würde sterben. Er wusste es. Egal, was er ihnen schließlich erzählte, sie würden ihn töten.

### *Washington D.C.*

»Das ist das Geschäft, der Laden für Armeebestände da drüben«, sagte der Cop.

Michaels nickte. Er saß in einem großen Transporter, der zum Einsatzwagen umgebaut worden war. Nach den Protokollen für die bei der Polizei eingegangenen Notrufe der Net Force waren Beamte der örtlichen Polizei mit Kode 2 – schnell, aber ohne Sirenen – zu den angegebenen Koordinaten gefahren. Sie hatten das Gebiet großräumig abgesperrt und die örtliche Version von SWAT oder SERT oder was auch immer stand bereit, um loszuschlagen. Aber bevor der Befehl zum Einsatz gegeben wurde, war Michaels eingetroffen und er wollte unbedingt mit in das Gebäude.

Der zuständige Polizeibeamte warf einen Blick auf Michaels Taser und schüttelte den Kopf. »Das ist keine gute Idee, Commander. Wir kennen den Kerl, der den Laden betreibt, und sind ziemlich sicher, dass er genügend illegale Waffen dort drin hat, um eine komplette Dritte-Welt-Armee auszurüsten. Außerdem ist er normalerweise nicht allein. Ihr kleiner Elektroschocker wird Ihnen da nicht viel nützen.«

»Ich bleibe hinter dem Einsatzteam. Der Mann dort drin arbeitet für mich.«

»Ich gehe auch mit«, sagte Toni, die ebenfalls ihren Taser in der Hand hielt.

»Was soll das hier werden? Eine Konfettiparade? Und wann kommen die Blaskapelle und die Majoretten mit ihren Stäben?«

»Lieutenant, wenn es sein muss, kann ich ein paar Anrufe machen und mein eigenes Einsatzteam hierher beordern. Und mein Chef kann Ihren Chef anrufen. Sollen wir das wirklich so machen?«

»Verdammtd. Nein, lassen Sie es. Sie setzen jetzt Ihre Masken auf, ziehen ihre Schutzwesten an und halten sich im Hintergrund, ist das klar? Und wenn Sie draufgehen, beschweren Sie sich bitte nicht bei mir.«

»In Ordnung.«

Michaels sah Toni an. Jetzt war wirklich nicht der richtige Zeitpunkt, um ihr zu sagen, dass sie nicht mitgehen sollte, aber es war das Erste, was ihm durch den Kopf geschossen war. Vielleicht war es einfach nicht möglich, dass sie für ihn arbeitete. Vielleicht war er überängstlich. Er wollte nicht, dass sie bei dem Einsatz dabei war.

»Alle mal herhören«, sagte der Lieutenant in sein Mikrofon. »In dreißig Sekunden gehen wir rein. Außerdem haben wir zwei Gäste vom FBI, die unbedingt mitmachen wollen. Ich möchte nicht, dass sie aus Versehen erschossen werden.«

Der Lieutenant holte zwei Westen aus Spinnenseide mit keramischem Interlockgewebe und den Buchstaben D.C.P.D. in fluoreszierendem Gelb auf der Rückseite. »Ziehen Sie die hier an. Sie halten Kugeln aus Handfeuerwaffen und fast alle Munition aus Gewehren auf. Schnappen Sie sich eine Gasmaske und einen Helm. Wir gehen mit Blendgranaten und Reizgas rein.«

Michaels nickte.

»Fünfzehn Sekunden«, sagte der Lieutenant in sein Mikrofon. »Gehen Sie in Position. Hinter Sergeant Thomas dort drüber. Und

bleiben Sie auch hinter ihm.« Michaels sah Toni an. Sie sprangen von der Ladefläche des Einsatzwagens und rannten los.

*Woodland Hills, Kalifornien*

Morrison und Ventura saßen auf ihren Plätzen im Kinosaal, als ein »Platzanweiser« Wu den Gang hinunterführte. Der Teil des Kinos, in dem sie Platz genommen hatten, war mit Seilen abgesperrt worden, so dass sie in der Mitte eines Blocks aus vier Sitzreihen saßen. Die übrigen Sitze im Block waren alle leer. Etwa vierzig Zuschauer hatten ihre Plätze bereits eingenommen, einige andere kamen vereinzelt zu den Eingängen herein.

Wu hatte einen Laptop dabei, den er an einem Riemen über der Schulter trug – und einen großen Pappbecher mit Popcorn.

Ventura musste lächeln. Der Mann hatte Stil, das musste man ihm lassen.

Ventura und Morrison standen beide auf, während Wu auf sie zukam. Der Chinese schlüpfte unter den Seilen hindurch und setzte sich zwischen Ventura und Morrison. Für die eigentliche Übergabe wollte Ventura sich hinter die beiden setzen, um Wu besser im Auge behalten zu können.

Wu hielt den Becher mit Popcorn hoch. »Möchten Sie mal probieren? Ich glaube, da ist richtige Butter drin. Jedenfalls hoffe ich das, denn das Popcorn kostet vier Dollar.«

Ventura war versucht, in dem Becher herumzuwühlen, um festzustellen, ob darin eine Pistole versteckt war – er hatte selbst einmal eine kleine Waffe im Popcorn versteckt –, aber sowohl er als auch Morrison lehnten das Angebot ab.

Die riesige Leinwand vor ihnen war immer noch dunkel. Die Werbung würde heute ausfallen.

»Wann fängt der Film an?«

»Wir haben noch ein paar Minuten«, sagte Ventura.

»Gut, gut, dann können wir uns jetzt ums Geschäft kümmern und anschließend den Film ansehen. Der Film wurde von den gleichen Leuten produziert, die auch *Quinton's Revenge* gemacht haben, und er hat gute Kritiken bekommen.«

Wu klang ziemlich entspannt, was ein gutes Zeichen war. Er hatte zehn Leute mit in den Saal gebracht, die mit Popcornbechern und anderen Süßigkeiten auf ihren Sitzen saßen, daher war er wohl der Meinung, dass er die Situation unter Kontrolle hatte – oder zumindest genauso viele Trümpfe wie Ventura. Entweder spürte er nicht, dass aus dem Vorführraum eine Waffe auf seinen Hinterkopf gerichtet war, oder er war so abgebrüht, dass er keine Angst vorm Sterben hatte.

»Sie wissen ja, dass wir Chinesen gerne ein bisschen höfliche Konversation machen, bevor wir über das Geschäft reden, aber da wir in Amerika sind, passe ich mich den örtlichen Gepflogenheiten an. Haben Sie etwas dagegen, wenn wir gleich zum Geschäft kommen?« Er nahm den Computer von der Schulter, rollte den flexiblen LCD-Bildschirm auf, den er anschließend arretierte und klappte die Tastatur auseinander. Der Computer schaltete sich mit einer kleinen Melodie ein und aktivierte den Bildschirm.

Morrison's Computer, der auf dem Sitz neben ihm lag, war bereits eingeschaltet. Er holte ihn herüber.

»Fertig«, sagte Wu. »Ihre Kontonummer?«

Morrison las eine 15-stellige Zahlen- und Buchstabenkombination vom Bildschirm ab.

Wu gab die Kombination in seinen Computer ein. Er sah Morrison an und lächelte. »Das wären dann ... dreihundert Millionen Dollar, US?«

»Vierhundert Millionen«, beeilte sich Morrison zu sagen.

»Kleiner Scherz, Dr. Morrison.« Der Chinese gab die Zahlen ein. »Die Transaktion ist recht groß, aber so groß nun auch wieder nicht. Es wird nur ein paar Sekunden dauern, bis das Konto, von dem wir überweisen, geprüft und der Eingang auf Ihrem Konto bestätigt ist«, sagte er dann.

Ventura ließ den Blick durch den Kinosaal gleiten. Es sah ganz so auf, als würde es keinerlei Komplikationen geben. Sein Team war in Alarmbereitschaft. Wenn einer seiner Leute sah, dass jemand in dem immer noch hell erleuchteten Saal etwas aus der Tasche zog, das wie eine Pistole, eine Gaspatrone oder eine andere Waffe aussah, würde alles sehr schnell gehen. Niemand würde »Fallen lassen!« oder »Keine Bewegung!« rufen. Beim geringsten Anzeichen für einen Angriff würden seine Leute, ohne zu zögern oder Fragen zu stellen, die Chinesen erschießen – jeden einzelnen. Wenn etwas schiefging, waren Wus Leute erledigt. Es war eine heftige Reaktion, aber die einzige Möglichkeit, um die Situation unter Kontrolle zu behalten. Ein Mann, der mit einer kleinen Maschinenpistole oder einer Pistole wahllos in die Zuschauer schoss, genügte schon, um erheblichen Schaden anzurichten – und so weit würde Ventura es nicht kommen lassen.

»Das war's, Dr. Morrison. Sie müssten die Bestätigung jetzt auf ihrem Computer haben.«

Morrison drückte einige Tasten. »Ja. Das Geld ist da. Der Eingang ist bestätigt.« Dann gab er noch etwas ein. »Ich habe die Kontonummer und das Passwort geändert.«

»Dann gehört das Geld Ihnen. Wir haben es überwiesen, aber wir können es uns nicht mehr zurückholen. Sie sind ein reicher Mann. Jetzt sind Sie an der Reihe.«

Morrison nickte. Er sah immer noch so aus wie ein Mann, der ge-

rade auf dem elektrischen Stuhl saß und darauf wartete, dass jemand den Strom einschaltete.

»Das hier ist die Adresse unserer Leute«, sagte Wu. Er hielt seinen Computer hoch, damit Morrison den Bildschirm sehen konnte. »Schicken Sie ihnen jetzt die Daten. Unsere Wissenschaftler sagen, dass sie die Formel innerhalb von knapp zwei Stunden testen können. Sie arbeiten, wir sehen uns den Film an und dann gehen alle glücklich und zufrieden nach Hause.«

Wu drehte sich zur Seite, um Ventura anzusehen. »Wissen Sie, Luther, wenn *ich* das Sagen gehabt hätte, hätte ich vermutlich auf einem – wie wollen wir es nennen? – *günstigeren* Angebot bestanden.«

Ventura lächelte ihn an. »Ein solches Angebot wäre nicht ... akzeptabel gewesen, Chilly.«

»Glauben *Sie*.«

»Nein. Ich weiß es.«

Jetzt lächelte Wu Ventura an. »Es wäre sehr interessant gewesen, wenn wir hätten herausfinden können, wer von uns Recht hat, nicht wahr?«

»Ja.«

Die beiden starrten sich einen Augenblick lang an.

»Ein anderes Mal«, sagte Wu schließlich. Er wandte sich wieder Morrison zu. »Dr. Morrison, wenn Sie so nett wären ...«

Ventura hatte den Sieg vor Augen. Sein Lächeln wurde breiter.

Morrison nickte und fing an, die elektronische Adresse einzugeben.

»Waffe!«, schrie plötzlich jemand ...

... und gleich darauf flogen ihnen die Kugeln um die Ohren.

*Mittwoch, 15. Juni  
Washington D.C.*

Toni war genau hinter Alex. Die Gasmaske hatte große, weit auseinander gezogene Linsen, die ihr peripheres Gesichtsfeld nicht einschränkten, aber jedes Mal, wenn sie Luft holte, hörte sie ein lästiges Klicken. Außerdem atmete sie viel zu schnell. Als der Erste des aus sechs Männern bestehenden Einsatzteams durch die Tür in das Hinterzimmer des Geschäfts brach, dachte sie jedoch nicht mehr an ihre Atmung und das Klicken. Grelle Blitze aus aktinischen Licht kamen ihr entgegen, aber die Polarisatoren ihrer Maske schalteten sich ein und blendeten das Leuchten innerhalb von Sekundenbruchteilen aus. Ihr wurde klar, dass sie Ohrstöpsel hätte verwenden sollen, denn innerhalb des Gebäudes war es ziemlich laut. Den heftigen Explosionen folgte eine dichte Wolke aus grüngrauem Dampf, die gegen die Wände wogte.

Sie hörte schnell hintereinander drei kleinere Explosionen – Pistolenabfeuerungen, da war sie sich sicher – und Alex rannte scharf nach links. Jemand schrie etwas, das sie nicht verstehen konnte, und dann fing jemand an, sich zu übergeben, so laut, als würde er sich seine Gedärme aus dem Leib würgen.

Alex drehte sich nach ihr um. »Bist du in Ordnung?«

»Ja, mir geht's gut.«

Und dann war auch schon alles vorbei.

Der Nebel, der sich wie ein Schmierfilm auf ihre Haut legte, lichtete sich und das Einsatzteam lief auseinander, so dass Toni vier Männer sehen konnte, die keine Cops waren. Drei von ihnen hatten

sich auf Hände und Knie gestützt und übergaben sich gerade. Der vierte Mann lag auf dem Rücken. Aus Schusswunden in seiner Seite und seinem Bein strömte Blut. Er hatte den Kopf zur Seite gedreht und übergab sich ebenfalls.

Einer der Männer, die am Boden knieten und die Wirkung des Reizgases zu spüren bekamen, war Jay Gridley.

»Gott sei Dank«, sagte Toni in ihre Maske. Ihre Stimme wurde stark gedämpft, aber sie sah, wie Alex nickte.

»Allerdings«, sagte er.

### *Woodland Hills, Kalifornien*

Wu reagierte blitzschnell. Er ließ sich von seinem Sitz auf den Boden fallen und schleuderte Ventura im Fallen den Becher mit Popcorn ins Gesicht.

Ventura konnte den Gewehrschuss aus dem Vorführraum hören und den dünnen Knall des kleinkalibrigen Gewehrs von den dumpferen, lauteren Geräuschen der Handfeuerwaffen unterscheiden, bevor er seine eigene Waffe zog.

Wu kam mit einer Waffe in der Hand wieder hoch – er musste sie *unter* dem Popcornbecher versteckt haben – und richtete sie auf Ventura. Er drückte zweimal ab.

Die Kugeln trafen Ventura genau in die Brust, aber die Titanplatte in seiner Schutzweste aus Kevlar und Spinnenseide, die er unter dem Hemd trug, hielt sie ab, obwohl sie sich wie ein Dampfhammer auf seinem Brustbein anfühlten.

Ventura hatte inzwischen seine Waffe gezogen und riss sie hoch.

Morrison sprang auf und lief mit einem stummen Schrei auf den Lippen davon. Wu fluchte und drückte noch einmal ab. Dieses Mal hatte er höher gezielt, über den Rand der Panzerplatte hinaus.

Durch den Kinosaal hallten mehrere Schüsse.

Ventura feuerte einhändig – *eins-zwei-drei!* – und hielt den Lauf mit jedem Rückstoß ein wenig höher, damit die Schüsse an Wus Körper hinauflaufen konnten, falls er ebenfalls eine schussichere Weste trug, um Brust-Kehle-Kopf zu treffen.

»Aufhören, Aufhören!«, schrie Morrison.

Ventura sah zu ihm hinüber und stellte fest, dass Morrison seinen kleinen .22 Revolver aus der Tasche gezogen hatte und ihn vor sich hielt, als er den Gang erreichte.

Einer von Venturas besten Schützen – der Ex-SEAL, Blackwell – kam herbeigelaufen, um Morrison zu packen und ihn zu Boden zu werfen, damit er aus der Schusslinie war – gut, das war gut! –, aber Morrison geriet in Panik und richtete den Revolver auf den Mann.

»Morrison, nein!«, brüllte Ventura. »Nicht!«

Zu spät. Morrison drückte ab. Blackwell, der den Wissenschaftler retten wollte, war jetzt knapp zwei Meter von ihm entfernt und auf diese Entfernung verfehlte selbst Morrison sein Ziel nicht immer. Mindestens zwei oder drei der sechs Schüsse trafen Blackwell. Seine Weste hielt ein, zwei Kugeln ab, aber eine war zu hoch und traf ihn in den Kiefer. Ventura sah wie in Zeitlupe einen Zahn aus dem zerfetzten Mund fliegen, als Blackwells Kopf zur Seite gerissen wurde.

Verdammt!

Und dann sah er in der gleichen Zeitlupe, wie Blackwell genau das tat, was jeder überdurchschnittlich gut trainierte Schütze instinktiv tat, wenn jemand in einer solchen Situation eine Waffe auf ihn richtete.

»Nein!«, schrie Ventura. Er versuchte, seine Waffe herumzureißen, aber da er in seiner subjektiven Zeitlupe gefangen war, schaffte er es nicht.

Blackwell wusste, dass Morrison eine Schutzweste trug, und Blackwell wollte nicht sterben. Daher richtete er im Fallen seine Pistole auf Morrison und stoppte die Gefahr.

Er schoss Morrison genau zwischen die Augen.

Die Kugel zerriss dem Wissenschaftler den Hinterkopf, der zusammen mit Gehirn, Blut und Knochensplittern durch die Luft flog.

### *Washington D.C.*

Jay wurde langsam klar, dass er die Sache überleben würde. Ein Arzt hatte ihn verbunden und ihm zwei Spritzen gegeben, eine gegen das Reizgas, die andere gegen die Schmerzen. Seine bandagierten Rippen schmerzten bei jedem Atemzug und ihm tat der Magen weh, weil er sich so heftig übergeben hatte, aber er war froh, dass er überhaupt noch etwas spürte.

Es war besser als die Alternative.

»Was in aller Welt ist denn in Sie gefahren? Sie können doch nicht allein auf Einsatz gehen«, sagte sein Chef zu ihm.

Jay fing an, den Kopf zu schütteln, aber davon wurde ihm schwindlig. Er hörte gleich wieder damit auf. »Ich weiß es auch nicht. Reine Dummheit vermutlich. Es wird nicht wieder vorkommen, das verspreche ich Ihnen. Die Realität ist ja zum Kotzen.«

Sie waren in der geschlossenen Abteilung des Krankenhauses, wo man den einäugigen Fiscus hingebracht hatte, nachdem er zusammengeflickt worden war. Er war zweimal getroffen worden, als er auf die Cops geschossen hatte, einmal in die Seite und einmal ins Bein, aber nachdem die Blutung gestoppt worden war, hatte sich keiner der Treffer als lebensgefährlich erwiesen. Er war wach und der Chef hatte seine Beziehungen spielen lassen, um mit Fiscus sprechen zu können, bevor die Jungs vom FBI und die Polizei von

Washington anrückten, um ihn zu verhören. Jay und Toni begleiteten Michaels, als dieser in Fiscus' Zimmer ging. Sie nickten dem Polizeibeamten zu, der auf einem Stuhl neben dem Bett saß.

»Wir brauchen ein paar Informationen«, sagte Michaels zu Fiscus.

Fiscus, dem man eine intravenöse Injektion gelegt und kleine Geräte an die Fingerspitzen geklammert oder auf der Brust festgeklebt hatte, grinste und zeigte ihnen seine Zahnlücke. »Ja, ja. Die Verdammten in der Hölle schreien auch immer nach Eiswasser«, sagte er. Die Augenklappe aus Schlangenleder war verschwunden und das Auge, das sie bedeckt hatte, war von einem milchigen Schleier überzogen.

»Über die Sie mit Sicherheit alles herausfinden werden, wenn Sie mir jetzt nicht sagen, was ich wissen will«, erwiederte der Chef. »So wie es aussieht, werden Anklagen wegen Entführung, tätlichen Angriffs auf einen Bundesbeamten, versuchten Mordes an einem Polizeibeamten und illegalen Waffenbesitzes und ein paar andere Kleinigkeiten auf Sie zukommen. Bei einem Mann in Ihrem Alter heißt das, dass Sie im Gefängnis sterben werden.«

Jetzt war Fiscus schon etwas mehr bei der Sache. »Und warum zum Teufel sollte ich Ihnen helfen, wenn ich sowieso im Gefängnis sterben werde?«

»Das ist ganz einfach. Ich kann die Anklagen wegen der Bundesvergehen verschwinden lassen. Keine Entführung, kein tätlicher Angriff, keine Besuche von der BATF wegen der Waffen im Laden. Vielleicht kann ich die örtliche Polizei überreden, die Anklage wegen der Schießerei etwas großzügiger zu behandeln, da Sie ja niemanden getroffen haben. Dann könnten Sie in fünf oder sechs Jahren vielleicht wieder draußen sein.«

Fiscus zögerte einen Moment.

Jay konnte fast hören, wie die Zahnräder in seinem Kopf knirschten. *Tu es nicht*, versuchte Jay ihm auf telepathischem Weg einzureden. *Mir wäre es lieber, wenn du im Gefängnis verrotten würdest, du Mistkerl!*

»Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen auch einen guten Anwalt besorgen«, sagte Michaels.

»Nein, kein Anwalt. Ich bin einverstanden. Was wollen Sie wissen?«

Michaels nickte zufrieden.

### *Woodland Hills, Kalifornien*

»Was für ein Chaos«, sagte Ventura noch einmal zu sich selbst. Er fuhr gerade auf dem Freeway, der genauso hieß wie er, in Richtung Burbanks. »Was für ein verdammtes Chaos.«

Und genau das war es auch. Im Kino lagen zehn zusammengeschossene chinesische Agenten, die entweder tot oder auf dem besten Weg zu sterben waren. Zwei seiner Männer waren von Querschlägern der Chinesen getroffen worden, aber keiner von ihnen war ernstlich dabei verletzt worden. Auch vier Drehbuchautoren hatten sich eine Kugel eingefangen, einer war tot, einer ziemlich schwer verletzt, zwei hatte es nur leicht erwischt. Blackwells Leben hing an einem seidenen Faden, aber er würde es vermutlich überleben, obwohl er in den nächsten Monaten nichts anderes als Grießbrei essen dürfte.

Wu war tot.

Und Morrison hatte es ebenfalls erwischt. Er war von einem seiner eigenen Leute getötet worden.

Was für ein Reinfall.

Die verwundeten Zivilisten wurden in mehreren Autos zum

nächsten Krankenhaus gefahren und dort abgeladen. Die Fahrer warteten gar nicht erst, bis man ihnen dumme Fragen stellte. Venturas Männer sollten zu einem Arzt gebracht werden, der dafür bezahlt wurde, sich um sie zu kümmern und den Mund zu halten. Die unverletzten Drehbuchautoren, 23 an der Zahl, waren in einem Lagerraum des Kinos eingesperrt worden. Vermutlich arbeitete die Hälfte von ihnen bereits an einem Drehbuch, in dem es um eine Schießerei in einem Kino ging. Sie würden auf keinen Fall verhungern – im Lagerraum waren zahllose Kisten mit Schokoriegeln und Brötchen für Hotdogs.

Vor dem Kino hatten einige von Venturas Leuten die Chinesen abgelenkt – eine Pfefferbombe in den Lieferwagen des Teppichgeschäfts, ein Totschläger an der Schläfe des im Café sitzenden Mannes und ähnliche Aktionen, aber zum Glück hatte niemand mehr seine Waffe einsetzen müssen.

Alle anderen waren auf bereits im Voraus festgelegten Fluchtrouten entkommen.

Ventura war klar, dass er dem IMAX-Kino auf Wiedersehen sagen konnte. Schade. Zum ersten Mal seit drei Jahren hatte es endlich Gewinn gemacht.

Was für ein hundsmiserabler, verkorkster Einsatz. Er hatte nicht nur den Kunden verloren, den er hatte beschützen sollen, nein, einer seiner eigenen Männer hatte ihn umgelegt. Aber Blackwell hatte eigentlich keine andere Wahl gehabt. Wäre Ventura an seiner Stelle gewesen, hätte er vermutlich genau das Gleiche getan.

Ich hätte Morrison nie den Revolver geben dürfen Ja, hinterher war man immer klüger. Es war zu spät, um sich jetzt noch Gedanken darüber zu machen.

Obwohl es sich wohl nie mit absoluter Sicherheit würde feststellen lassen, glaubte Ventura inzwischen zu wissen, was geschehen

war. Einer der chinesischen Agenten war nachlässig geworden, da Venturas Leute viel zu gut waren, um jemanden eine verdeckt getragene Waffe sehen zu lassen. Egal, wer von seinen Leuten die Waffe gesehen hatte, er musste gedacht haben, dass es gleich losgehen würde. Allen Schützen war befohlen worden, sich ruhig zu verhalten – bis eine Waffe gezogen wurde. Der Ruf »Waffe!« war für alle das Signal gewesen, ihre Zielperson auszuschalten, und danach hätte niemand mehr für etwas garantieren können.

Hatten die Chinesen vorgehabt, die Geschäftsverhandlungen abzukürzen? Hatten sie sich Morrison schnappen wollen, anstatt für die Formel zu bezahlen?

Es spielte keine Rolle mehr. Vorbei war vorbei, es hatte keinen Zweck, jetzt noch Spekulationen darüber anzustellen. Allerdings musste er über einige Konsequenzen aus der Schießerei nachdenken. Die Chinesen würden nicht sehr glücklich sein und vielleicht waren sie ja auch der Meinung, dass Morrison und Ventura sie um vierhundert Millionen Dollar betrogen hatten, die sie jetzt zurückhaben wollten. Und das war gar nicht gut. Morrison war nämlich tot und konnte ihnen nichts mehr zurückgeben und Ventura hatte das Geld nicht. Er wechselte die Spur und wurde von einem fetten Mann in einem schwarzen Porsche angehupt, den er geschnitten hatte. Ventura hätte am liebsten seine Coonan herausgeholt und eine Kugel in die Windschutzscheibe des Porsche geschickt. Hup jemand anderen an, du Schwachkopf.

Er konnte sich gerade noch beherrschen. Wenn er jetzt anfing, auf einem Freeway in L.A. irgendwelche Idioten zu erschießen, würde das alles nur noch mehr komplizieren. Und wenn man einmal angefangen hatte, ging einem mit Sicherheit sehr schnell die Munition aus. Wahrscheinlich konnte man gar nicht so viel Munition in einem Fahrzeug mitnehmen, um sie alle zu erwischen ...

Ventura kicherte, als er daran dachte. Er stand unter enormem Stress. Es war besser, wenn er jetzt ein paar Mal tief Luft holte.

Und genau das tat er dann auch. Drei tiefe Atemzüge, ein und aus und jetzt denk noch einmal in Ruhe darüber nach.

Also: Die Millionen, die er im Laufe der Jahre zur Seite gelegt hatte, schienen inzwischen nicht mehr so viel Geld zu sein. So wie die Sache aussah, würde er verschwinden müssen. Er hatte Morrison gesagt, dass dieser untertauchen müsse und jetzt war er selbst an der Reihe. Ja, seine Uhr war eigentlich schon abgelaufen – und das schon vor langer Zeit –, aber in Wirklichkeit war er noch nicht bereit, die große Reise anzutreten.

Wenn das Geschäft glatt über die Bühne gegangen wäre, hätte er Ruhe vor Wu und seinesgleichen gehabt. Die Chinesen hätten eine Gegenleistung für ihr Geld bekommen und Profis brachten sich nicht gegenseitig um, wenn sie ihre Arbeit ordentlich gemacht hatten.

Aber es war schiefgelaufen. Die Chinesen hatten das Geld nicht mehr; sie hatten nicht bekommen, was sie haben wollten und das gefiel ihnen gar nicht. Es würde sie mit Sicherheit *sehr* wütend machen.

Morrison hatte Ventura die Kontonummer nicht gesagt, daher hatte er keine Möglichkeit, an das Geld zu kommen. Und das gefiel *ihm* nicht.

Der fette Fahrer mit dem Porsche fand eine Lücke in der Außenspur und überholte Ventura. Als er an Ventura vorbeifuhr, zeigte er ihm den Mittelfinger und obwohl er ihn nicht hören konnte, wusste Ventura genau, was der Mann ihm zubrüllte. Eine Liebeserklärung war es nicht gerade.

Vielleicht war es gar keine so schlechte Idee, nur den einen zu erschießen und dann aufzuhören.

Der Porsche beschleunigte und raste davon. Ventura vergaß den fetten Mann sofort.

Das Geld der Chinesen war für ihn unerreichbar, aber dort, wo es hergekommen war, gab es noch mehr davon. Denn wenn der Wissenschaftler die Wahrheit gesagt hatte – und Ventura hatte keinen Grund, das Gegenteil anzunehmen –, hatte Morrison ihm gesagt, wo die Formel zu finden war, die gerade mehr als ein Dutzend Menschen das Leben gekostet hatte. Und die Chinesen waren nicht die einzigen Austern im Meer, in denen Perlen zu finden waren.

Ja, okay, es war ein schlechtes Geschäft gewesen, eine Katastrophe von vorn bis hinten, ein perfektes Beispiel dafür, das grundsätzlich alles schiefging, was schiefgehen konnte. Aber jetzt war es vorbei und Ventura musste sein Leben weiterführen. Der Moment war vorbei. Wenn man auf der Straße weiterfuhr und immer nur in den Rückspiegel sah, knallte man seinem Vordermann ins Auto. Es war Zeit, nach vorn zu sehen.

Vielleicht konnte doch noch jemand von der ganzen Sache profitieren und das konnte dann genauso auch er sein. Er würde eventuell ein wenig mit dem Preis heruntergehen. Ventura brauchte keine vierhundert Millionen, er war auch schon mit der Hälfte zufrieden. Schließlich machte es gar keinen Sinn, gierig zu sein.

Er fuhr zum Flughafen in Burbank. Sein Flugzeug ging in einer Stunde. Vermutlich brauchten die Drehbuchautoren länger, um herauszufinden, wie sie sich aus dem Lagerraum befreien konnten. Ja. Ventura hatte jetzt wieder ein Ziel vor Augen. Er wusste, was er tun würde.

*Mittwoch, 15. Juni  
Quantico, Virginia*

»Ich habe gerade einen Anruf von Julio Fernandez bekommen«, sagte Jay. »John Howard ist wieder zu Hause.«

»Das ging aber schnell«, sagte Toni.

Michaels nickte ihr zu. »Ja. Alte Soldaten sterben nie, aber wenn sie es vermeiden können, bleiben sie auch nicht allzu lange in Krankenhäusern, um das Schicksal nicht in Versuchung zu führen.«

Sie saßen im Konferenzraum der Net Force. Jemand hatte eine Kanne Kaffee und eine Schachtel mit Gebäck auf den Tisch gestellt. Michaels griff nach einem Keks, musterte ihn kritisch und legte ihn wieder zurück. Stattdessen entschied er sich für einen Donut mit Zuckerguss. Ein kleiner Zuckerstoß und Koffein, das war genau das, was er jetzt brauchte. Er konnte seine Zähne verrotten lassen, Diabetes Vorschub leisten und seinen Blutdruck erhöhen – und das alles gleichzeitig.

Zum Teufel damit. So, wie die Dinge in letzter Zeit gelaufen waren, machte das sowieso nichts mehr aus. Er biss in den Donut und schluckte ein großes Stück hinunter.

»Julio sagt, dass Howard jetzt wieder arbeiten könne.«

»Er soll sich ein paar Tage freinehmen, um sich zu erholen. Und Sie auch.«

Jay schüttelte den Kopf. »Mir geht es gut. Ich möchte unbedingt dabei sein. In der VR wird die ganze Sache erheblich weniger stressig sein. Ich kann mich hier im Netz umsehen, ich kann es auch zu Hause machen, aber ich werde es auf jeden Fall tun.«

»In Ordnung«, sagte Michaels. »Fassen wir noch einmal zusammen, was wir wissen. Unserem Mr. Fiscus zufolge hat der Mann, den wir suchen, früher als eine Art Mietkiller gearbeitet und ist vor ein paar Jahren angeblich aus dem Geschäft ausgestiegen. Seitdem soll er als Leibwächter arbeiten. Außer 'Dick Grayson' benutzt er noch eine ganze Reihe anderer Namen, unter anderem Diego, Gabriel, Harbor, Colorado und Ventura. Könnte er vielleicht Hispano-Amerikaner sein?«

Jay lachte, dann sagte er »Autsch« und presste die Hand auf seine Rippen.

»Was ist?«

»Ich sollte nicht lachen. Ich glaube nicht, das es ein Hispano oder ein Latino ist, Chef. Das sind alles Namen von Freeways in Los Angeles.«

Michaels nickte. »Okay, er kennt also Batman und das Straßennetz in Südkalifornien. Was haben wir noch?«

»Nichts. Ich habe in den Telefonverzeichnissen gewühlt«, sagte Jay. »Er steht nicht drin. Wir haben seine Gesichtszüge mit den Fotos sämtlicher Polizeicomputer im Land verglichen und keine Übereinstimmung gefunden. Elektronisch gesehen hält sich unser Mann ganz schön zurück.«

Michaels sah Toni an. Er musste sie einfach fragen. »Du wirst den Job bei der FBI-Direktorin annehmen, oder?«

»Ich ... ja.«

»Werden die Informationen dann in beide Richtungen fließen?«

»So steht es in der Arbeitsplatzbeschreibung.«

»Okay. Sieh zu, was du von ihnen über unseren großen Unbekannten kriegen kannst.«

Wenn sie herausfinden konnten, wer dieser Ventura war, wenn sie einige Informationen und Daten über ihn hatten, würden sie ihn

vielleicht finden. Und wenn sie ihn gefunden hatten, würden sie auch Morrison finden.

Die Gegensprechanlage piepste. »Ja?«

»Sir, ein Gespräch von der FBI-Direktorin. Es ist für Toni Fiorella«, sagte seine Sekretärin.

Michaels runzelte die Stirn. Dann zeigte er auf Toni, die den Hörer eines Telefons auf dem Tisch abnahm.

»Ja?«

Die Direktorin sagte etwas und Toni nickte. »Ja, ich habe mich entschieden.« Sie sah zu Michaels hinüber. »Ja, ich nehme ihn an.«

Sein Magen krampfte sich ein wenig zusammen, aber Toni war schließlich erwachsen und musste ihre Entscheidungen selbst treffen.

»Ja. Sprechen Sie ruhig weiter.«

Toni hörte eine Weile nur zu. Weder Michaels noch Jay gaben vor, etwas anderes zu tun, als dem Telefongespräch zuzuhören.

»Ich verstehe. Ja, ich werde es ihnen sagen. Ich freue mich, dass ich für Sie arbeiten kann.«

Als Toni den Hörer auflegte, sah sie sehr beunruhigt aus.

»Was ist los?«

»Vor ein paar Minuten wurde die Polizei zu einem Zwischenfall in einem Kino in Woodland Hills, Kalifornien, gerufen. Im Innern des Kinos haben sie mehr als ein Dutzend Leichen gefunden, die alle mehrere Einschüsse hatten. Außerdem einen Lagerraum, in dem mehrere Drehbuchautoren eingeschlossen waren.«

»Leichen und ein Raum voller Drehbuchautoren? Wieso geht uns das etwas an?«, warf Jay ein.

»Eine der Leichen war ein Mann namens Qian Ho Wu, ein eingetragener Lobbyist, den die Spionageabwehr des FBI für einen chinesischen Agenten hält.«

»Und?«

»Sie haben noch eine Leiche identifiziert – Dr. Patrick Morrison.«

»Oh, Mist«, sagte Jay. Dann dachte er kurz nach und sagte: »Aber das löst doch alle unsere Probleme, oder? Tote können keine Radiowellen senden.«

Toni sagte es, bevor Michaels die Gelegenheit dazu hatte. »Dann müssen Sie davon ausgehen, dass er vor seinem Tod niemandem gesagt hat, wie das Ganze funktioniert.«

»Na ja, den Chinesen hat er es vermutlich nicht gesagt. Es könnte ja sein, dass sie hinter ihm her waren, weil sie herausgefunden haben, dass er für die Massaker in den beiden Dörfern verantwortlich ist. Sie haben ihn gefunden, es gab eine Schießerei, Ende der Geschichte.«

»Viel zu einfach«, sagte Michaels. Er drückte auf eine Taste der Gegensprechanlage. »Buchen Sie mir einen Platz in der nächsten Maschine nach Los Angeles..«

»Du bist kein Agent im Außendienst, Alex«, sagte Toni. »Das FBI wird sich darum kümmern, du kannst doch nicht ...«

»Doch, ich kann«, unterbrach er sie. »Portland wird mit einer Art Todesstrahl überzogen, der Leiter meines Einsatzteams liegt im Bett und erholt sich von einer Schusswunde und mein bester Computerhacker hat sich gerade die Seele aus dem Leib prügeln lassen – ganz zu schweigen davon, dass der Kerl, der für das Ganze verantwortlich ist, direkt vor mir gesessen hat und ich ihn gehen ließ. Dieser Fall war von Anfang an eine einzige Katastrophe.«

»Du hast doch gar nicht gewusst ...«

»Aber *jetzt* weiß ich es. Wenn du deiner neuen Chefin sagen willst, dass ich schon wieder meine Kompetenzen überschreite – bitte, ich werde dich nicht aufhalten. Ich kann ein paar Tage Urlaub nehmen, wenn es sein muss..«

»Das brauchst du nicht«, sagte sie. »Und wenn du willst, gehe ich mit.«

Er überlegte, was er als Nächstes sagen sollte. Fast hätte er überhaupt nichts gesagt, aber dann war er der Meinung, dass es einfach sein musste. »Das ist ein Problem der Net Force, Toni, und ich glaube, dass sich die Net Force selbst darum kümmern sollte.«

Sie starnte ihn an. »Und ich gehöre nicht mehr zur Net Force, willst du das damit sagen?«

»Das hast du gesagt, nicht ich.«

Sie nickte. »Ich verstehe.«

Es gefiel ihm ganz und gar nicht, wie er sich jetzt fühlte, und er hasste es, ihren bekümmerten Gesichtsausdruck zu sehen, aber irgendwann hätte er es einmal sagen müssen – und besser früher als später. Vielleicht ließ sich ihre Beziehung noch retten. Er hoffte wirklich, dass es noch möglich war. Aber ihr Job hatte sich bereits geändert. Es würde nicht mehr so sein wie früher. Wenn Toni nicht mehr für ihn arbeitete, okay, in Ordnung, dann musste er eben lernen, damit zu leben. Wenn sie jemand anderem berichten sollte, was er tat, musste er genau aufpassen, was sie zu sehen und zu hören bekam. Und wenn die FBI-Direktorin ihn überwachen wollte, war das ihr gutes Recht. Aber nirgendwo stand geschrieben, dass er ihr das einfach machen musste.

Toni hatte ihre Entscheidung getroffen. Und jetzt mussten sie beide damit leben.

### *Im Luftraum über Nordkalifornien*

Ventura sah sich um. Er war beunruhigt. Keiner der Passagiere sah zu ihm hin und er war sich sicher, dass ihm niemand gefolgt war, aber manchmal fühlte er sich ... irgendwie *komisch*. Er war in

Alarmbereitschaft, beobachtete seine Umgebung, hörte jedes Gespräch in seiner Nähe mit und hatte bis jetzt nichts entdecken können, weswegen er sich Gedanken zu machen brauchte, aber irgendetwas stimmte trotzdem nicht.

Er sah auf die Uhr. Vielleicht lag es am Flug. Es beunruhigte ihn, dass er in der ersten Klasse des Flugzeuges saß ...

»Kann ich Ihnen noch etwas bringen?«

Ventura lächelte die junge Flugbegleiterin höflich an. »Nein, danke.« Er hatte ein Ticket in der Business-Klasse gebucht und dafür einen von mehreren falschen Ausweisen verwendet, die er immer bei sich hatte. Aber der Flug war voll gewesen und als er eingekocht hatte, waren nur noch Plätze in der Ersten Klasse verfügbar gewesen. Normalerweise flog er nicht in der Ersten Klasse; es war viel schwieriger, in der Masse unterzugehen, wenn man ganz vorn saß. Aber einen Platz in der Ersten Klasse zurückzuweisen, hätte ihn mit Sicherheit auffallen lassen – wer hatte schon etwas gegen ein kostenloses Upgrade? –, und der Zweck der Sache war, so anonym wie möglich zu bleiben. Man gab vor, als wäre man einer von zahllosen Geschäftsleuten mittleren Alters, tat nichts, um jemandem im Gedächtnis zu bleiben und hoffte, dass man die Flugbegleiterin nicht an ihren Lieblingsonkel erinnerte.

Die Flugbegleiterin ging weiter und Ventura drehte sich zum Fenster, um nach unten zu sehen. Der Flug von L.A. nach Seattle dauerte drei Stunden. Er würde sich am Flughafen in Seattle ein Auto mieten und nach Port Townsend fahren, was vermutlich noch einmal drei oder vier Stunden dauern würde – man musste die Überfahrt mit der Fähre einrechnen und außerdem wollte er sich noch ein wenig die Gegend ansehen. Er würde vermutlich erst am Abend ankommen, aber im Sommer wurde es so weit oben im Norden erst um neun oder um halb zehn dunkel. Außerdem hatte

er es nicht besonders eilig, da die Nacht ein guter Freund von ihm war. Er hatte viel Zeit, um irgendwo anzuhalten, gemütlich Abend zu essen, alles zu arrangieren und den Job zu erledigen.

Ventura sah durch die Doppelscheibe des Fensters nach draußen. Unter sich konnte er einen hohen, schneedeckten Berg erkennen. Shasta? Vermutlich.

Ventura ging davon aus, dass die Polizei in L.A. die Schweinerei im Kino inzwischen entdeckt hatte. Falls ja, war Dr. Morrison mit Sicherheit bereits identifiziert worden. Da das FBI nach der Schießerei in Alaska intensiv nach Morrison gesucht hatte, würden sie es sehr schnell mitbekommen. Zuerst hatte er überlegt, ob er die Leiche nicht besser beseitigen sollte, aber da der Mann tot und Ventura nicht mehr für ihn verantwortlich war, war es taktisch gesehen sehr viel klüger, ihn von der Polizei finden zu lassen. Er hatte dafür gesorgt, dass Morrisons Brieftasche noch im Jackett des Toten war, um die Sache etwas zu beschleunigen. Die Suche nach Morrison würde damit beendet sein und das FBI war vielleicht gar nicht so sehr daran interessiert, nach den Komplizen des Wissenschaftlers zu suchen.

Die Chinesen würde er damit allerdings nicht aufhalten können. Wu hatte seine Informationen mit Sicherheit an einen Vorgesetzten weitergeleitet – Ventura konnte sich nicht vorstellen, dass die geizige Regierung des Mannes ihm mehrere hundert Millionen Dollar gab, ohne genau darüber Bescheid zu wissen, was er eigentlich damit kaufen wollte. Die Chinesen würden mit jedem sprechen wollen, der etwas mit diesem Geschäft zu tun hatte. Und wenn sie erst herausgefunden hatten, dass Morrison tot war, würde sie nichts mehr aufhalten können. Ventura würde auf der Liste von Leuten, mit denen sie sich unterhalten wollten, ganz oben stehen.

Das FBI würde die Überwachung von Morrisons Haus in dem

Moment aufgeben, in dem sie erfuhren, was mit ihm passiert war – Tote fuhren nicht einfach so in der Gegend herum und nach Hause kamen sie höchstens im Sarg. Venturas Leute waren natürlich schon längst weg, er hatte seine Leute abgezogen, als ihm klar geworden war, dass der Mann, den er in Alaska erschossen hatte, kein chinesischer Agent, sondern ein US-Marshal gewesen war und deshalb noch mehr FBI-Beamte kommen würden, um sich ein wenig mit Morrisons Frau zu unterhalten. Das hatte er seinem Kunden, der dachte, seine junge Frau würde gut bewacht werden, allerdings verschwiegen – schließlich wollte Ventura ihn ja nicht beunruhigen.

Das FBI würde sich vermutlich noch einmal mit der Witwe Morrison unterhalten wollen und die Chinesen würden der jungen Dame mit Sicherheit ebenfalls einen Besuch abstatten, aber da sie nichts wusste, konnte sie keiner Seite etwas sagen. Es bestand die Gefahr, dass sie ihrem toten Gatten Gesellschaft leisten würde, bis die Chinesen das herausgefunden hatten, aber das war nicht *sein* Problem – solange er nicht da war, wenn die gelbe Gefahr anrückte.

*Die gelbe Gefahr.* Ventura musste lächeln. Er war kein Rassist. Zugegeben, für Leute wie Bull Smith gab er vor, einer zu sein, damit sie glaubten, er sympathisiere mit ihren Ansichten, aber die Hautfarbe oder das Geschlecht eines anderen waren ihm völlig egal. Er hatte mit Menschen jeder Rasse gearbeitet, Männern wie Frauen, und das einzige Kriterium für ihn war, wie gut er oder sie war. Wenn jemand in der Lage war, in einer kritischen Situation abzudrücken und sein Ziel zu treffen, konnte er seinetwegen auch ein grüner Hermaphrodit mit rosa Streifen sein. Er kannte den Begriff »gelbe Gefahr« aus den alten Fu-Manchu-Büchern, die zu einer Zeit geschrieben worden waren, in der Rassismus an der Tagesordnung gewesen war und niemand sich groß Gedanken darüber gemacht

hatte. Normalerweise nahm Ventura sich für diese Art von Arbeit immer sehr viel Zeit. Er machte sich mit der Umgebung vertraut, sah sich die Leute und ihre Gewohnheiten an, wer wann und wie wohin ging und handelte erst, wenn er alle Informationen hatte, die er brauchte. Je mehr er wusste, desto geringer war das Risiko, von irgendetwas überrascht zu werden. Aber diesen Luxus konnte er sich jetzt nicht leisten. Er musste schnell handeln, den Job erledigen und dann verschwinden. Ventura hatte sich Geld und saubere Ausweise besorgt und er kannte ein paar Schlupfwinkel, wo er sich verstecken konnte, bis er Gelegenheit hatte, über seine längerfristigen Pläne nachzudenken. Im Moment zu existieren, bedeutete nicht, dass man nie an die Zukunft *dachte*. Es bedeutete nur, dass man nicht in der Zukunft *lebte*.

Er war sicher, ziemlich gute Karten zu haben. Trotzdem war er beunruhigt und kam sich vor wie ein Käfer unter dem Mikroskop. Als ob jederzeit ein riesiges Auge im Mikroskop erscheinen könnte, das auf ihn herunterstarre. Dieses Gefühl behagte ihm ganz und gar nicht.

Du hast alles getan, was du konntest und damit Schluss. Alles andere spielte keine Rolle.

Bis nach Seattle war es immer noch mindestens eine Stunde. Er würde sich jetzt etwas ausruhen. Vielleicht hatte er ja so schnell keine Gelegenheit mehr dazu. Ventura holte ein paar Mal tief Luft.

Nach drei Minuten war er eingeschlafen.

*Quantico, Virginia*

Toni ging in den kleinen Fitnessraum, um ihre Anspannung und Wut loszuwerden. Bis auf einen Mann mit einer Nickelbrille, der T-Shirt und Radlerhose trug und in einer Ecke Hatha-Yoga praktizierte, war der Raum leer. Sie absolvierte schnell ihre Aufwärmübungen, verbeugte sich und fing dann mit *djurus* an, die sie im Dreieck, dem *tiga*, übte. Als sie eine halbe Stunde später damit fertig war, begann sie mit *langka sliwa*, Fußtritten im Viereck.

Toni führte die einzelnen Bewegungen fließend und nach so vielen Jahren der Übung automatisch aus, aber mit den Gedanken war sie nicht bei der Sache.

Alex war eindeutig wütend auf sie. Aber was hatte sie denn anderes erwartet? Dass er lächelte, ihr den Kopf tätschelte und zu ihrem neuen Job gratulierte? Sie versuchte, das Ganze aus seiner Sicht zu sehen, aber sie wusste, dass sie nicht beiden Seiten gerecht werden konnte – dieses Mal nicht. So war es am besten. Für ihn zu arbeiten war zu einem Problem geworden, schon einige Zeit bevor sie nach London gegangen waren; er behandelte sie nicht mehr wie die anderen im Team der Net Force, sondern schirmte sie ab. Aber das wollte sie nicht, nicht bei der Arbeit. Die erste Zeit, in der sie sich erst in ihren neuen Job einarbeiten musste, würde sicher nicht leicht werden. Ihr gefiel es auch nicht, aber es schien die einzige Möglichkeit zu sein, die funktionieren konnte.

Sie sagte sich immer wieder, dass es langfristig gesehen die beste Lösung für beide war. Sie würden wieder wie Gleichgestellte miteinander umgehen können und ihre Beziehung würde nicht unter

den Querelen bei der Arbeit leiden müssen. Ja, und langfristig gesehen müssen wir alle einmal sterben, nicht wahr? Und was passiert, wenn nach ein paar Monaten, in denen es euch beiden miserebel geht, einer von euch beiden beim Überqueren der Straße von einem Bus überfahren wird? Wie passt das denn in deinen »langfristigen« Plan?

Toni hielt mitten in der Bewegung inne und starre in den Spiegel, der an einer Wand des Fitnessraums hing. *Verdammt. Das hat mir gerade noch gefehlt.*

Aber – gab es denn überhaupt eine Alternative? Was konnte sie denn sonst noch tun? Sie musste schließlich Geld verdienen!

Sie seufzte und machte dann mit ihren Fußübungen weiter.

Ein paar Minuten später fiel ihr auf, dass der Yoga-Mann seine Übungen beendet hatte und gegangen war. Inzwischen waren drei Männer hereingekommen. Zwei von ihnen trugen Karateanzüge, der dritte einen dunkelblauen Trainingsanzug mit der Aufschrift FBI. Einer der Karatekämpfer hatte sich einen braunen Gürtel um die Taille geknotet, um seinen Gi zusammenzuhalten, der andere einen schwarzen. Die Männer beobachteten sie. Sie sahen zu und lächelten. Dann beugte sich der Mann im Trainingsanzug zu den anderen beiden hinüber und sagte etwas.

Pentjak Silat war keine besonders auffällige Kampfsportart. Viele Übungen sahen für Nichteingeweihte nicht sonderlich beeindruckend aus. Als das letzte Mal ein Kampfsportler eines anderen Stils so dagestanden und sie beim Üben beobachtet hatte, hatte er den Fehler begangen, einige unhöfliche Bemerkungen laut zu sagen. Damals hatte sie gerade einen schlechten Tag gehabt – allerdings nicht so schlecht wie heute – und dem Großmaul gezeigt, dass ihre Kampfsportart der seinen in mancher Hinsicht überlegen war. Für den Mann war es eine sehr schmerzhafte Lektion gewesen.

Die Lektion, die sie danach gelernt hatte, war ebenfalls sehr schmerhaft gewesen.

Toni wollte nicht daran denken, was mit dem Mann später geschehen war, aber sie konnte nicht anders. Rusty war zuerst ihr Schüler und dann – wenn auch nur kurz – ihr Liebhaber geworden, was zur Folge hatte, dass er getötet wurde.

So mies, wie der Tag bisher verlaufen war, war es vielleicht gar keine schlechte Idee, wenn sie einem der Männer – oder auch gleich allen – eine kleine Abreibung verpasste, falls diese ein paar dumme Bemerkungen machten. Solche Gedanken waren bei einer Kampfsportart zur Selbstverteidigung eigentlich nicht angebracht, aber bei Silat lag der Schwerpunkt nicht so sehr auf Selbstverteidigung, sondern vielmehr auf dem Kampf selbst, was zur Folge hatte, dass man wesentlich aggressiver dabei vorging.

Toni hörte mit ihren Übungen auf und ging zu dem Trio hinüber.

»Hallo«, sagte sie. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Der Kerl im Trainingsanzug war der kleinste der drei Männer. Er hatte kurzes graues Haar. Der Mann lächelte und verbeugte sich ein wenig vor ihr. »Nein«, sagte er. »Wir haben nur ihre Kampfkunst bewundert, Meisterin. *Silat Tjimande?*«

Das überraschte sie. Die Stilrichtung war zwar falsch, aber er wusste, dass es Silat war und hatte genug Respekt und Wissen, um sie »Meisterin« zu nennen. Verdammtd.

»Es ist *Serak*«, sagte sie. »Aber aus Westjava, genau wie *Tjimande*. Es überrascht mich, dass Sie sich damit auskennen.«

»In San Diego habe ich früher einmal mit einem alten Kwntao-Lehrer aus Holland trainiert«, sagte er. »Er hatte als Junge ein wenig Silat gelernt. Auch mein *JKD*-Lehrer kannte sich etwas mit *Harimau*, dem Tigerstil, aus.«

Toni nickte. JKD – Jeet Kune Do, der »Weg der eingreifenden Faust« – war ein Kampfstil, der von dem verstorbenen Bruce Lee entwickelt worden war. Es war eine Art Mischsystem und obwohl dieser Stil eher formlos war, basierten viele der Bewegungen auf Win Chun-Kung Fu, das für einige zumindest auf den ersten Blick Ähnlichkeiten mit Silat aufwies. Anhänger des Win Chun wussten zumindest theoretisch, was das Prinzip der zentralen Linie war, obwohl sie es nach dem Standard von Serak nicht gerade effektiv ausführten ...

Wenn der Lockenkopf vor ihr so viel wusste, dass er das, was sie hier machte, erkannte und respektierte, hatte er vermutlich kein Interesse an einem kleinen Kampf mit ihr, um seine Freunde zu beeindrucken. Silat-Kämpfer hatten nicht sehr viel für Sparringskämpfe übrig – und JKD-Kämpfer auch nicht.

Schade. Jemanden vermöbeln zu können, das wäre jetzt genau das Richtige gewesen.

Aber irgendetwas musste sie tun, sonst explodierte sie noch.  
Doch was?

### *Woodland Hills, Kalifornien*

Es war schon dunkel, als Michaels das Kino erreichte, und zu sehen gab es eigentlich auch nichts mehr. Eigentlich hatte es für ihn auch gar keinen Grund gegeben, hierher zu kommen, bis auf den Wunsch, den Tatort mit eigenen Augen zu sehen. Alle, die mit dieser Sache etwas zu tun hatten, waren mit Sicherheit längst über alle Berge.

Die Leichen waren bereits weggebracht worden, die Drehbuchautoren nach Aufnahme ihrer Aussage nach Hause gegangen und die Polizei hatte immer noch keine Ahnung, was eigentlich passiert

war. Der FBI-Beamte, von dem Michaels begrüßt wurde, war noch ziemlich jung und nicht der leitende Beamte für die Ermittlungen, aber er war bereit zu sagen, was er dachte. Sein Name war Dixon.

Michaels und Dixon duckten sich, schlüpften unter dem gelben Plastikband hindurch, mit dem die Türen gesichert waren und gingen in das Gebäude hinein.

»Okay. Wir wissen Folgendes«, sagte Dixon. »Es hat dreizehn Tote gegeben. Die Männer sind alle im Kinosaal erschossen worden. Bis jetzt haben wir sechs von ihnen identifizieren können« – er warf einen Blick auf seinen Palm-Computer – »Wu, Morrison, ein Drehbuchautor namens C.B. Shane und drei polizeibekannte Männer: zwei Amerikaner vietnamesischer Abstammung, Jimmy Nguyen und Phuc Khiev, und ein Mann namens Maxim Schell. Bei Nguyen, Khiev, Schell und Morrison sind Handfeuerwaffen gefunden worden. Nguyens Waffe war in seiner Hand, Khievs auf dem Boden unter seinem Körper, Schell hatte seine noch im Gürtel. Keiner von ihnen hat auch nur einen Schuss abgegeben, obwohl einige der anderen Männer ihre Waffen abgefeuert haben.

Morrison hatte seine Waffe, einen kleinen Revolver .22, in der rechten Hand, die Trommel war leer geschossen. Soweit wir wissen, ist niemand von einer Kugel des Kalibers .22 getroffen worden. Die übrigen Toten haben wir bis jetzt noch nicht identifizieren können, aber sie waren ebenfalls alle bewaffnet.«

»Und was ist Ihrer Meinung nach passiert?«, fragte Michaels.

»Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Bei den Toten haben wir vor allem Einschüsse in Rücken und Hinterkopf gefunden, daher könnte es eine Art Hinterhalt gewesen sein. Bei einem Dutzend bewaffneter Männer, von denen die meisten keinen einzigen Schuss abgefeuert haben, bevor es sie erwischt hat, müssten hier allerdings noch ein paar Männer mehr rumgeballert haben. Die

Spurensicherung ist noch dabei, das Blut zu sortieren, aber sie können jetzt schon sagen, dass es noch einige andere gegeben hat, die so schwer getroffen wurden, dass sie kräftig geblutet haben. Aber leider haben sie nicht auf uns gewartet.«

»Großer Gott.«

»Wir würden uns freuen, wenn er uns helfen könnte. Sie müssen doch auch ein paar Ideen haben. Was halten Sie davon?«

Michaels überlegte kurz. Toni würde es der FBI-Direktorin sowieso sagen – schließlich war das jetzt ihr Job –, daher spielte es keine Rolle, ob Dixon es erfuhr oder nicht. »Morrison war im Besitz wichtiger Informationen, die er gegen die Chinesen benutzt hat. Wir glauben, dass sie hinter ihm her waren. Und vielleicht haben sie ihn ja auch gefunden«, sagte er.

»Was für Informationen sind das denn?«

»Tut mir Leid, das kann ich Ihnen nicht sagen.«

Dixon schüttelte den Kopf. »Das passt nicht. Die Männer, die getötet wurden, haben alle auf ihren Plätzen gesessen, als die Schießerei losging. Und nach den Aussagen der Drehbuchautoren war alles ruhig, bis jemand »Waffe!« geschrien hat. Gleich darauf war die Hölle los. Für mich sieht es eher wie eine Art Geschäftsverhandlung und nicht wie eine Konfrontation aus.«

»Hier drin muss es ziemlich übel ausgesehen haben.«

»Stimmt. Allerdings haben sich einige der Drehbuchautoren mehr darüber aufgereggt, dass sie den angekündigten Film nicht sehen konnten – die vielen Leichen, die überall herumlagen, waren wohl nicht so schlimm. Herzlich willkommen in L.A.«

Michaels dachte über das nach, was Dixon ihm erzählt hatte. Eine Geschäftsverhandlung. Ja, das wäre plausibel. Aber warum sollten die Chinesen mit einem Mann verhandeln, der zwei ihrer Dörfer ausgelöscht hatte?

Vielleicht wollten sie wissen, wie er es gemacht hat. Vielleicht waren sie bereit, eine Menge Geld dafür zu bezahlen.

Wenn Wu der Mann gewesen war, mit dem Morrison verhandelt hatte, hatte er seine Sache nicht besonders gut gemacht. Und Morrison war nicht mehr in der Lage, etwas zu verkaufen.

*Paris, Frankreich*

Jay saß auf einem Korbstuhl im Café Emile, das nicht weit vom Arc de Triomphe entfernt lag, und sah auf die Champs Elysees hinaus. Er trank einen Schluck von seinem bitter schmeckenden Espresso, der ihm in einer winzigen Porzellantasse serviert worden war, und lächelte, als er die Liebespaare sah, die an ihm vorbeischlenderten. Der Krieg war seit fast zwei Jahren zu Ende und die Besatzung durch die Nazis gehörte der Vergangenheit an. Das Paris der Nachkriegszeit im Frühling war erheblich angenehmer als ein Laden für Armeestände zu jeder beliebigen Jahreszeit.

Henri, der Kellner, trat mit einem kleinen Papierblock in der Hand an seinen Tisch. Er nickte Jay auf servile und gleichzeitig arrogante Weise zu und hielt ihm den Block hin. »*Voilà*, die Listee, die Sie aben wollten, Monsieur Greedlee.«

»*Merci.*« Jay nahm den Block und winkte Henri fort. Er sah sich die Liste an und ging die einzelnen Namen durch – nein ... nein ... nein ... Moment mal! Jay setzte sich kerzengerade hin, wobei er gegen den Tisch stieß. Der Espresso schwuppte aus der Tasse. Ja! Das war's! Er schnippte mit den Fingern, um Henris Aufmerksamkeit zu erregen. »*Garcon! Voulez-vous bien m'indiquer où se trouve le telephone? Je desire appelez faire!*«

Henri lächelte Jay höhnisch an. »Sie sollten zuerst an die Aussprache und die Grammatik arbeiten, Monsieur!«

Der arrogante Pinsel wusste ganz genau, dass er telefonieren wollte, aber nein, er musste zuerst Jays Französisch korrigieren.

»Montrez du doigt, Idiot!«

Henri registrierte die Beleidigung mit einem Achselzucken, aber dann bekam Jay endlich eine Antwort – der Kellner zeigte auf das Café.

Jay stand auf und rannte hinein, um das Telefon zu suchen.

*Mittwoch, 15. Juni  
Woodland Hills, Kalifornien*

Michaels bestellte sich im Hotel etwas zu essen. Als der Zimmer-service sein Hühnchen-Sandwich brachte, war es mit Bohnensprossen belegt. Ja, klar, er hätte es sich denken können – schließlich war er in L.A. Er schläng das Sandwich mechanisch hinunter, ohne zu registrieren, wie es schmeckte. Leider war er an einem toten Punkt angelangt und wusste nicht mehr weiter. Toni hatte Recht gehabt, er war für den Außendienst nun mal nicht geeignet. Er konnte sich nicht einfach so in ein Flugzeug setzen, zu einem Tatort fliegen und erwarten, dass er dort etwas finden würde, was die örtliche Polizei und die Spurensicherung des FBI aus irgendwelchen Gründen übersehen hatten. Er hätte es wissen müssen. Aber er hatte den Tatort selbst sehen wollen, weil er gehofft hatte, es würde ihn weiterbringen.

Aber dem war leider nicht so. Und jetzt saß er in einem Hotel in La-La-Land, aß ein Sandwich mit Hühnchen und Bohnensprossen und hatte keine Ahnung, was er als Nächstes tun sollte.

Sein Virgil, das auf dem Nachttisch lag, kündigte einen dringenden Anruf an. Es war wahrscheinlich Toni, die ihm sagen wollte, was für ein Idiot er doch sei. Womit sie Recht hatte.

Auf dem winzigen Bildschirm des multifunktionalen Spielzeugs erschien jedoch nicht Tonis Gesicht. Der Anrufer war Jay Gridley.

»Was ist los, Jay?«

»Chef, ich glaube, ich hab ihn.«

Michaels starrte das Virgil an. »Was? Wie? Wo?«

»Ich habe sämtliche kommerziellen Flüge überprüft, die in den letzten zwölf Stunden aus Südkalifornien gegangen sind. Von allen Flughäfen – Burbank, LAX, John Wayne in Orange County.«

»Und Sie haben Ventura gefunden?«

»Nein, aber einen Mr. B. W. Corona.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Chef, das ist auch ein Freeway in Los Angeles.«

»Finden Sie nicht, dass das ziemlich weit hergeholt ist?«

»Nein. Der Kerl hat sich das Flugticket vor zwei Tagen gekauft, Hin- und Rückflug nach Seattle. Eigentlich war er für den Flug am Abend gebucht, aber er hat angerufen und auf einen früheren Flug umgebucht. Der Rückflug ist noch offen.«

»Ich verstehe nicht, warum das Ihre Vermutung wahrscheinlicher macht.«

»Okay. Ich erklär's Ihnen. Er hat vorgehabt, heute Abend zu fliegen, aber es hat ein Problem gegeben – die Schießerei im Kino – und deshalb musste er den früheren Flug nehmen.«

»Aber Ihr Mr. Corona hat vor zurückzukommen.«

»Wenn man auf der Flucht ist, kauft man sich ein einfaches Ticket, das ist eine rote Fahne und das Erste, wonach die Cops suchen.«

»Aber warum sollte er einen Namen verwenden, den wir kennen könnten?«

»Weil er nicht weiß, dass wir die Information über die Freeway-Namen haben. Er weiß nicht, dass sein Kumpel aus dem Laden in

Washington gesungen hat. Warum sollte er also einen Ausweis wegwerfen, der völlig in Ordnung ist?«

»Für mich klingt das immer noch ziemlich unwahrscheinlich.«

»Warten Sie, ich hab noch etwas«, sagte Jay.

Der Bildschirm des Virgil war zwar winzig, hatte aber eine gute Bildauflösung und Michaels konnte Jays Grinsen sehr deutlich erkennen.

»Ich habe die Autovermietungen am Flughafen von Seattle überprüft. Ein Mr. B. W. Corona ist zehn Minuten nach Ankunft des Fluges aus L.A. heute am späten Nachmittag zu Avis marschiert – ohne Reservierung – und hat sich dort einen Dodge gemietet. Haben Sie in Ihrem Zimmer ein Computerterminal?«

»Ja.«

»Verbinden Sie Ihr Virgil damit. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

Michaels öffnete das Terminal, schaltete den Bildschirm ein und tippte den Kode für einen Datenaustausch über Infrarot in sein Virgil. Auf dem Bildschirm des Hotelcomputers wurde Jays Gesicht angezeigt. »Ich habe Bildempfang auf dem Hotelcomputer«, sagte Michaels.

»Es dauert einen Moment.«

Auf dem Bildschirm baute sich Zeile für Zeile ein digitales Bild auf. Es war die Nahaufnahme eines kalifornischen Führerscheins.

»Das Bild wurde bei Avis eingescannt. Das machen sie mit allen Führerscheinen.« Der Mann im Hologramm hatte kurze Haare, aber einen Vollbart. Konnte das Ventura sein?

Michaels wusste es wirklich nicht. »Ich bezweifle, dass das der Kerl von unserem Phantombild ist.«

»Es ist ja schließlich nicht verboten, sich einen Bart wachsen zu lassen, ein Foto zu machen und sich dann wieder zu rasieren. Aber vergessen Sie das Bild mal.«

Michaels überflog die Daten auf dem Führerschein. Er kam bis zum Namen. »Dieser Schweinehund! Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?«

»Chef, das machen Sie doch genauso. Sie heben sich das Beste auch immer bis zum Schluss auf. Soll ich die Polizei von Washington anrufen, damit sie ihn festnehmen?«

»Sagen Sie bloß, Sie wissen auch noch, wo er ist?«

»Aber natürlich.«

»Wirklich?«

Jay lachte. »Was ich Ihnen jetzt erzähle, wird Ihnen gefallen. Avis hat in alle Fahrzeuge elektronische Sicherungen einbauen lassen, mit denen sie den Aufenthaltsort eines gestohlenen Autos ermitteln können. Falls jemand mit einem Mietwagen abhaut, können sie telefonisch eine kleine Sendeeinheit aktivieren, die an die Autobatterie angeschlossen ist. Die Einheit sendet ein GPS-Signal an die netten Jungs von der Sicherheitsabteilung der Mietwagenfirma und die können dann genau sagen, wo das Fahrzeug gerade ist.«

»Dieser Schweinehund.« Michaels starre auf den Flachbildschirm des Terminals. Der Name auf dem Führerschein war der Beweis: Das »B.W.« stand für »Bruce Wayne«. Und jeder, der Comics las, Cartoons im Fernsehen einschaltete oder Actionfilme im Kino sah, wusste, dass Bruce Wayne die geheime Identität von Batman war, dem Mentor und älteren Partner von Robin alias Dick Grayson.

Wenn das nicht der Kerl war, den sie suchten, war es ein unglaublicher Zufall.

»Jay, ich bin beeindruckt. Was müssen wir tun, damit uns die Mietwagenfirma die Koordinaten des Wagens gibt?«

»Die Koordinaten habe ich schon, Chef. Wollen Sie mal raten, wo er hinfährt?«

»Sagen Sie's mir.«  
Jay lachte wieder.

## 36

*Mittwoch, 15. Juni  
Port Townsend, Washington*

Es war fast neun Uhr abends, als Ventura den kleinen Touristenort Port Townsend erreicht hatte. Obwohl ihm seine Mitarbeiter zusammen mit ihren elektronischen Berichten auch GPS-Karten geschickt hatten, fuhr er dreißig Minuten in der Gegend herum und sah sich alles genau an. Das verschlafene Städtchen lag auf einer breiten, hakenförmigen Landenge, die in den Puget Sound hineinragte und war früher einmal über die Meerenge von Juan de Fuca das Tor zum amerikanischen Nordwesten gewesen. Diese ruhmreiche Zeit war längst vorbei und jetzt kamen nur noch die Touristen, um sich die Häuser im viktorianischen Stil anzusehen, die zu den schönsten im ganzen Land zählten. Ventura war schon einmal bei Tag hier gewesen. Port Townsend hatte fast so ausgesehen, als hätte jemand eine Reise in die Vergangenheit gemacht, sich einen Teil San Franciscos vor dem großen Erdbeben von 1906 gegriffen und ihn hier fallen gelassen. Einige der größeren und üppiger ausgeschmückten alten Häuser waren inzwischen zu Geschäften, Büros oder kleinen Pensionen umgebaut worden, aber viele von ihnen wurden immer noch als Wohnhäuser benutzt. Bis auf eine Papiermühle am Wasser, die immer noch in Betrieb war, gab es kaum Industrie.

Die geschäftigste Straße im Stadtzentrum war die Water Street, wo fast alle alten Gebäude vor 1900 erbaut worden waren. Am Ende der Straße gab es ein Restaurant und einen Jachthafen, in dem viele gepflegt aussehende Holzboote festgemacht hatten.

Oberhalb des Stadtzentrums lag die Lawrence Street, die parallel zur Water Street verlief und über einem Felsvorsprung endete. Auch hier gab es Geschäfte, ein Kino und verschiedene andere Einrichtungen. Von der Lawrence Street zweigte die Taylor Street ab, die den Hügel hinauf zur Foster Street führte, wo Morrisons Haus stand. Etwas weiter nördlich lag die Fort Warden Military Reservation, die heute ein Park war, wo man sich das alte Haus eines Offiziers mieten konnte und ein paar Tage die seit langem verlassenen Bunker erkunden konnte. Morrison hatte allerdings keines der viktorianischen Häuser, sondern ein schlichter aussehendes Steinhaus gekauft, das in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gebaut worden war. Es war nicht gerade billig gewesen, aber der Recherche seines Mitarbeiters zufolge auch nicht unverschämt teuer, da Ventura es vor dem großen Immobilienboom in dieser Gegend gekauft hatte. Häuser, die vor drei Jahren noch zweihunderttausend Dollar gekostet hatten, waren inzwischen nicht unter dreihunderttausend zu bekommen. Die Stadt lag im Regenschatten der Olympic Mountains, und obwohl es auch hier windig und regnerisch war, bekam Port Townsend erheblich weniger Niederschlag ab als die meisten anderen Ort im Norden von Washington. Viele Babyboomer waren der Meinung gewesen, dass dies der ideale Ort sei, um sich zur Ruhe zu setzen und den Lebensabend zu genießen.

Nach seiner Erkundungsfahrt suchte Ventura sich ein Restaurant, das noch geöffnet war und nahm ein spätes Abendessen zu sich. Er ließ sich Zeit, und als er fertig war, parkte er den Wagen im Stadtzentrum und fand eine gut besuchte Kneipe. Er bestellte ein

Bier, hielt sich daran fest und schlug noch etwas mehr Zeit tot. Es war schon nach 10.45 Uhr, als er die Kneipe verließ. Er hatte mit niemandem außer der Kellnerin gesprochen.

Da es um diese Zeit kaum noch Verkehr gab, fuhr Ventura nicht an Morrisons Haus vorbei. Wenn die Chinesen das Haus beobachteten oder Mrs. Morrison eventuell doch noch von einem FBI-Beamten überwacht wurde, fiel ein Wagen, der so spät noch am Haus vorbeikam, mit Sicherheit auf, wenn es der einzige war, den sie seit ein oder zwei Stunden gesehen hatten. Er wusste, wo das Haus war und wie er dort hinkam, und wenn er zu Fuß ging, war das Risiko, dass ihn jemand sah, erheblich geringer – solange er nicht mitten auf der Straße lief und dabei eine Taschenlampe hinherrschwenkte.

Nach seiner Ankunft in Port Townsend hatte er einige Einkäufe gemacht. An dem Highway, der in die Stadt führte, lag ein großes Warenhaus, das zwar nicht so groß wie ein Wal-Mart, aber doch gut sortiert war. Er hatte dort angehalten und schwarze Jeans, ein schwarzes, langärmeliges T-Shirt und eine dunkelblaue Windjacke gekauft, dazu ein Paar schwarze Ringerschuhe mit dünnen Sohlen. Nachdem er die Kneipe verlassen hatte, hatte er sich in einer öffentlichen Toilette im Stadtzentrum umgekleidet und die neuen Sachen unter seine hellgraue Hose und das weiße Hemd gezogen. Die Toilette lag in der Nähe des Polizeireviers, das lediglich mit zwei Beamten besetzt zu sein schien. Er parkte den Wagen fünf Blocks von Morrisons Haus entfernt in einer Reihe mit anderen Autos am Bordstein. Sollte einem aufmerksamen Polizist auffallen, das der Wagen nicht zu einem der Einwohner in dieser Straße gehörte, würde dieser vermutlich denken, es sei ein Besucher von auswärts. Ein Mietwagen mit einem Kennzeichen aus Washington war kein unmittelbarer Anlass zur Beunruhigung.

Ventura hatte die Coonan unter der Windjacke versteckt – es war kühl genug, um eine leichte Jacke zu rechtfertigen, aber nicht so kalt, um eine Entschuldigung für zwei Hemden und zwei Hosen übereinander zu haben. In die eine Jackentasche hatte er ein Set von Dietrichen und Ersatzmagazine, in die andere eine kleine Taschenlampe gesteckt. Vermutlich würde ihn um diese Zeit niemand bemerken. Er hatte sich in B. W. Corona verwandelt – verheiratet, zwei Kinder, auf dem Weg zu seiner Familie. Sie wohnten alle in einer kleinen Pension in der Stadt – an den Namen konnte er sich nicht mehr erinnern, aber es war dieses große Haus im viktorianischen Stil an der Ecke der Straße, Sie wissen schon – und er machte noch einen kleinen Spaziergang, weil er nicht schlafen konnte.

Tarnung hatte viel mit der Körperhaltung zu tun. Ein Mann, der sich im Schatten herumdrückte, würde von einem Cop vermutlich angehalten werden, wenn dieser ihn bemerkte, aber ein Tourist, der spazieren ging, sah anders aus und verhielt sich auch anders. Und bis er näher an seinem Ziel war, würde Ventura genau das sein – ein Tourist. Ein Polizeibeamter, der zufällig vorbeikam, würde nichts anderes sehen. Aber da die Kneipen gerade geschlossen hatten, waren sämtliche Polizeibeamte vermutlich dort und hielten nach Betrunkenen Ausschau.

Sobald er sich seinem Ziel bis auf einen Block genähert hatte, würde Ventura das weiße Hemd und die helle Hose ausziehen, zu einem Ninja werden und in der Dunkelheit verschwinden. Er würde unsichtbar sein, aber falls ihn wie durch ein Wunder ein Polizeibeamter sehen sollte, hatte dieser eben Pech gehabt.

In dieser Phase der Operation konnte er nicht riskieren, dass jemand redete.

Er würde sich ein ruhiges Plätzchen suchen und warten, bis Morrisons Witwe ins Bett ging. Und dann würde er zuschlagen.

Der Mietwagen, der am Flugplatz von Port Townsend auf Michaels wartete, war ein sechs Jahre alter Datsun, der schon bessere Tage gesehen hatte. Der Angestellte der Mietwagenfirma hatte ihm gesagt, dass es der einzige Wagen sei, den sie noch hätten. Den Dodge, der angeblich nagelneu war, hatte vor einer halben Stunde jemand gemietet. Den Papierkram hatten sie telefonisch erledigt, und als er angekommen war, hatte der Autovermieter schon geschlossen. Die Schlüssel lagen hinter der Sonnenblende.

Vertrauensselige Menschen hier oben. Aber um diesen Haufen Schrott zu stehlen, musste man schon ziemlich verzweifelt sein.

Der Datsun setzte sich widerwillig in Bewegung und blieb ein paar Mal fast stehen. Das GPS war kaputt, aber im Handschuhfach lag eine zerknitterte Papierkarte.

Damit und mit Hilfe des GPS an seinem Virgil gelang es Michaels, die Adresse zu finden, zu der er wollte.

Er wusste, dass Ventura hierher gefahren war. Jay hatte die GPS-Koordinaten von der Autovermietung bekommen und von Port Townsend aus kam man eigentlich nirgendwo mehr hin, es sei denn, man hatte vor, eine Fähre zu den San Juan Islands zu nehmen. Venturas Mietwagen war um neun Uhr in der Stadt angekommen und jetzt, um elf, war er immer noch hier, aber Michaels würde sich beeilen müssen, wenn er nicht zu spät kommen wollte.

Wenn man eine Weile darüber nachdachte, war es gar nicht so weit hergeholt. Schließlich hatte Dr. Morrison hier gelebt und innerhalb einer Stunde nach der geschätzten Todeszeit des Wissenschaftlers war ein Mann unter dem Namen Corona, der höchstwahrscheinlich sein Leibwächter gewesen war, in ein Flugzeug gestiegen, das in diese Richtung unterwegs war. Es war natürlich möglich, dass Ventura zu einer anderen Adresse in Port Townsend wollte, aber das wäre wieder ein so unglaublicher Zufall gewesen,

dass es einfach nicht sein konnte. In Morrisons Haus musste etwas sein, das Ventura/Corona haben wollte, etwas, das es wert war, so überstürzt hierher zu fliegen. Und was in Morrisons Besitz war so wertvoll? Die Antwort lag auf der Hand.

Vielleicht war es auch etwas anderes. Vielleicht war Ventura aus einem ganz anderen Grund hierher gekommen, aber Michaels konnte sich nicht vorstellen, was das für ein Grund sein sollte.

Michaels könnte die örtliche Polizei informieren und Verstärkung bei der Bezirkspolizei anfordern. Zur Sicherheit vielleicht noch einige Beamte der Staatspolizei. Er könnte Morrisons Haus umstellen lassen und Ventura schnappen, wenn dieser auftauchte. Ganz einfach.

Er *könnte* es tun, aber er wollte den Mann nicht verscheuchen. Wenn mitten in der Nacht ein halbes Dutzend Gesetzeshüter in diesem verschlafenen Städtchen herumtrampelte, musste Ventura schon blind sein, um es nicht zu bemerken. Daher hatte Michaels vor, das Haus zu suchen, sich irgendwo zu verstecken und zu warten. Und erst wenn Ventura auftauchte, würde er die Kavallerie rufen. So konnte er Ventura genug Zeit geben, um das zu finden, weshalb er gekommen war und der Net Force eventuell eine langwierige Suche ersparen. Sollte Ventura bereits dort sein, wenn Alex ankam, würde er die Polizei verständigen, wenn er das Haus wieder verließ. Er würde vielleicht fliehen können, aber er konnte sich nicht verstecken, nicht, solange er den Mietwagen fuhr. Und dieser Wagen war Jays Informationen nach nicht weit von dem Haus entfernt geparkt und stand dort schon seit mindestens fünfzehn Minuten.

Michaels hatte nicht vor, den Mann allein festzunehmen. Ventura hatte John Howard angeschossen und das, obwohl der General nicht gerade ein Anfänger war, was Waffen anging – er kannte sich

damit erheblich besser aus als er. Michaels hatte nicht einmal eine Waffe dabei, nur seinen Taser, und obwohl er damit einen Mann mit einem Treffer kampfunfähig machen konnte, musste er recht nah an ihn herankommen, um diesen Treffer landen zu können. Unter diesen Umständen hatte er kein Verlangen, gegen einen perfekt ausgebildeten Killer anzutreten, der mit Sicherheit besser bewaffnet war als er und sich darüber hinaus auch noch in einer ausweglosen Situation befand. Michaels war es lieber, wenn ein Einsatzteam bereitstand – in einiger Entfernung, um die Zielperson nicht zu warnen, aber trotzdem so nah wie möglich –, das auf sein Kommando hin losschlagen würde. Er würde das Haus beobachten, sich vergewissern, dass der Kerl dort war, und sich dann die Hilfe holen, die er brauchte. Die Net Force würde zumindest teilweise den Verdienst für die Festnahme in Anspruch nehmen können. Und wenn sie Glück hatte, würde sie vielleicht noch die Unterlagen über den Gedankenkontrollstrahl als kleine Zugabe bekommen. Damit konnten sie die Fehler, die sie in der Vergangenheit gemacht hatten, wieder ausbügeln.

Er sah sich die Karte an und stellte fest, dass er noch ein paar Kilometer zu fahren hatte. Den Anruf, den er schon eine ganze Weile vor sich hergeschoben hatte, konnte er genauso gut jetzt machen. Er drückte auf die Kurzwahl für Tonis Nummer. Noch bevor es geläutet hatte, schaltete sich ihr Anrufbeantworter ein.

»Hallo, Sie haben den Anschluss von Toni Fiorella erreicht. Hinterlassen Sie mir bitte eine Nachricht, dann werde ich Sie so schnell wie möglich zurückrufen.«

Er runzelte die Stirn. Warum nahm sie keine Anrufe entgegen? Oder hob sie nur bei *seinen* Anrufen nicht ab? Da es hier mitten in der Nacht war, musste es in Washington D.C. früh am Morgen sein. Vielleicht schlief sie noch und hatte das Telefon ausgeschaltet.

»Hallo, Toni. Ich bin's. Ich wollte nur wissen, wie es dir geht. Ich ... hör zu, es tut mir Leid. Ich bin morgen früh wieder zurück. Wie wäre es, wenn wir uns zusammensetzen und über die ganze Sache sprechen? Wir finden schon eine Lösung.«

Er unterbrach die Verbindung und steckte das Virgil wieder an seinen Gürtel. Wenn er Ventura eingesammelt hatte, konnte Toni ihre neue Chefin gleich über etwas informieren.

Aber dazu musste er den Mann erst einmal kriegen.

## 37

*Mittwoch, 15. Juni  
Port Townsend, Washington*

Ventura musterte die Umgebungskarten, die seine Leute von der Nachbarschaft gemacht hatten, nachdem Morrison sein Kunde geworden war. Er wusste so viel über die Häuser und deren Bewohner auf einem Block in jede Richtung, wie ein aus guten Leuten bestehendes Überwachungsteam in der ihm zur Verfügung stehenden kurzen Zeit herausfinden konnte. Er wusste, in welchen Häusern Hunde oder Kinder waren und wo Nachteulen wohnten, die bis in die frühen Morgenstunden aufblieben und sich Videofilme ansahen. Zum Glück gab es in der Nähe von Morrisons Haus nicht viele davon.

Und daher saß Ventura jetzt auch unbemerkt im Garten des Hauses, das hinter dem von Morrison stand. Er hatte sich in eine Lücke zwischen einem kleinen Werkzeugschuppen aus Metall und einigen Klaftern Holz gezwängt. Es sah so aus, als wäre es Tanne,

Erle und Erdbeerbaum – eine gute Kombination. Wenn Tannenholz erst einmal trocken war, brannte es sehr gut. Das Erlenholz konnte man auch verheizen, ohne es lange abzulagern, und wenn das Holz des Erdbeerbaums einmal Feuer gefangen hatte, brannte es länger und heißer als Eiche.

Es war schon merkwürdig, was man in seinem Beruf alles lernte.

Ventura sah auf die Uhr. Es war fast eine halbe Stunde nach Mitternacht. Das Licht in Morrisons Haus war vor über einer Stunde ausgegangen, daher dürfte die Witwe inzwischen schlafen. Wie war doch gleich ihr Name? Ach ja – Shannon. Es klang wie der Name eines Teenager-Starlets oder Cheerleaders für ein NFL-Footballteam. Eine Frau dieses Namens brachte man kaum mit einem Wissenschaftler in Verbindung, der doppelt so alt gewesen war wie sie.

Ventura sah sich sorgsam um. Die Nacht war ruhig und kühl, und als er in sein Versteck geschlichen war, hatte er nichts gesehen, das ihn hätte beunruhigen können. Wenn hier noch andere auf der Lauer lagen, mussten sie die Straße vor dem Gebäude beobachten. Und wenn sie hier waren, hatte er sie nicht gesehen, was bedeutete, dass sie sehr geschickt waren. Falls sie vor dem Gebäude waren, würden sie ihn nicht sehen, wenn er sich von hinten anschlich.

Er holte ein paar Mal tief Luft, reicherte sein Blut mit Sauerstoff an und versuchte, sich zu entspannen. Um eins würde er hineingehen.

Michaels hatte den heruntergekommenen Datsun am Fuß des Hügels zurückgelassen – einen halben Block von der Stelle entfernt, an der Venturas Mietwagen geparkt war – und war zu Morrisons Haus hochgelaufen. Es war schon eine Weile her, seit er das letzte Mal eine verdeckte Überwachung im Außendienst durchgeführt hatte, und er war nicht mehr ganz so gut in Form. Vieles kam je-

doch zurück, während er sich dem Ziel näherte. Er benutzte Bäume als Deckung, ging, wenn es möglich war, durch Gärten, hielt sich gebückt und achtete auf Hunde. Wenn er seine Deckung verließ, bewegte er sich schnell und gleichmäßig vorwärts, aber so oft wie möglich blieb er im Dunkeln. Dass ihn niemand zu bemerken schien, hatte er wohl eher der späten Stunde als seinen Fähigkeiten zu verdanken.

Sein Adrenalinspiegel war viel zu hoch, so dass er von Zeit zu Zeit vergaß zu atmen und sich daran erinnern musste. Nicht vergessen hatte er allerdings, den Piepston seines Virgil abzustellen. Es hätte ihm gerade noch gefehlt, wenn plötzlich »Bad to the Bone« ertönte, während er sich gerade hinter einem Busch versteckte.

Als er dem Haus schon sehr nah war, fragte er sich, was genau er eigentlich tun würde, wenn er dort war. Er wusste, dass Venturas Mietwagen immer noch am Fuß des Hügels geparkt war. Falls er nicht unbemerkt an ihm vorbeigelaufen war, musste er immer noch hier sein. Vielleicht sogar bereits im Haus.

Rechts von ihm stand eine brennende Straßenlampe. Michaels überquerte die Straße, um im Dunkeln bleiben zu können.

Ein Uhr. Es war so weit. Ventura rannte in gebückter Haltung auf die Hintertür zu. Er legte die Strecke dorthin in zehn oder zwölf Sekunden zurück, aber für ihn schien es Stunden zu dauern. Fast erwartete er, den Aufprall einer Kugel in seinem Rücken zu spüren, obwohl er wusste, dass es nicht sehr wahrscheinlich war – es machte keinen Sinn, ihn auf dem Weg *in* das Haus zu erschießen.

Aber die Kugel war nicht gekommen und jetzt stand er an der Hintertür. Er drehte am Türknauf. Die Tür war abgesperrt. Und wenn Shannon getan hatte, was ihr Mann ihr gesagt hatte, würde auch das Zusatzschloss versperrt sein.

Ventura holte den Lederbeutel mit den Dietrichen und den Tor-

sionswerkzeugen aus der Jackentasche. Das Schnappschloss am Türknauf würde ein Kinderspiel sein und mehr brauchte er gar nicht zu tun. Für das Zusatzschloss hatte er einen Schlüssel, da seine Leute die Installation des Schlosses überwacht hatten.

Er setzte das Torsionsgerät an den Kartenschlitz des Türknaufs und schob die Stifte mit einem Dietrich zurück. Es war besser, es erst einmal auf die einfache Art zu probieren, bevor er sich jede Zuhaltung einzeln vornahm.

Das Torsionsgerät drehte den Zylindermechanismus beim zweiten Versuch. Ventura hatte etwa sechs Sekunden dafür gebraucht. Er grinste. Offensichtlich konnte er es noch.

Er steckte den Schlüssel in das Zusatzschloss, drehte ihn um und richtete sich auf, während er die Tür öffnete. Dann verschwand er in dem Flur, der in den Keller und zur Küche führte. Leise schloss er die Tür hinter sich.

Das Bedienfeld für die Alarmanlage war an der Wand neben dem Lichtschalter angebracht. Er konnte eine rote Lampe brennen sehen. Die Alarmanlage war also eingeschaltet. Die einzige andere Lichtquelle waren die Leuchtanzeigen einiger Geräte in der Küche, die jedoch zu weit weg waren, um dabei etwas sehen zu können. Daher schaltete er die Taschenlampe ein und schirmte den Strahl mit der Hand ab, so dass das Licht nur auf das Bedienfeld der Alarmanlage fiel. Er gab die vier Zahlen ein -1-9-8-6-, das Geburtsjahr von Shannon. Morrison hatte gesagt, dass sie sich Zahlen nicht sehr gut merken könne und er daher eine einfache Kombination genommen habe.

1986. Ventura besaß *Schuhe*, die älter waren als Shannon.

Der schwierige Teil war erledigt. Das Schlafzimmer lag oben, Wohnzimmer und Arbeitszimmer waren auf der anderen Seite der Küche, die ins Esszimmer überging. Er musste nur bis ins Wohn-

zimmer. Und wenn er jetzt nicht gegen ein Möbelstück stieß oder niesen musste, würde die junge Witwe ihren Schönheitsschlaf vermutlich fortsetzen. Wenn er ging, würde er den Alarm wieder einschalten und die Tür absperren. Shannon würde nie erfahren, dass er hier gewesen war.

Er ging durch die Küche. Das Umgebungslicht der digitalen LCD-Uhren auf dem Herd, der Mikrowelle und der Kaffeemaschine war so hell, dass er die Linse der Taschenlampe komplett abdecken konnte. Bei einem solchen Einsatz benutzte er eine Taschenlampe nur höchst ungern, sie verriet ihn an jeden, der draußen vorbeiging oder das Haus beobachtete. Falls es nicht gerade einen Stromausfall gab, liefen die Bewohner eines Hauses nicht mit einer Taschenlampe in der Hand durch die Räume. Aber er wollte auch keine Lampe oder die Deckenbeleuchtung des Raums einschalten, da eventuellen Beobachtern sonst aufgefallen wäre, dass noch jemand wach war und im Haus herumlief. Und einige Menschen waren sehr lichtempfindlich – auch, wenn sie schliefen. Es war, als würden sie den Druck der Fotonen auf ihren Körpern spüren, auch wenn sie sie überhaupt nicht sehen konnten. Er wollte nicht, dass Shannon nackt und gähnend die Treppe herunterkam, weil sie sich fragte, wer das Licht angelassen hatte. Wenn sie ihn sah, würde er das Letzte sein, das sie in ihrem Leben zu Gesicht bekam, und obwohl es ihm nichts ausmachen würde, sie zu töten, würde ihre Leiche der Polizei einige Rätsel aufgeben. Wer auch immer es getan hatte, so würden sie argumentieren, musste etwas gesucht haben und Ventura war sicher, dass sie ziemlich schnell herausfinden würden, was es gewesen war. Die Polizei wusste noch nicht, dass Morrison etwas an jemanden weitergegeben hatte. Und das Beste wäre, wenn das so bliebe, bis er an einem sicheren Ort war.

Als er ins Esszimmer trat, ließ er einen schmalen Lichtstrahl zwi-

schen seinen geschlossenen Fingern hindurchdringen, nur so viel, um die Möbel erkennen zu können. Er ging in die Hocke und durchquerte das Esszimmer. Dort drüben war das, was er wollte, nur noch ein kleines Stück weiter und dann nach rechts.

Michaels lag auf dem Bauch zwischen einigen Büschen, die auf der Ostseite von Morrisons Haus an der gegenüberliegenden Straßenseite standen. Es waren immergrüne Büsche – vermutlich eine Art Wacholder –, die man zu verkrümmten Bonsaiformen geschnitten hatte, aber sie waren immer noch dicht genug, um sich darunter zu verstecken. Er hatte sich von Osten her durch den Garten bis zu den Büschen vorgearbeitet, daher war er von der Straße oder Morrisons Haus nicht zu sehen gewesen – das hoffte er zumindest.

Er hatte die Büsche gerade erreicht, als er den schwarz gekleideten Mann sah, der in gebückter Haltung zur Hintertür lief.

Das muss Ventura sein. Eine Minute später und ich hätte ihn nicht mehr gesehen!

Der Mann machte sich am Schloss zu schaffen, öffnete im Handumdrehen die Tür und verschwand im Innern des Hauses. Entweder war die Tür nicht abgeschlossen gewesen oder der Kerl war ein Experte im Knacken von Schlössern. Michaels hatte selbst einmal einen Lehrgang darüber gemacht. Bei komplizierten Schlössern war er ein hoffnungsloser Fall. Sein Lehrer hatte ihm damals gesagt, dass man ein besonderes Händchen dafür brauche – entweder man hatte es im Gefühl oder nicht. Wenn nicht, konnte man zwar besser werden, aber richtig beherrschen würde man es nie.

Doch jetzt hatte er keine Zeit, in Erinnerungen an alte Seminare zu schwelgen. Er musste die Kavallerie dazu holen.

Er zog sein Virgil vom Gürtel und drückte auf einen Knopf. In höchstens fünf Minuten würde Verstärkung anrücken. Er musste nur weiter das Haus beobachten, bis sie hier war.

Falls seine junge Frau keine ungeahnten Vorlieben hatte, war Morrison ein Fan von klassischer Musik gewesen. Ein CD/DVD-Regal über der Anlage von Phillips/Technics enthielt mehrere hundert Titel. Der größte Teil davon waren Barockkomponisten: Bach, Händel, Vivaldi, Telemann, Heinichen, Corelli und Haydn.

Und natürlich Pachelbel.

Zum Glück hatte Morrison seine Sammlung akribisch katalogisiert. Die Titel waren in alphabetischer Reihenfolge geordnet, daher brauchte Ventura nur ein paar Sekunden, um die DVD zu finden: *Pachelbel's Greatest Hits*.

Er grinste, als er den Titel sah, und drehte die Hülle um. Die DVD enthielt eine Zusammenstellung von Stücken, verschiedene Versionen und Variationen des kontrapunktischen »Kanon in D-Dur«, mit einer Gesamtspielzeit von 41 Minuten und dreißig Sekunden. Man musste schon ein echter Klassikfan sein, um sich etwas anzuhören, das im Grunde genommen immer die gleiche einfache Melodie war, die wieder und wieder gespielt wurde.

Er öffnete die Hülle, um sich zu vergewissern, dass die DVD darin auch dem Titel entsprach. Im Licht der Taschenlampe schimmerte die silberne Scheibe in allen Regenbogenfarben.

Der Aufdruck sah echt aus: Der kleine RCA-Hund, Gramophone, der Name der Plattenfirma, die Titelliste und die Angabe der Spiel- dauer. Einem Experten würde vielleicht etwas auffallen; für ihn sah die Scheibe völlig normal aus.

Wenn man die DVD in einen Audio-Player einlegte, hörte man etwas mehr als 41 Minuten lang Variationen eines musikalischen Themas. Legte man sie jedoch in einen Computer ein und suchte an der richtigen Stelle – wobei man allerdings den richtigen binären Dekoder verwenden musste –, fand man etwas ganz anderes. Zwischen dem Ende von »Canon of the Three Stars« von Isao Tomita

mit dem Plasma Symphony Orchestra und dem Beginn von »Kanon in D-Dur« vom Baroque Chamber Orchestra unter der Leitung von Ettore Stratta war – wenn Morrison die Wahrheit gesagt hatte – ein Geheimnis verborgen, für das die Chinesen fast eine halbe Milliarde Dollar gezahlt hatten.

Er grinste wieder, legte die Scheibe in die Hülle zurück und steckte sie in die Innentasche seiner Windjacke. Dann sah er zur Treppe hinüber.

Von der schlafenden Witwe war kein Ton zu hören. Ausgezeichnet. Es war immer gut, wenn man Komplikationen so weit wie möglich vermeiden konnte.

Ventura ging zur Hintertür zurück. Er gab den Alarmkode ein, machte die Tür einen Spaltbreit auf und stellte das Schnappschloss an der Tür ein. Falls er die Tür nicht in dreißig Sekunden schloss, würde der Alarm losgehen. Er brauchte nur eine dieser Sekunden, um seine Pistole zu ziehen und zu entsichern. Wenn er beobachtet wurde, machte es für sie mehr Sinn zu warten, bis er mit dem, was er gesucht hatte, wieder herauskam, bevor sie einen Angriff starteten – denn sonst fanden sie es vielleicht nie. *Falls* er beobachtet wurde.

Er hielt die Pistole neben seinem Bein nach unten, holte tief Luft und ging durch die Tür.

*Mittwoch, 15. Juni  
Port Townsend, Washington*

Michaels beobachtete das Haus, als sich die Situation plötzlich änderte. Was auch immer Ventura gesucht hatte, entweder wusste er genau, wo es war, oder er hatte es sich anders überlegt, dachte Michaels.

Er sah zu, wie der Mann mit der einen Hand etwas mit dem Schloss an der Tür anstellte. Bis auf einen kurzen Blick tat er das, ohne auf die Tür zu sehen – stattdessen behielt er den Garten im Auge und suchte die Umgebung ab. Die andere Hand hatte er hinter dem Bein versteckt.

Obwohl Michaels wusste, dass er unter den Büschen auf der anderen Straßenseite so gut wie unsichtbar war, erstarrte er. Sein Adrenalinpiegel schnellte noch einmal in die Höhe.

Als Ventura mit dem Schloss fertig war, sah er sich noch einmal um und lief in den Garten.

Michaels machte sich bereit aufzustehen. Er würde Ventura unter allen Umständen folgen, aber *sehr* vorsichtig dabei sein müssen. Seine Hand schwebte über dem Rufknopf seines Virgil, aber dann drückte er ihn doch nicht. Wenn er jetzt einen Notruf sendete, würde die Kavallerie mit Blaulicht und Sirenen anrücken. Er konnte es immer noch nicht riskieren, Ventura zu alarmieren.

Er war bereits auf Händen und Knien, um aus dem Gebüsch zu kriechen, als zwei Männer hinter dem Schuppen hervortraten und ihre Waffen auf Ventura richteten.

»Stehen bleiben oder ...«, rief einer der beiden.

Er brachte den Satz nicht zu Ende. Mehrere grelle Blitze zuckten durch die Luft, es gab einige heftige Explosionen und alle drei Männer gingen zu Boden. Aber Ventura rollte sich herum, sprang in einer fließenden Bewegung auf, rannte zu den beiden auf der Erde liegenden Männern und feuerte noch zweimal.

Alles geschah so schnell und unerwartet, dass Michaels nicht sicher war, was er da eigentlich gesehen hatte, aber sein Gehirn füllte die Lücken für ihn: Zwei bewaffnete Männer hatten Ventura in die Zange genommen, der entweder der schnellste Schütze war, den er je gesehen hatte, oder seine Waffe bereits gezogen hatte. Eins, zwei, *drei* Schüsse, ja, drei, zwei von Ventura, einer von einem der beiden Toten – sie waren mit Sicherheit tot, denn Ventura war zu ihnen gerannt und hatte noch zwei Schüsse abgegeben, so wie es aussah in die Köpfe, aber Michaels war sich nicht sicher, da er von den ersten Schüssen noch etwas geblendet war und ...

Ventura blieb nicht stehen, um sich die beiden Männer, die er erschossen hatte, näher anzusehen. Er rannte davon, genau auf die Straße zu.

Michaels kroch unter den Büschen hervor und folgte ihm, allerdings in gebückter Haltung und nach Deckung suchend. Er wollte auf keinen Fall, dass Ventura hinter sich sah und ihn entdeckte, nicht nach dem, was er gerade gesehen hatte. Der Mann war nicht nur ein Killer, er war auch noch Experte darin. Er hatte gerade zwei Männer getötet, die ihre Waffen bereits auf ihn gerichtet hatten. Das war entweder großes Können oder großes Glück gewesen und Michaels wollte beides nicht auf die Probe stellen.

In den Häusern entlang der Straße gingen langsam die Lichter an. Vermutlich gab es unter der Woche nicht sehr viele Schießereien hier.

Michaels rannte auf die andere Straßenseite, wo es dunkler war.

Er hatte seinen Taser in der Hand, hoffte aber, dass er nicht so nahe an Ventura herankommen würde, um ihn benutzen zu müssen.

Ventura lächelte, während er lief. Er lud die Pistole nach und setzte ein volles Magazin ein. Das Magazin, in dem drei Patronen fehlten, steckte er in die Jackentasche. Die Männer, die er erschossen hatte, waren vermutlich chinesische Agenten gewesen – FBI-Beamte hätten sich sofort identifiziert, außerdem wären noch mehr in der Nähe gewesen.

Schnelligkeit war jetzt das Wichtigste. Eine Schießerei in einem ruhigen Wohnviertel würde die Leute mit Sicherheit aufwecken. Jemand würde die Polizei anrufen, und selbst wenn diese langsam reagierte, würde es nur ein paar Minuten dauern, bis die Cops hier ankamen. Er würde zwar noch etwas mehr Zeit haben, weil es eine Weile dauern würde, bis die Einheimischen sich einen Überblick über die Lage verschafft hatten – genug Zeit, um die Stadt verlassen zu können –, aber er musste damit rechnen, dass ihn vorhin jemand gesehen und auch den Wagen bemerkt hatte. Er brauchte ein anderes Auto. Je schneller er eines fand, desto besser.

Er musste auch die Coonan loswerden – er hatte keine Zeit gehabt, um die Hülsen aufzusammeln, und die Waffe bereits bei zwei Schießereien verwendet, in Alaska und in Kalifornien. Normalerweise hätte er die Pistole in einen See oder ins Meer geworfen, nachdem er sie das erste Mal benutzt hatte, aber es war einfach keine Zeit dazu gewesen. Nur ein Narr behielt etwas, dass ihm die Todesstrafe einbrachte, wenn er damit erwischt wurde. Er hatte noch andere Waffen, und sobald er sich eine davon besorgen konnte, würde er diese hier verschwinden lassen.

Einen halben Block vor ihm war auf der Straße ein alter Pickup geparkt. Das würde gehen. Er konnte das Fenster einschlagen, einsteigen, das Zündschloss aufbrechen und die Zündung kur-

schließen. In zwei Minuten würde er weg sein. Er sah sich um. Keine Spur von Verfolgern, keine Männer, die ihm mit der Waffe in der Hand nachliefen. Vielleicht waren die beiden vorhin die Einzigsten gewesen. Vielleicht.

Aber noch während er rannte, fing der Teil in ihm, der nach Gefahr dürstete, zu lachen an und nach mehr zu schreien. Es gab nichts Schöneres als einen Adrenalinstoß, als das Gefühl von Gefahr und Todesahnungen. Er hätte Angst haben müssen, aber das, was er fühlte, ähnelte mehr einem Orgasmus als Angst. Er hatte die Trophäe, er war unterwegs, der Feind war tot. Das Leben um ihn herum war kristallklar, messerscharf und bebte vor Jubel.

Er lebte, sie starben.

Besser würde es nicht mehr werden.

Er hatte den Pickup erreicht und griff nach der Tür – es war nicht abgeschlossen! Ventura langte hinter die Sonnenblende, nur für alle Fälle – und da waren sie, die Schlüssel!

Er lachte laut auf. Nein. Besser konnte es nicht mehr werden!

Er legte die Waffe auf den Sitz und steckte den Schlüssel ins Zündschloss.

»Wo wollen Sie denn hin, Colonel?«

Ventura zuckte überrascht zusammen und wollte nach der Coonan greifen ...

»Nein! Sie würden es nicht schaffen!«

Ventura erstarrte. Er hob den Blick.

Zwei Meter von ihm entfernt stand General Jackson »Bull« Smith. Er zielte mit einer Schrotflinte auf seinen Kopf und lächelte.

Das war in Venturas Plan nicht vorgesehen gewesen. »General, was für ein Zufall, dass wir uns hier begegnen.«

»Das ist kein Zufall, Luther. Ich und ein paar von meinen Jungs haben darauf gewartet, dass Sie hier auftauchen.«

»Die beiden haben zu Ihnen gehört?«

»Ja.«

»Tut mir Leid.«

»Machen Sie sich deshalb keine Sorgen. Sie haben bekommen, was sie verdient haben – es war idiotisch, sich Ihnen einfach so in den Weg zu stellen.«

Smith lächelte wieder, aber die Schrotflinte bewegte sich keinen Millimeter. Ventura sah genau in den Lauf. *Kaliber 22*, stellte er fest. *Modifizierter Choke*.

»Vor uns waren noch einige Jungs hier, kommunistische Agenten, soweit wir das erkennen konnten, aber sie sind ... gegangen.«

»Ach, das habe ich mir doch fast gedacht. Dankschön.«

»Sie brauchen mir nicht zu danken. Ich hatte Sie von einigen anderen meiner Jungs beschatten lassen, aber nach dem Schlamassel in Los Angeles haben sie Sie verloren. Und Sie haben Ihren Kunden verloren. Wie schade. Ich hatte mir schon gedacht, dass Sie früher oder später hier auftauchen würden.«

»Sie überraschen mich immer mehr. Woher haben Sie das nur gewusst?«

»Weil es bessere Überwachungselektronik gibt als die, die Sie in Ihrem Wagen installiert hatten, als Sie mich im Lager besuchten. Sie glauben, weil wir in den Wäldern leben und im Bärenkot herumtrampeln, haben wir keinen Zugang zu moderner Technologie, nicht wahr? Sie haben den Fehler gemacht, jemanden zu unterschätzen, Luther. Und dieser Jemand war auch noch Ihr Freund. Sie hätten mich an dem Geschäft beteiligen sollen, anstatt zu versuchen, mich mit einer dummen Geschichte hereinzulegen.«

Ventura lächelte und schüttelte den Kopf. »Ich nehme alles zurück, General. Wirklich beeindruckende Arbeit. Aber es ist ja nicht zu spät, um noch etwas zu ändern, oder?«

»Ich fürchte doch, Colonel, ich fürchte doch.«

Als er sah, dass der Mann mit der Schrotflinte seine Waffe auf Ventura richtete, der in einem Pickup saß, den er vermutlich stehlen wollte, machte Michaels einen Satz in einen Vorgarten und versteckte sich hinter dem dicken Stamm einer Douglastanne. Er stand auf der anderen Straßenseite und die beiden waren so mit sich beschäftigt, dass sie ihn nicht bemerkten. Er drückte den Alarmknopf seines Virgils. Die Verstärkung würde ein paar Minuten brauchen, bis sie auftauchte. Inzwischen machte er sich keine Gedanken mehr darüber, dass er Ventura dadurch warnen würde.

Und jetzt? Wer war der Kerl? Hatte er etwas mit den zwei Toten hinter Morrisons Haus zu tun? Was zum Teufel ging hier eigentlich vor?

Michaels war etwa 18 bis zwanzig Meter von den beiden entfernt und der Taser funktionierte nur auf vier bis sechs Meter zuverlässig – wenn man Glück hatte. Er hatte nur einen Schuss und dann würde er nachladen müssen. John Howard und Julio Fernandez hatten ihn zu Recht darauf hingewiesen, dass selbst der schnellste Taser-Nachlader der Welt nicht schneller sein konnte als eine Handfeuerwaffe mit mehreren Kugeln. Mitarbeiter der Net Force, die im Management oder als Computerexperten arbeiteten, waren Schreibtischhengste, sie *brauchten* keine Waffen; dafür war ja schließlich der militärische Arm der Abteilung zuständig.

Michaels schwor sich, dass er in Zukunft eine Waffe tragen würde, wenn er lebend aus dieser Sache herauskam.

Unglücklicherweise war der militärische Arm seiner Abteilung gerade nicht hier und er hatte keine richtige Waffe – nur einen Taser. Also, auf wen sollte er damit zielen? Natürlich unter der Voraussetzung, dass er überhaupt nahe genug herankam, um auf einen von den beiden zielen zu können.

Er konnte nicht verstehen, worüber die beiden Männer sprachen, aber er hörte die nächsten Worte des Mannes mit der Schrotflinte, denn er sagte es sehr laut: »Bubba!«

Ein kahlköpfiger Bodybuilder in einem dunklen Tarnanzug mit einer langläufigen Pistole in der Hand näherte sich dem Pickup von der Beifahrerseite her. Er achtete darauf, nicht direkt auf die Tür zuzugehen, sondern näherte sich seitlich vom Heck her. Schlaues Kerlchen – auf diese Weise war er aus der Schusslinie der Schrotflinte heraus, falls diese abgefeuert wurde. Es ging doch nichts über eine kleine Komplikation, die Michaels das Leben noch ein wenig schwerer machte. Selbst wenn er anstelle des Tasers ein Sturmgewehr gehabt hätte, wäre er gegen eine solche Übermacht nicht vorgegangen. Außerdem wusste er ja gar nicht, wer die beiden Männer waren – theoretisch hätten sie sogar vom FBI sein können.

Vielleicht sollte er noch eine Sekunde warten und sehen, was weiter geschah, bevor er aufstand und allen befahl, die Waffen fallen zu lassen. Vielleicht auch mehrere Sekunden.

Ventura spürte, wie das Adrenalin in seinen Adern pumpte, hörte den Sirenengesang, der ihn zum Handeln zwingen wollte. *Du bist unbesiegbar, sagte er. Niemand hat dich je schlagen können. Du bist der Beste, den es je gegeben hat! Töte sie!*

»In Ordnung«, sagte Smith. »Ich sage Ihnen jetzt, wie wir es machen werden. Sie geben mir das, weswegen Sie hierher gekommen sind. Dann können Sie verschwinden – Ihr Leben für die Daten. Ich glaube, das ist ein fairer Handel. Falls irgendetwas aus ihrer Tasche herauskommt, das wie eine Waffe aussieht, werden wir Ihnen einige Teile Ihres Körpers abschießen. Die Pumpgun hier ist mit großem Schrot Nummer 4 geladen – acht Patronen. Ihnen muss ich ja nicht erklären, welche Wirkung diese Munition aus dieser Entfernung auf Ihr Gesicht hat.«

»Nein.«

Smith war vielleicht kein echter General, aber er war ein echter Soldat gewesen und außerdem zielte er mit einer Schrotflinte auf Ventura. Bubba, der auf der Beifahrerseite des Pickups stand, hatte eine Pistole. Aber wenn Bubba zuerst abdrückte, musste er durch das Glas schießen und er stand so, dass der Winkel die Kugel eventuell ablenkte. Wenn Ventura sich plötzlich duckte, würde Smith vermutlich abdrücken und mit etwas Glück dürfte das Schrot genau über seinen Kopf und durch das Fenster auf der Beifahrerseite gehen. Smith würde etwa eine halbe Sekunde brauchen, um den Schlitten für einen zweiten Schuss durchzuladen. Ein Treibspiegelgeschoss aus einem Zwölfkaliber konnte die Tür eines amerikanischen Pickups zwar nicht aufhalten, aber eine Ladung Schrot Nummer 4 – oder zumindest der größte Teil davon – würde darin stecken bleiben.

Ventura schätzte seine Chancen ab. Er hatte die Situation analysiert, so gut es eben ging – und sobald er die DVD übergeben hatte, war er sowieso ein toter Mann. Smith konnte ihn nicht einfach gehen lassen, weil er

wusste, dass Ventura ihn früher oder später umlegen würde. Ein Lager mit einer Hundertschaft Männer, die Soldat spielten, würde nicht ausreichen, um ihn zu schützen, und Smith wusste das auch. Er erschoss Ventura nur deshalb nicht sofort, weil er sicher sein wollte, dass er die Daten hatte und herausfinden wollte, was er damit anstellen konnte.

Der Moment war gekommen. Keine Vergangenheit. Keine Zukunft. Im Hier und Jetzt.

Er lächelte und traf seine Entscheidung. Die Einzige, die er treffen konnte.

»Einverstanden, General. Wir machen es so, wie Sie gesagt haben

...« So schnell er konnte, duckte Ventura sich und griff nach seiner Pistole.

## 39

*Mittwoch, 15. Juni  
Port Townsend, Washington*

Wenn eine Situation unversehens gefährlich wird, setzt manchmal eine Art Zeitlupe ein und so war es auch jetzt. Michaels sah Ventura aus seinem Blickfeld verschwinden und hörte unmittelbar danach das gewaltige *Bunt!* der Schrotflinte.

Bubba feuerte seine Pistole ebenfalls ab, die ein dünnes, fast leises Krachen von sich gab, und in der Windschutzscheibe des Pickups erschienen zwei Löcher.

Michaels stellte erstaunt fest, dass er auf die schießenden Männer zulief, den winzigen, unscheinbaren Taser auf Armlänge von sich gestreckt ...

Im Inneren des Pickups tauchte wie ein Periskop Venturas Hand auf, die eine Pistole hielt. Sie feuerte auf den Mann mit der Schrotflinte, drehte sich blitzschnell und feuerte auf Bubba – *Bum! Bum! –*, rasend schnell.

Der Mann mit der Schrotflinte war getroffen worden und ging zu Boden, aber Bubba hatte sich geduckt, als Ventura die Pistole hochgerissen hatte, und feuerte sofort drauflos, sechs-, achtmal. Es klang, als wäre es eine Vollautomatik, ein ununterbrochenes *Bumbumbumbum!*, dann musste sie leer geschossen sein, weil das Geräusch plötzlich abriss.

Ventura kam hoch und richtete seine Waffe auf den Mann mit der Schrotflinte, der immer noch am Boden lag, aber er rollte sich weg, sprang auf und richtete die Schrotflinte wieder auf Ventura – und feuerte.

Michaels sah, wie Ventura die volle Ladung in die Brust bekam und gegen das Lenkrad geschleudert wurde, aber er konnte noch einen zweiten Schuss abgeben, der den Mann mit der Schrotflinte traf. Die Schrotflinte wurde ein drittes Mal abgefeuert.

Ventura verschwand wieder aus Michaels Blickfeld.

Michaels wurde klar, dass er wie am Spieß brüllte, als der Mann mit der Schrotflinte den Kopf in seine Richtung drehte und ihn erstaunt ansah. Er wollte seine Waffe herumreißen. Für einen Schuss mit dem Taser war die Entfernung zu groß, aber Michaels drückte trotzdem ab. Zwei silbern glänzende Nadeln schossen auf den Mann zu – er konnte die elektrischen Pfeile *sehen* –, aber sie trafen die Schrotflinte; eine landete auf dem Kolben, die andere auf dem Schaft, was überhaupt keine Wirkung hatte.

Der Lauf der Schrotflinte schwenkte herum, langsam ... langsam ... und war schon fast auf ihn gerichtet, als dem Schützen klar wurde, dass Michaels in ihn hineinrennen würde, daher drückte er ab

...

Zu früh! Die Ladung ging an Michaels rechtem Ohr vorbei, er spürte ein kurzes Ziehen und dann ein Brennen, aber das war auch schon alles und dann stieß er mit dem Schützen zusammen. Sie gingen zu Boden.

Nach dem Aufprall waren beide etwas benommen, aber Michaels erholte sich als Erster. Er sprang auf und wollte dem Mann gegen den Kopf treten, aber da der Schütze sich wegzurollen versuchte, ging der Fußtritt daneben und traf stattdessen die Schulter.

Die Schrotflinte lag auf der Straße, etwa fünf Meter von ihnen

entfernt. Michaels wusste, dass Bubba auf der anderen Seite des Pickups war und vermutlich seine Pistole nachlud. Er hatte keine Zeit für unnötige Spielchen. Sein Gegenüber kam hoch. Er war benommen und hob die Hände in Abwehrposition, aber Michaels verlor keine Zeit und stieß dem Mann seinen Ellbogen mit aller Kraft gegen die Schläfe. Er hörte ein dumpfes Knacken und der Mann ging bewusstlos zu Boden. Aber jetzt kam Bubba hinter dem Pickup hervor, Bubba mit seiner Pistole, und Michaels wusste, dass es zu Ende war.

Er würde sterben ...

Plötzlich kam jemand wie aus dem Nichts angeflogen und stürzte sich von hinten auf Bubba, der seine Pistole fallen ließ, als er mit einem Knie zu Boden ging. Der Angreifer tauchte weg, kam zwei Meter hinter Bubba mit einer Rolle wieder hoch und wirbelte herum.

Michaels konnte einfach nicht glauben, was er da sah.

*Toni?!*

Der Mann fiel auf die Knie und Toni hatte zu viel Schwung, um noch zum Stehen zu kommen, daher machte sie eine Schulterrolle und landete ziemlich hart auf der Straße, kam aber gleich darauf mit einer Rolle wieder hoch. Sie war so gut wie unverletzt, aber ihre Schulter würde grün und blau werden – falls sie bis dahin noch am Leben war.

Der Mann war wieder aufgestanden und kam auf sie zu. Er holte zu einem Schlag aus, der sogar ein Pferd auf die Bretter geschickt hätte, wenn er getroffen hätte, ein stahlharter rechter Haken.

Toni duckte sich, versetzte dem Mann mit der linken Handfläche und der rechten Rückhand zwei kurze Schläge und nutzte den Schwung des zweiten Schlages, um ihren Ellbogen anzuwinkeln. Sie drehte sich nach links weg – er war zu groß für einen Frontal-

angriff –, dann donnerte sie ihm ihren rechten Ellbogen in die Rippen.

Sie spürte, wie seine Rippen nachgaben. Er stöhnte auf und bewegte sich etwas langsamer, aber es reichte nicht, um ihn aufzuhalten; er machte einfach weiter. Der Mann war zu groß und zu stark – wenn er sie packte, konnte das böse ausgehen.

Da sie für einen Fußfeiger zu nah stand, musste sie den Oberschenkel nehmen. Also schlang sie ihr Bein um seinen Schenkel, riss das Knie nach oben und stieß gleichzeitig mit der rechten Hand gegen seinen Bauch.

Der Beinhebel funktionierte. Er verlor das Gleichgewicht und fiel mit dem Gesicht nach unten auf die Straße, wobei er die Hände ausstreckte, um den Sturz abzufangen.

Toni folgte ihm. Als er den Kopf hob, holte sie zu einem Fußtritt ans Kinn aus, aber er rollte sich weg und blockte zur gleichen Zeit ab. Ihr Schienbein traf seinen linken Unterarm. Die Elle brach ...

Aber verdammt, der Kerl war zäh. Er wollte ihren Fuß packen, griff jedoch daneben, als sie nach hinten auswich, und nutzte den Schwung, um aufzuspringen. Er attackierte sie erneut und versuchte, mit seinem unverletzten rechten Arm eine Gerade zu landen.

Toni war jetzt voll konzentriert und kämpfte in gerechtem Zorn, der sie nicht mehr nachdenken ließ. Sie schlug ihm ihre rechte Faust an den Kopf, wich seiner Geraden aus und blockte gleichzeitig mit dem linken Arm ab, so dass sein Arm knapp hinter dem Ellbogen abgelenkt wurde. Ihr Schlag traf ihn auf das Ohr, hatte jedoch keine Wirkung, aber jetzt war sie in der richtigen Position für den *putar kepala* – den Kopfdreher. Sie drückte seinen rechten Ellbogen mit der linken Hand nach innen, packte mit der rechten seinen Nacken und bewegte ihre Hände aufeinander zu, die linke nach oben, die rechte nach unten, während sie sich gleichzeitig mit

ihrem ganzen Gewicht nach unten fallen ließ. Die Bewegung drehte ihn im Uhrzeigersinn um die eigene Achse und sie packte seinen Kopf mit beiden Händen.

Bei einem Kopfdreher allein wurde die Halsmuskulatur gezerrt, was sehr schmerhaft, aber relativ ungefährlich war. Ein Kopfdreher, bei dem gleichzeitig ein starker Zug durch eine Überdehnung des Rückens ausgeübt wurde, brach einem das Genick.

Toni riss seinen Kopf entgegen dem Uhrzeigersinn herum und zog gleichzeitig daran. Das Geräusch der brechenden Halswirbel kam ihr lauter vor als die Schüsse der Schrotflinte vorhin.

Der Mann fiel zu Boden. Er würde es vielleicht überleben, aber aufstehen würde er nicht mehr. Nicht jetzt, vielleicht nie wieder.

Ihre Wut ebbte ab, als sie sich umdrehte und nach weiteren Gegnern suchte.

Es gab keine. Nur Alex, der über dem bewusstlosen Mann mit der Schrotflinte stand und sie erstaunt anstarnte.

Sirenen näherten sich und wurden lauter. Keiner von ihnen konnte etwas sagen. Als das Blaulicht der ersten Polizeiautos auf sie fiel, sagte Alex schließlich: »Was zum Teufel machst du denn hier?«

»Keine Bewegung!«, rief ein nervöser Cop, der eine Pistole umklammert hielt.

Kein Problem. Alex und Toni rührten sich nicht vom Fleck – und alle anderen konnten sich sowieso nicht mehr bewegen.

*Mittwoch, 15. Juni  
Port Townsend, Washington*

Die verschlafene kleine Touristenstadt auf dem Hügel war inzwischen hellwach geworden: Polizei, Feuerwehr und die meisten Nachbarn standen im Licht der Scheinwerfer und der Notbeleuchtung herum und versuchten herauszufinden, was eigentlich los war. Es war laut, hell und hektisch.

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Einzelheiten klar waren. Michaels erklärte, wer er und Toni waren, und als man ihre Net Force/FBI-Ausweise überprüft hatte, beruhigten sich alle erst einmal.

In Morrisons Garten lagen zwei Tote, die ihren Ausweisen nach Mitglieder einer paramilitärischen Vereinigung mit Sitz in Idaho waren.

Der Mann mit der Schrotflinte hatte einen Schädelbasisbruch, lebte aber noch. Er war offenbar der Anführer der ominösen Gruppe, ein General. Die beiden Kugeln, die Ventura auf ihn abgefeuert hatte, waren von seiner schusssicheren Weste aufgehalten worden.

Und Ventura? Er war von zwei Kugeln aus der Schrotflinte des Generals erwischt worden, da er keine Schutzweste getragen hatte. Der erste Schuss hatte ihn offenbar in die Brust getroffen, der zweite ins Gesicht. Jeder der beiden Schüsse hätte ihn getötet, sagte der Rettungssanitäter, der Kopfschuss allerdings schneller als der ins Herz. Michaels und Toni durchsuchten Venturas Sachen. Sie fanden eine Waffe, Munition zum Nachladen, eine Taschenlampe, Dietriche, Autoschlüssel und – in der zerfetzten Innentasche seiner

Jacke – eine DVD in einer Plastikhülle. Sowohl die Hülle als auch die Scheibe waren von der Schrotlandung in winzige Splitter gerissen worden, von denen einige durch die Wucht des Aufpralls in Venturas Herz getrieben worden war.

»Wollen wir wetten, dass Morrison wegen der DVD hierher gekommen ist?«, fragte Toni.

»Lieber nicht«, sagte Michaels. »Glaubst du, dass das Labor des FBI das Ding wieder zusammensetzen kann?« Einige der blutigen Splitter waren so groß wie Stecknadeln.

Sie schüttelte den Kopf. »So, dass man das, was darauf gespeichert war, wieder lesen kann? Das bezweifle ich. Wenn das Geheimnis für die Todesstrahlen auf dieser Scheibe war, ist es für immer verloren.«

Michaels nickte. »Das wäre wahrscheinlich auch das Beste. Ich glaube nicht, dass unsere Regierung so etwas in die Finger kriegen sollte – geschweige denn eine andere.« Er sah sie an. »Ach, *du* hast den neuen Wagen von der Autovermietung bekommen, nicht wahr? Kurz, bevor ich hier angekommen bin?«

»Ja.«

»Woher hast du gewusst, wo ich bin? Hat Jay es dir gesagt?«

»Nein. Du hast Spuren hinterlassen. Du hast überhaupt nicht versucht, dich zu verstecken. Ich bin nicht gerade ein Anfänger im Netz.«

»Warum bist du gekommen?«

Sie sah ihn wieder an. »Tut es dir Leid, dass ich es getan habe?«

Er schüttelte den Kopf. »Angesichts der Situation hier wäre ich ein kompletter Idiot, wenn ich das sagen würde. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich mich das letzte Mal so gefreut habe, jemanden zu sehen, wie vorhin, als du Bubba verdroschen hast. Vielen Dank.«

»Weißt du, ich habe nur in meiner Eigenschaft als Verbindungsagentin gehandelt.«

»Ach ja?«

»Warum bist du nur so stur, Alex? Du weißt, dass ich dich liebe. Und du liebst mich auch.«

»Ja.«

»Unsere Beziehung hat nicht funktioniert. Es lag an unserer Arbeit und das weißt du auch. Ich würde lieber meinen Job verlieren als dich.«

Er nickte. »Ja, ich auch.«

Sie sah zu, wie die Feuerwehrmänner Venturas Leiche wegbrachten. »Es wird eine lange Nacht werden, bis wir hier fertig sind. Hast du eine Unterkunft?«

»Nein.«

»Ich habe mir ein Zimmer in einer kleinen Pension am anderen Ende der Stadt genommen. Was hältst du davon, wenn wir uns dort erst einmal ausschlafen, wenn die ganze Sache hier beendet ist?«

Er überlegte kurz. Sie hatte Recht. Er liebte sie und ihre Beziehung war ihm wichtiger als ihr oder sein Job. Er lächelte sie an. »Okay«, sagte er. »Bevor du mich auch verprügelst.«

## EPILOG

*Freitag, 29. Juli, 2011  
Washington D.C.*

Als Michaels nach Hause kam, sah er auf dem Tisch in der Küche die Post liegen. »Toni?«, rief er. »Bist du da?«

»Hier«, sagte sie.

»Wo ist 'hier'?«

»Im Wohnzimmer.«

Er ging ins Wohnzimmer. Sie saß auf der Couch und faltete Handtücher zusammen.

»Ich habe die Wäsche getrocknet«, sagte sie. »Du hast schon wieder dunkle mit hellen Handtüchern zusammen gewaschen.«

»Was soll ich dazu sagen? Ich bin durch und durch schlecht. Du kannst mich erschießen.«

Michaels ging zur Couch, beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie. »Wie war dein Tag?«

»Nicht übel«, sagte sie. »Ich musste für die Mitarbeiter von Senator Bogle eine Präsentation darüber halten, was für einen tollen Job die Net Force macht.«

»Das war bestimmt ein Kinderspiel.«

»Ein halbes Dutzend Teller auf Stöcken zu jonglieren ist ein Kinderspiel, Alex. Seit ich nicht mehr bei der Net Force bin, habt ihr Schwierigkeiten, die Kaffeemaschine im Büro zu finden.«

Er lachte. »Was gibt es denn zu essen?«

»Ich könnte ein paar Burritos in der Mikrowelle aufwärmen«, sagte sie.

»Soll ich nicht lieber beim Pizzaservice anrufen? Ich lade dich ein.«

»Einverstanden.«

Michaels holte tief Luft. Er hatte lange über das, was er jetzt sagen wollte, nachgedacht und war ziemlich nervös deshalb. »Hör mal«, fing er an. »In der letzten Zeit ist bei uns doch alles recht gut gelaufen, oder?«

»Soll das eine Frage sein?«

»Nein, nein, ich meine nur, *ich* glaube, dass es so ist, aber ich halte es nicht für selbstverständlich. Unsere Beziehung ist doch in Ordnung, oder? Ich meine, auf der persönlichen Ebene stimmt doch alles, findest du nicht auch?«

»Abgesehen davon, dass du die hellen mit den dunklen Handtüchern zusammen in die Waschmaschine wirfst, läuft alles großartig.«

Er nickte. Jetzt kam der schwierige Teil.

Sie hörte auf, die Handtücher zusammenzulegen. »Was ist los, Alex? Du hast doch was. Sag es mir.«

Er setzte sich auf die Couch neben sie. »Okay, hör zu. Ich bin nicht sehr romantisch, aber – willst du mich heiraten?«

Sie riss die Augen auf und strahlte. »Ja, natürlich.«

Er atmete auf. »Gut.«

»Hast du gedacht, ich würde Nein sagen?«

»Ich habe gehofft, dass du Ja sagst. Ich wollte nicht zu viel darüber nachdenken.«

Toni legte die Arme um ihn und küsste ihn. Dann löste sie sich aus der Umarmung und lehnte sich zurück. »Es wurde aber auch Zeit, dass du mich fragst«, sagte sie.

»Ja? *Du* hättest mich ja auch fragen können.«

»Nein, ich bin ein altmodisches Mädchen. Das muss der Mann machen.«

»Altmödisch? *Du*?« Er lachte. »Du bist eine durch und durch nüchterne Frau, die andere Leute verprügelt und mir bei der Arbeit über die Schulter sieht.«

»Ach, darüber brauchst du dir bald keine Gedanken mehr zu machen.«

Er sah sie an. »Warum?«

»Ich werde kündigen.«

»Was!?«

»Ich habe schon vorgehabt, den Job eine Weile zu machen, als ich angenommen habe, aber inzwischen hat sich etwas Besseres ergeben.«

»Ein besserer Job? Hoffentlich nicht zu weit entfernt. Ich habe mich gerade daran gewöhnt, dich hier zu haben.«

»Oh, keine Sorge, du wirst mich hier haben.« Sie legte ihm die Hände auf die Schultern, dann verschränkte sie sie hinter seinem Kopf. »Der Job ist allerdings etwas ganz anderes als das, was ich bisher gemacht habe.«

»Ja? Was wirst du denn machen?«

»Ich werde Vollzeitmutter werden.«

Er starrte sie an. »Du ... du bist ...?«

»Ja«, sagte sie. Sie strahlte über das ganze Gesicht. »Ich bin schwanger.«

Da strahlten beide über das ganze Gesicht.